1031
Bd 1

Caupolican.

Eine

katholische Erzählung aus der neuen Welt.

Von

Ludwig Clarus.

Erster Band.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1859.

7.90

In demselben Verlage erschien:

Aus dem Leben
einer
Convertitin.
Mitgetheilt
von
Ludwig Clarus.
Eleg. geh. 12 Ngr. 42 kr.

Die Verlobten.
Eine
Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert
von
Alexander Manzoni.
Nebst einem Anhange:
Geschichte der Schandsäule,
und
einer literarhistorischen Einleitung über A. Manzoni
von
Ludwig Clarus.
Nach der sechsten Auflage aus dem Italienischen übersetzt.
Zwei Bände.
Zwei Bände, eleg. geh. fl. 4. 48. Rthlr. 2. 24.

Die Schloßfrauen von Roussillon
oder
Querey im 16. Jahrhundert.
Historische Novelle aus der Zeit Heinrichs IV.
Von
Eugenia de la Rochere.
Aus dem Französischen von einem Priester der Diöcese Trier.
fl. 1. 12. 24 Ngr.

RBR
Jantz
#1032
Bd. 1

Caupolican.

Erſter Band.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/caupolican11volk

Caupolican.

Eine

katholische Erzählung aus der neuen Welt.

Von

Ludwig Clarus.

Erster Band.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1859.

Vorrede.

Wenn ein Mann, der seit fünfunddreißig Jahren die Feder geführt und zu dem Publikum in den ernsthaftesten Angelegenheiten gesprochen hat, mit einem Geisteserzeugnisse vor demselben auftritt, welches nach der ästhetischen Nomenclatur nur in dem Gebiete der Romane eine Stelle in Anspruch nehmen kann, so ist dieses an und für sich eine so auffallende Thatsache, daß darüber allein schon eine Rechenschaft erforderlich erscheint. Dem Verfasser ist nicht entgangen, wie diese Art von Geisteswerken leicht einen weit größern Leserkreis findet, als andere noch so anziehende oder belehrende Schriften. Denn der Roman benutzt die prosaische Stimmung, in welcher sich der Mensch für gewöhnlich befindet, um ihn mit einer unterhaltenden Dichtung zu überschleichen, in der er sich mehr wie zu Hause fühlen soll, als wenn ihn der lehrhafte Ton auf sein Wissen berechneter Werke in die Schule oder den Lehrsaal, oder wenn ein anderes Gedicht ihn aus der

prosaischen Umgebung hinausversetzt. Das allgemeine Interesse wird, selbst wenn die Idee des Romans auf didaktischer Grundlage ruhet, durch die Form der prosaischen Erzählung, in welcher er sich bewegt, stärker gefesselt, als durch andere Arten der Darstellung, in denen die Wahrheiten und Gedanken, welche der Schriftsteller seinen Lesern an's Herz legen will, bei denselben eingeführt werden. In der Regel eine erdichtete Geschichte, giebt der Roman sich die Form einer wahren, um durch eine Täuschung, der die meisten Menschen sich lieber hingeben, als derjenigen, welche den Genuß rein poetischer Schönheiten vermittelt, das gedachte allgemeine Interesse zu erregen und festzuhalten. Bei vielen Romanen bestehet der eigenthümliche Reiz gerade darin, daß eine historische Darstellung so täuschend nachgeahmt wird, als ob man nicht zweifeln sollte, eine wahre Geschichte gelesen zu haben. Ja Manche sind geneigt, das Kriterium des Werthes eines Romans in den Umstand zu setzen, daß dem Verfasser gelungen, seinen Leser wirklich auf diese Weise zu belügen. Um diese Täuschung desto sicherer zu erreichen, haben viele Verfasser von Romanen den Schauplatz ihrer Darstellungen geradezu in die wirkliche Geschichte gelegt und darin historische Personen als Helden und Nebenpersonen in dem Sinne des Zweckes der Darstellung denkend, fühlend,

sprechend und handelnd auftreten lassen. Vor der Kritik haben diese historischen Romane bisher wenig Gnade gefunden. Sie hat freilich nicht verkannt, wie dieselben lehrreich, ja in mehrern Beziehungen sehr nützlich werden können, weil sich in solche Erzählungen viel gesunde Moral und Politik niederlegen und bei fesselnder und lebendiger Unterhaltung mancherlei Wahrheit in allgemeinen Umlauf bringen lasse. Allein man hat gemeint, es könne für das poetische Interesse wenig gesorgt werden, wo der Hauptzweck der sei, für moralische und politische Wahrheiten zu interessiren. Auch ist geurtheilt, daß die Nachahmung der wahren Historiographie in einem Gemische von historischen Thatsachen und erdichteten Zusätzen dasjenige Interesse für die Wahrheit störe, das die Würde der wahren Geschichte sichern sollte. Diese Art von Kritik wird an der nachfolgenden Erzählung, welche nichts Anderes ist, als ein solcher verpönter historischer Roman, einen großen Anstoß nehmen. Aus Furcht, diese hohe Geschmacksrichterin schon durch den bloßen Anblick des Titelblattes zu beleidigen, nennt sich das gegenwärtige Erzeugniß auf demselben ganz anspruchslos nur eine Erzählung. Ich kann mich aber doch bei jenem Richterspruche nicht beruhigen und möchte mich aus den obersten Grundsätzen der Kunst dagegen erklären, indem ich die principielle

Zulässigkeit historischer Romane im Allgemeinen annehme, dagegen jeden einzelnen, natürlich auch den meinigen, seinem kritischen Geschicke oder Mißgeschicke überlassen will. Es kömmt mir nur darauf an, die Idee meines Unternehmens zu rechtfertigen. Ob ich geschickt oder berufen dazu bin, dieselbe auszuführen, mögen ausschließlich Andere beurtheilen. Ich will mich nicht auf die nächsten Vorgänge und namentlich nicht auf den so glücklichen in der gefeierten Fabiola gemachten berufen, denn es kann auch ein Fehler glücklich ablaufen; ja der heilige Augustin weiß selbst von glänzenden Lastern zu erzählen, welche für Tugenden angesehen worden. Die Hervorbringung und Darstellung des Schönen für das menschliche Bewußtsein mittelst der Thätigkeit des Geistes, ist die Aufgabe der Kunst. Für einen religiösen, namentlich aber christlichen Geist ruhet alle Urschöne nur in Gott. Die Erzeugung christlichen Geistes aber war der Zweck der Schöpfung und ihrer Wiederherstellung durch die Erlösung in Christo. Die Kunst hat daher die Aufgabe, das Bewußtsein jener unendlichen Schönheit, welche ihren Stützpunkt in Gott hat, mittelst des Werkes, das sie schafft, bei demjenigen hervorzurufen, welcher sich dem Genusse des Kunstwerkes hingiebt. Da das Urschöne hienieden nie selbst geschauet werden kann, so ist das Kunstwerk immer nur ein Symbol

desselben, aber ein desto vollendeteres, ein je stärkeres Maaß es in der Seele des Genießenden von dem Urschönen zum Bewußtsein bringt, je mehre und größere Eingänge es dem Eindringen desselben in die Seele öffnet, einen je lautern und hellern Widerhall es im Innern dessen, welcher das Kunstwerk auf sich wirken läßt, hervorruft, einen je göttlichern Nachklang es dort zurückläßt, zu je reinerer Begeisterung es die Seele stimmt und je tiefer es Alles, was moralisch und irdisch schmutzig in derselben ist, versenkt, je harmonischer und symmetrischer sich nach dem Genusse das Seelische im Menschen gestaltet und bewegt, mit einem Worte: je näher sich das Höchste im Menschen dem Urquelle, aus dem es abstammt, entgegen gehoben fühlt. Nachdem Christus die Welt und Alles, was in ihr ist, mithin auch Wissenschaft und Kunst, erlöst hat, soll letztere keinen andern Zweck haben, als ihm, oder (da er nach seinem persönlichen Abscheiden von der Erde in seiner Kirche fortlebt, der er seine Gegenwart bis an das Ende der Tage zugesagt hat), seiner Kirche durch Erweckung jenes über alle Beschreibung erhabenen und beseligenden Bewußtseins zu dienen. Dieser Hauptaufgabe gegenüber dürfte es nun von minderm Belange sein, welche Mittel zu der Erreichung derselben verwendet werden, wenn sie nur überhaupt würdig sind. Weiß der *historische* Roman den ge-

ſtellten Zweck in vollendeter Weiſe zu verwirklichen, ſo erſcheinen die von der Kritik gegen dieſe Gattung der Kunſtform vorgebrachten Bedenken bedeutungslos. Ich habe alſo, den höhern Zweck in's Auge faſſend, mich durch dieſe Bedenken nicht abſchrecken laſſen können. Dagegen bin ich der Anſicht, daß die vorhin bezeichnete Wirkung in der Seele mit einem um ſo ſicherern Erfolge wird hervorgebracht werden können, je unmittelbarer ein Erzeugniß der Kunſt das religiöſe, chriſtliche, kirchliche Element, an welches jene erhabenen, die Seele aus irdiſchen Banden momentan entfeſſelnden Empfindungen und Bewußtſeinsregungen ſich knüpfen, in's Auge faßt und zum Inhalte der künſtleriſchen Darſtellung macht. Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß der Künſtler vor allen Dingen bei Erzeugung ſeines Kunſtwerkes das rechte Ideal in ſeiner eigenen Vorſtellung gegenwärtig haben muß, wenn er in der Vorſtellung derjenigen, auf welche er zu wirken wünſcht, die Begeiſterung für das Urbild, das er durch ſeine künſtleriſche Hervorbringung zu verherrlichen beabſichtigt, zu erwecken, ſich Hoffnung machen will. Dem Künſtler iſt, wie ſchon gedacht, ſein Kunſtwerk ein Symbol, ein Zeichen, eine Allegorie, durch welche er jenes Ideal, deſſen Inhalt er in die Verbildlichung verſenkt hat, realiſiren und wie durch eine Art Anſteckung in die Seele des Betrachters

hinüberleiten möchte. Dieß hängt aber nicht bloß von der Hoheit und Wahrheit des Ideales ab. Ein Mensch kann sich mit dem herrlichsten Ideale tragen und doch bei Andern die Vorstellung desselben nicht erwecken und sie damit gleichsam durchgeisten. Er muß hiezu auch noch das Vermögen der Realisirung durch das Kunstwerk haben, welches das Mittel zur Erweckung jener Vorstellung sein soll. Der Verfasser des hier vorgelegten Romanes bezweifelt nun nicht, in seiner Seele ein möglichst hochgestelltes und vollendetes Ideal von der Erhabenheit, der Größe, der Herrlichkeit und Göttlichkeit unserer heiligen Kirche, ihres Geistes, ihrer Lehren und Einrichtungen zu tragen. Allein er fühlt, daß ihm gar Vieles mangelt, um bildlich auszugestalten, was seine Seele Erhabenes bewegt, wenn dieselbe in die Anschauung des Urbildes vertieft, den Rausch der Seligkeit feiert, zu welcher dieses unaufhaltsam hinreißt. Indem er sein mangelhaftes Gebilde hiermit aus seiner Werkstatt entläßt, will er nur eine neue kleine Abschlagszahlung vom Tribut des Dankes dafür, daß Gottes Gnade ihm zum Genusse der Anschauung des Urbildes durch Einführung in seine heilige Kirche hat gelangen lassen, darbringen. Dabei giebt er sich der Hoffnung hin, daß doch wenigstens einige ihm verwandte Seelen, so unbeholfen, mißverständlich und weit zurückgeblieben hinter

dem Ideale, das in ihm lebendig ist, auch sein Erzeugniß sein mag, herausfühlen und ahnen mögen, weß Geistes Kind er eigentlich hat sehen lassen wollen. Er wird sich glücklich schätzen, wenn auf diese Weise der geistige Gehalt seiner Geschichte sich einige Anerkennung erwerben sollte. — Was den äußern Leib dieser Geschichte betrifft, so stützt sie sich auf ein ziemlich festes historisches Gerüste. Außer einigen Freunden der spanischen Literatur, welche an den frühern Erscheinungen derselben Interesse nehmen, dürften wenige deutsche Leser von den Jahrhunderte lang fortgesetzten Kriegen und Feindseligkeiten eine Kunde erlangt haben, welche zwischen den Spaniern und den Araucanern, einem tapfern Volke in Chili, stattgefunden. Zwar ist die historische Literatur, wie schon das hinter Molina's Geschichte der Eroberung von Chili abgedruckte Verzeichniß der Schriftsteller, welche über Chili geschrieben, beweist, an Nachrichten über diese Vorgänge nicht arm.*) Allein dieselbe ist wenig gekannt. Hätten nicht der Dichter Ercilla in seiner Araucana und der große Lope de Vega in seinem Arauco domada die Eroberung des Ländchens Arauco gefeiert, so würde wohl kaum Jemand in Deutschland von diesen Geschichten

*) Die neueste 1855 in London und New-York über die Araucaner an's Licht getretene Schrift: „The Araucanians by Edward Revel Smith", scheint mancherlei Fabelhaftes zu melden.

etwas wissen. Die Eroberungen von Mexico und Peru sind schon durch Campe ungleich besser bekannt. Nebenher hat sich auch die deutsche Erzählungs- und dramatische Literatur dieser dankbaren historischen Stoffe mit Erfolg angenommen. Chili hat bisher unter dem Fluche des historischen und romantischen Bannes in Deutschland gelegen. Gleichwohl hat die Einnahme und der Besitz von Chili den Spaniern mehr Anstrengungen, Blut und andere Opfer gekostet, als ihre übrigen Besitzungen in Amerika zusammen genommen. Das Volk der Araucaner, das von Chili einen nur kleinen Theil bewohnt, unternahm es, mit schwachen Waffen der mächtigen spanischen Nation nicht allein Trotz zu bieten, sondern dieselbe mehrmals der Gefahr nahe zu bringen, ihre festest begründeten Besitzungen zu verlieren. Die Zähigkeit des Widerstandes der Araucaner und ihr beispielloser heroischer Patriotismus müssen um so ehrenvoller anerkannt werden, als die spanischen Heerführer und Officiere, welche zur Eroberung von Chili abgesandt wurden, größtentheils aus den Niederlanden kamen, welche damals als die hohe Kriegsschule angesehen werden konnten, wie denn auch die spanischen Soldaten im XVI. Jahrhundert als die tüchtigsten auf dem ganzen Erdenrund bekannt waren. Noch bewunderungswürdiger erscheint die Zä-

higkeit des Widerstandes der Araucaner, wenn man die Ueberlegenheit bedenkt, welche die europäische Disciplin überhaupt über wilde Nationen übt. Die Schnelligkeit, womit die Spanier im XVI. Jahrhundert ihre Eroberungen in den neu entdeckten Ländern beendeten, setzte die ganze Welt in Erstaunen. Cortez eroberte mit einer Hand voll Menschen und sechzehn Pferden das mächtige und ziemlich civilisirte Reich Mexico, und die Pizarros wurden durch ein kleines Heer in kurzer Zeit Meister des mächtigen Staates Peru. Dagegen mußten die Macht und Kunst der Spanier häufig genug dem Muthe weichen, den die Liebe zur Unabhängigkeit den Araucanern einflößte. Diese befähigten sie, dem spanischen Stolze und Unternehmungsgeiste eine für die mächtigste Nation Europa's nicht gar rühmliche Schranke zu setzen. Die Spanier verloren ihre in Arauco angelegten Colonieen in spätern Kämpfen. Selbst Spanier von echtem Schrott und Korn, wie Ercilla und Lope de Vega, welche für den Ruhm ihrer Landsleute in der neuen Welt schwärmten, fühlten sich in ihren Dichtungen gedrungen, die großen Eigenschaften der Araucaner und ihrer Anführer, namentlich ihres Feldherrn Caupolican, in bewunderungsvollen Versen zu feiern. Durch diese Poesieen ward der Schreiber dieses bereits vor fünfunddreißig Jahren für die

Araucaner eingenommen und begann, nachdem ihm während seiner Studienzeit die vorerwähnte Geschichte der Eroberung Chili's von Molina in die Hände gefallen war, sich mit dem Gedanken zu tragen, durch eine romantische Darstellung den Araucanern und ihrem Oberhaupte Caupolican ein Ehrendenkmal zu stiften. Es war sogar ein kurzer Abriß zu dieser Darstellung entworfen und auch wirklich der Anfang dazu gemacht. Die Unbeständigkeit der Jugend, welche hundert Pläne beginnt und nicht zehen davon verfolgt oder zu Ende führt, eilte von diesem Concepte bald wieder hinweg und dasselbe blieb unbeachtet in der Mappe liegen, gerieth bald in Vergessenheit und war, als man sich seiner später wieder erinnerte, lange Jahre verlegt und verschwunden, bis das Wiederfinden im Sommer 1857 und die Lesung der Araucana und Lope de Vegas Arauco domada, das ich erst jetzt vollständig zu lesen bekam, mich bestimmten, Caupolican doch noch zum Helden einer Erzählung zu machen und das Werk sogleich zu beginnen. Die Arbeit hat mir unter Gottes Beistande über mancherlei einen Herbst, Winter und halben Frühling andauernde äußere Unannehmlichkeiten glücklich hinweggeholfen. Deßhalb ist sie mir eine liebe geworden. Aus der kalten Gegenwart des polirten und conventionellen Umgangs und der berechneten und tendenziösen Politik habe ich mich mit meinen

Gedanken oft genug in das Land einer unverdorbenen, wenn auch rauhen Nation geflüchtet, im geistigen Umgange mit den Söhnen der Wildniß mich erquickt und mich erholt von den schmerzlichen Eindrücken, welche die nichts weniger, als gewünschte Aufgabe meiner dienstlichen Stellung in mir zurückließ. So ist denn mein Caupolican entstanden. Ich wage ihn den meinigen zu nennen, obwohl ich die Geschichte und ihre Vorgänge nach Möglichkeit zu schonen gesucht, ja eine Menge von Thatsachen und Situationen mit historischer Treue geschildert habe. Natürlich ist das gegenwärtige Werk ein ganz anderes geworden, als die Anlage von 1823 bezweckte, wo ich noch, obwohl ein schwärmender Verehrer der damals blühenden romantischen Schule für Religion und Kirche nur eine poetische Erwärmung fühlte, im Leben und als Christ aber über einen hölzernen Rationalismus nicht weit hinausgekommen war, dessen langsame Abstreifung nebst der allmählichen Hinüberbildung meines Glaubens in die Anschauung und Lehre unserer heiligen Kirche ich noch als Akatholik in zwei besondern Büchern*) erzählt habe. Aus Pietät gegen die Vergangenheit habe ich im Eingange von dem anfäng-

*) 1) Geständnisse eines im Protestantismus aufgewachsenen Christen über religiöse Erziehung und Bildung. Mainz, 1846.

lichen Elaborat wörtlich mehr mitgetheilt, als eigentlich zu verantworten ist. Die Liebe und Nachsicht der Autoren gegen ihre geistigen Kinder ist aber noch thörichter, als diejenige leiblicher Eltern gegen ihre ungezogenen Sprößlinge. Mit diesem Eingeständnisse nehme ich die Verzeihung milder Leser für diese Ungebührniß, womit sie sogleich auf der Schwelle empfangen werden, in Anspruch. Später tritt aber, wie ich mir schmeichle, das religiöse Element, welches ich zum Hauptträger des Interesses der ganzen Darstellung ausersehen, immer unverhüllter, nachdrücklicher und als Kern der ganzen Composition hervor. Ich fürchte fast, seiner Bewegung einen unverhältnißmäßig großen Raum zugestanden zu haben. Dadurch ist der Erzählung denn auch, so sehr sie sich in ihren Aeußerlichkeiten den wirklichen und historischen Vorgängen anbequemt haben mag, eine in dem Gepräge, das die bisherigen historischen oder poetischen Schilderungen tragen, nicht erkennbar gewesene neue innere Physiognomie auf- und eingedrückt. Habe ich in dem, was ich der wirklichen Geschichte entnommen (und dieß ist der Hauptverlauf des Ganzen einschließlich der Bekehrung Caupolicans zum Christen-

2) Glaubenslehrjahre eines im Protestantismus erzogenen Christen. Münster, 1852.

thume), mich der eigenen Erfindung enthalten, so habe ich auch noch sonst mit fremdem Material gebauet und solches mit eigenem Stoffe (ich wünsche: geschickt) auf dem von der Geschichte gebotenen Fundamente zu vermischen und zu verbinden gesucht. Ich bin weit entfernt, der heutzutage von Vielen angenommenen falschen Idee von Originalität zu huldigen, welche durchaus nur neu Geschaffenes, noch nie da Gewesenes als originell gelten läßt und die Aneignung fremder Ideen als ein verabscheuungswürdiges, den Werth des ganzen Erzeugnisses, in welches sie aufgenommen worden, vernichtendes Plagiat brandmarken möchte. Als der Lord Byron von bissigen Kritikern mit dem Vorwurfe von Plagiaten heimgesucht und ihm nachgewiesen wurde, wie er nicht allein einzelne Gedanken und Bilder, sondern ganze Passagen, Scenen und Situationen aus andern Werken sich angeeignet, entgegnete Walter Scott, welcher hier nicht unwahrscheinlich pro domo sua redete*), den Verkleinerern seines Freundes: „Es ist eine Lieblingsaufgabe der pedantischen Dummheit, dergleichen Reminiscenzen hervorzuheben, weil solche Wahrnehmungen

*) Seine Entwendungen aus Schiller und Göthe hat der gefeierte Bulwer, welcher sich in gleicher Weise Fremdes anzueignen wußte, damit vertheidigt, Scott habe Blei entwandt, um Silber daraus zu machen.

den höhern Genius in das Bereich der gemeinen Sterblichkeit herabzuziehen und den Autor in dieselbe Kategorie mit seinen Kritikern zu stellen scheinen." Wenn einem Original-Genie, wie dem Lord Byron, von einem andern großen Geiste die Benutzung fremder Erfindungen so wenig verargt wird, darf ich geringfügiges Ingenium denn nicht getrost mit dem Jünglinge beim Terenz, der dabei den Jupiter im Sinne hatte, sprechen: cur ego homuncio hoc non fecerim? Ich möchte aber auch das Original erst noch kennen lernen, das Alles nur sich selbst verdankte und nie bei einem Andern geborgt hat. Die größten Schriftsteller und Dichter haben die Arbeiten Anderer mannichfaltig benutzt und nicht nur die Idee ihrer Compositionen aus frühern Werken geschöpft, sondern auch die Umrisse zu ganzen Schöpfungen von ältern Vorgängern entlehnt. Namentlich finden wir dieß bei großen dramatischen Dichtern häufig, und Shakespeare und Calderon haben es nie Hehl gehabt, daß sie reichlich aus fremden Quellen geschöpft. Diese Benutzung der Erzeugnisse von Vorgängern ist in allen wahrhaft großen Perioden der Poesie allgemeiner Gebrauch gewesen und erst eine Zeit der Zerrissenheit, wie die sogenannte Sturm- und Drangperiode oder die unsrige, wo die Kunst aus allem organischen Zusammenhange gerissen ist, wo die Dichter und auch die Jünger

anderer Künſte, namentlich die Schauſpieler, iſolirt und ohne lebendige Wechſelwirkung, ohne traditionelle Verknüpfung mit ihren Vorgängern, ohne Studium derſelben und der Vergangenheit ihrer Kunſt daſtehen, betrachtet man das Fortleiten und fruchtbare Benutzen der Quellen, welche in den Werken Anderer fließen, als Plagiat. Eine Kunſt, welche ihre Wurzeln nicht in die Vergangenheit ſtreckt und aus derſelben Nahrungsſtoff an ſich ziehet, verzichtet auf das fruchtbarſte Mittel gedeihlichen Wachsthumes. Das Suchen und Haſchen nach Neuem gewährt ſelten Erſatz für jene naturwüchſige, die innere Einheit und organiſche Fortentwickelung bedingende Continuität des künſtleriſchen Strebens verſchiedener Zeiten. Mitglieder der heiligen Kirche Chriſti, deren Halt, Stütze und Schirm die Tradition mit bildet, würden ſchon ganz widerkatholiſch handeln, wenn ſie in der Kunſtentwickelung Brüche mit der Vergangenheit und Sprünge geſtatten wollten, da das Princip der Continuität nicht bloß für das Kirchliche, ſondern für alles ſich organiſch entwickelnde Geiſtige maaßgebend iſt. Jeder Kenner der Geſchichte der Poeſie wird mir bezeugen, wie die ganze neuere Dichtkunſt gar nicht die Geſtalt, an welcher wir uns erfreuen, gewonnen haben könnte, wenn die frühern Zeiten ſich nicht des Gefühls der Zuſammengehörigkeit mit der Vergangenheit bewußt geweſen wären

und dasselbe als eine Nothwendigkeit gepflegt hätten. Der Zusammenhang, in welchem die Entwickelung der großen Sagenkreise des Mittelalters in allen Sprachen Jahrhunderte lang sich befunden, ist allein ein mächtig redender Beweis für den eben aufgestellten Satz. Die ganze Christenheit feiert einen Sonntag Reminiscere, warum sollen Kunst und Künstler von solcher Feier ausgeschlossen sein und Reminiscenzen oder Entlehnungen als Plagiate gebrandmarkt werden, welche organisch in ein Kunstwerk hineingearbeitet und mit demselben zu einem schönen Ganzen verbunden, als wiedergeborene Schönheiten oft mit höherm Glanze strahlen, als in ihrer ursprünglichen Gestalt? Viele der bedeutendsten Meisterwerke der Kunst würden gar nicht haben erzeugt werden können, wenn ihre Urheber von der Vergangenheit sich so hätten emancipiren wollen, wie die neue originalsüchtige Kritik verlangt. Würde Michel Angelo's jüngstes Gericht so vollendet geworden sein, wenn er nicht nur einzelne Motive, sondern selbst ganze Figuren aus dem großen Wandgemälde des Luca Signorelli zu Orvieto genommen hätte? Ist nicht Raphaels erstes Elternpaar in den Loggien nach dem berühmten Frescobilde des Masaccio copirt? Ist nicht der berühmte Paulus in den Tapeten demselben alten Florentiner entnommen und habe ich nicht selbst die Hauptmotive der gegenwärtigen

vortrefflichen Digreſſion aus den goldenen Worten entlehnt, worin der vortreffliche von Schack in ſeiner ausgezeichneten „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien“ Calderon's Benutzung ſeiner Vorgänger beſpricht? Nach den hier entwickelten Anſichten wird es denn auch nicht befremden, wenn ich mich als Plagiarius mit Selbſtgefälligkeit förmlich denuncire, obwohl ich bei dem großen Mangel an Beleſenheit unter unſern Kritikern ganz getroſt vorausſetzen durfte, meine Entlehnungen würden unbemerkt bleiben. So will ich denn auch ganz unumwunden eingeſtehen, wie ich neben des ſchon erwähnten Molina Geſchichte der Eroberung von Chili, aus welchem ich oft ganze Sätze wörtlich in meine Schrift hinübergenommen, ſowohl der Araucana Ercilla's als auch Lope de Vega's Arauco domado einzelne Schilderungen, Situationen und Reden entlehnt und in die nachfolgende Erzählung hineinverwebt habe. Alle dieſe Plagiate hier zu bezeichnen, würde langweilig und bedenklich ſein, weil die Kritiker alsdann ſogleich einen zuſammengeflickten Lumpenrock nachzuweiſen und die Unterſchiede in der Farbe, dem Stoffe und der Güte der verſchiedenen Beſtandtheile darzulegen, leichte Mühe haben würden. Nachdem ich ſo viel verrathen, kann ich ihnen füglich überlaſſen, ſelber das Geſchäft des Erſpürens der Plagiate, wo ich nicht ſelbſt ihnen

solches unnöthig gemacht, zu übernehmen. — Eine große Freude würde es mir gewähren, wenn sie die Fugen und Einsatzarbeiten nicht bemerkten und durch den äußern Anputz, womit ich dem Ganzen ein uniformes Ansehen zu geben gesucht, die Zusammenbringung der verschiedenen Bestandtheile herauszufinden sich verhindert sehen möchten. Außer der Idee, von der das Ganze getragen wird und welche den Fundamentalunterschied zwischen allen benutzten und nicht benutzten Darstellungen der Kunst und Geschichte, deren Gegenstand die Araucaner und Caupolican bilden, und der gegenwärtigen begründet, ist diese Erzählung auch noch wesentlich durch das Hineinziehen ganz neuer Persönlichkeiten, von denen die bisherigen Compositionen nichts wissen, verändert. So sind Malaja, Donna Mencia, die drei Franciscaner und Marollo sechs Figuren, die, mehrere andere Nebenpersonen ungerechnet, keinen andern Boden zum Vaterlande haben, als meine Phantasie. Sie sind zum Theil Abbilder und Umrisse mir lieb gewordener noch leibender und lebender Persönlichkeiten, denen meine Zuneigung dieses Denkmal zu setzen sich getrieben fühlte, indem ich ihrem Wesen die Motive zur Darstellung jener Bilder entlieh. So ist denn die nachfolgende Erzählung sowohl ihrem innern Wesen, als den darin geschilderten äußern Vorgängen nach, mithin in dop-

pelter Beziehung Dichtung und Wahrheit. Die Bescheidenheit des Autors wagt nicht, dieses Erzeugniß ein Kunstwerk zu nennen. Er würde sich aber überreichlich für sein Streben belohnt erachten, wenn man ihm das in magnis voluisse zur Entschuldigung aller der vielen Mängel, mit denen diese Arbeit auftritt, wollte gereichen lassen. Die christlichen Leser insbesondere bittet er, wenn die großen Unvollkommenheiten dieser in wohlmeinender Absicht unternommenen Arbeit ihrer Langmuth in gar zu unbescheidener Weise zusetzen sollten, der Worte des heiligen Petrus: quia charitas operit multitudinem peccatorum eingedenk sein und ihm die darin enthaltene Aufforderung zur Nachsicht mit fremden Fehlern geneigtest zu Statten kommen lassen zu wollen. —

An des Biobbio grünen Gestaden stand voll blühenden Muthes das Heer der Araucaner unter ihrem Toqui Aillaviln, der im glänzenden Waffenschmucke die Reihen seiner Streiter musterte. Erstaunt über den stattlichen Anblick seiner Krieger, von Kampfeslust erfüllt und heiliger Vaterlandsliebe durchschauert, ließ er das Heer durch eine Fuhrt des Flusses waten und auf dessen nördlichem Ufer die Schlachtordnung wieder herstellen. Von einem Rasenhügel herab, der vor der Fronte sich erhob, sprach der edle Held zu seinen versammelten Kriegern: „Landsleute, Freunde, Penco's Bewohner, deren Gebiet wir eben betreten, haben uns zu rascher, kräftiger Hilfe aufgefordert. Fremdlinge, Söhne des Morgens, wie sie sich nennen, schwammen auf hölzernen Gebäuden an ihr Land und verwüsteten mit des Himmels Donner und Blitz in ihren Händen unsern Freunden ihre Maisfelder, raubten ihnen die silbernen und goldenen Gefäße und Geräthe, die sie im Tausche von den Unterthanen der Incas empfangen hatten. Penco's Feldherrn suchten den Söhnen der weißen Menschen Widerstand zu leisten, sahen aber ihre Schaaren vor den

Gewittern und im verpestenden Dampfe des Feuers fallen, den jene verbreiteten. An ihres Landes Gränze, an den Biobbio, zogen sie sich zurück und fleheten um unsere Hilfe, erbaten sich unsern tapferen Arm und forderten unsern kühnen Muth auf, die Söhne des Meeres zu bekämpfen. Eure Aeltesten gaben ihren Bitten nach und erlasen euch, den Bewohnern Penco's Hilfe zu bringen wider jene stolzen, jene vermessenen Fremdlinge. Mich gaben sie dieser erwählten Mannschaft zum Führer. Meine frühern Thaten müssen mir euer Zutrauen sichern. Besitze ich dieses, so vermag ich voll kühner Zuversicht euch gegen die Reihen der Feinde zu führen, werde unerschrocken ihre Donner vernehmen, unbewegt hineinblicken in ihre Blitze und von euch gefolgt, den Zauber brechen, der in ihren metallenen Röhren wohnt und Verwüstung über Chili's Gelände verbreitet." —

So sprach Aillavilu und führte seine Araucaner nordwärts, wo die Spanier sich in Chili festgesetzt hatten und von dem heldenmüthigen Valdivia beseligt, in der neu angelegten Colonie Erholung suchten nach den zahlreichen Siegen, unter denen sie den Eingebornen ihr Land abgekämpft. An den Ufern des Andalien entspann sich der erste Kampf, den Spanier und Araucaner einander lieferten. Schon beim Angriffe empfanden die Europäer, wie ihnen hier ein ganz anderer Menschenschlag gegenüber stand, als ihnen bis dahin in Amerika begegnet war. Voll unerschrockenen Muthes, der das geschickt anhebende Spiel des mör-

derischen Geschützes nicht achtete, brach Aillavilu hervor und stürzte mit solchem Ungestüme sich auf den Mittelpunkt von Valdivia's Stellung, daß die Spanier, vom kühnen Anlauf erschreckt, in's Weichen geriethen. Bei der Nähe ihrer Gegner im Gebrauche der Feuerwaffe vielfach gehemmt, waren die Spanier genöthigt, denselben von Angesicht zu Angesicht Bescheid zu thun. Sie würden die Tapferkeit der Araucaner haben bewundern müssen, wenn ihnen dieselben dazu Zeit gelassen und nicht mit hartnäckigem Andringen sie in ruheloser Thätigkeit erhalten hätten. Stundenlang blieb das Treffen unentschieden, bis es den Spaniern gelang, dem Geschütze eine Stellung zu geben, von der aus es mit einer mörderischen Wirksamkeit zu spielen vermochte. Obwohl die Reihen der Araucaner um ihn niedersanken und ihre Leichen oft seine Bewegung hemmten, schritt Aillavilu beständig den Seinen voran. Hätten die Araucaner ihren Epunamun (Gott des Krieges) abbilden wollen, ihr Führer wäre ihnen dazu das herrlichste Modell gewesen, wie er denn auch an Muth dem Kriegsgotte ähnlich war. Er verwundete Valdivia's Roß so tödtlich, daß der Reiter nur durch einen geschickten Sprung beim Niedersinken des Thieres vor dem Mißgeschicke, unter dasselbe zu fallen, sich bewahren konnte. Jetzt hätten die beiden Führer einander einen Zweikampf geliefert, wenn nicht der Toqui, von einer Kugel tödtlich getroffen, gesunken wäre und so, was er verdiente, kein Zeuge von der Niederlage der Seinigen sein durfte, welche vom wür-

genden Geschütze dahingerafft, reihenweise darniedersanken, Alle das Gesicht dem Feinde zugewandt, Alle auf offener Brust die Todeswunde empfangend. Schwer war auch den Spaniern ihr Sieg zu stehen gekommen. Unter den Leichen, welche den Wahlplatz bedeckten, befanden sich viele ihrer tapfersten Krieger. Der Frieden der Todten gebot eine stillschweigend von beiden Seiten zugestandene Waffenruhe, um den Gefallenen die ehrenvolle Bestattung zu gewähren, deren sie durch ihr rühmliches Ende sich würdig gemacht. Die Menge ihrer Todten und die Eile, womit sie das große Leichenbegängniß vorzunehmen hatten, gestattete den Araucanern nicht, alle Ceremonien, welche sie daheim beobachteten, wenn einer ihrer Nation bestattet ward, in Anwendung zu bringen. Doch verkürzten sie dem gefallenen Anführer die Ehren, welche ihr Beerdigungs-Ritual vorschreibt, möglichst wenig. Aillavilu's nächste Freunde und Anverwandte setzten sich auf den bloßen Erdboden um die Stelle her, wo er gefallen war und noch lag. Nachdem sie dem Weinen und der klagenden Trauer genugsam obgelegen, thaten sie der Leiche die beste Kleidung an, deren sie habhaft werden konnten, und legten sie auf den Pillnay, die erhabene Todtenbahre. Auf derselben blieb der Körper die ganze Nacht liegen und die Freunde des Verstorbenen umstanden ihn weinend und wehklagend. Zahlreichen Zuspruch hatten sie von denen, welche sie zu trösten gekommen waren. Sie unterließen nicht, der Landessitte gemäß denselben Essen und Trinken,

so gut sie es hier haben konnten, vorzusetzen, und so hielten sie ihr Curicahuin, oder schwarzes Gastmahl ab, so genannt, weil von allen Leidtragenden die düstere Farbe der Trauer angelegt war. Da sie einen geweihten Eltun oder Beerdigungsplatz nicht in der Nähe hatten, trugen die nächsten Anverwandten Aillavillu's dessen Leiche auf einer Bahre zu einem nahen Hügel, in Ermanglung der Weiber, welche klagend laut den Todten beweinen müssen, von schweigend trauernden Kriegern umgeben. Doch hatte man ein Weib gefunden, welche den Brauch vollzog, Asche hinter der Bahre her zu streuen, womit man der abgeschiedenen Seele die Rückkehr unmöglich zu machen glaubt. Auf den Hügel gebracht, ward die Leiche auf den Boden niedergelegt, und ihr zur Seite die Waffen des Verstorbenen sammt dem Zeichen seiner Würde, der porphyrenen Axt, und ein Vorrath von Lebensmitteln, welche der abgeschiedenen Seele auf ihrer Reise zum Orte ihrer Bestimmung zum Unterhalt dienen sollen. Hierauf trat ein junger Mann hervor, dem ein hoher edler Wuchs und ein Antlitz voll Majestät und Würde das Gepräge eines Herrschers gaben. Zwar war eines seiner Augen von Mutterleibe an unempfindlich gegen das Licht der Sonne, allein die Natur hatte dem Auge den Ausdruck des sehenden gelassen und so hatte der Mangel der Sehkraft keine Entstellung des erhabenen Angesichtes zur Folge. Ueber den schlanken Körper, dessen bräunliche Farbe an den unbekleideten Stellen gegen das Blau seiner Gewänder

wohlthuend abstach, war eine zierliche Anmuth ausgegossen, welcher die stark gewölbte Brust das Gegengewicht der Kraft verlieh. Der Adel seiner Gesichtszüge war mit Ruhe und Entschlossenheit gepaart. Wer ihn behend in seiner Bewegung und geschmeidig in dem Gebrauche seiner Glieder dem Haufen voranschreiten sah, den er gestern in die Schlacht führte, wer ihn erblickte, wie der unerhörte Donner des spanischen Geschützes ihm nur ein verwunderndes Befremden über das Gesicht trieb und wie er kaltblütig seine Mannschaft ordnete, wenn die feindlichen Kugeln gräßliche Lücken in ihre Reihen rissen, und wie er furchtlos umherspähete, um die Vortheile des Kampfes wahrzunehmen und die Stellen zu entdecken, wo dem Feinde mit Nachdruck beizukommen war, der mußte gestehen, daß in allem Thun dieses araucanischen Helden ein Ausdruck von einfacher Größe hervortrat, der eine große Zukunft weissagte. In der Spannung, worin das wandelbare Geschick des Kampfes alle Theilnehmer desselben erhielt, war aber zu solchen Beobachtungen nicht Zeit gewesen.

Als er herantrat an den todten Vierfürsten, trug er einen Stab mit silbernem Knopfe in der nervigten Rechten, ein Zeichen seiner Ulmenen- oder Caziken-Würde. Der Jüngling war Caupolican, der Ulmen von Pilmayquen. Er sprach: „Araucanische Freunde, Genossen meiner Trauer. Verzeihet der jüngsten Einem unter Euch, daß er sich unterfängt, am Grabe unseres gefallenen Toqui das Wort zu ergreifen und

ihm den hergebrachten Abschied unseres Volkes zu ertheilen. Einen harten Kampf haben Bescheidenheit und Dankbarkeit in meinem Herzen mit einander bestanden, bis Dankbarkeit meine Scheu besiegte, vor besser Berechtigten mir den Vorzug zu erbitten, meinem heimgegangenen Wohlthäter die letzten Worte zu weihen, welche über ihn ertönen sollen. Wie sehr ich ihm verbunden, der mit hingebender Liebe mich, den früh Verwaisten, von zartem Alter an gepflegt, dem ich alles Gute, das mir etwa eignet, verdanke, weil er es in mich gepflanzt und in mir gepflegt, das brauche ich euch nicht darzulegen. Ihr waret Augenzeugen seiner fürsorgenden Liebe, welche nicht eher thätig zu sein aufhörte, als bis der umnachtende Tod gestern den lieblichen Strahl seines milden Blickes in sich aufnahm. Jeder unter euch hat größern oder mindern Antheil an seiner Liebe gehabt; wohl nicht einer ist hier unter uns, dem er nicht ein oder das andere Zeichen derselben gewidmet. Keiner aber ist ihm tiefer verpflichtet als ich. Der größte Schuldner hat das Recht zum Nachrufe an den wohlthätigen Gläubiger, dessen Tod meinen Schuldbrief zerriß. Auf die lange Reise hast du dich begeben, du Seele unseres edlen Aillavilu, auf die Reise, welche abwärts führt von der süßen Heimath, in der deine Vorfahren, Arauco's edelste Helden, ihre herrliche Thätigkeit entfalteten und du selber eine dankbare Einwohnerschaft durch täglich reichlicher spendende Liebe beglücktest, weßhalb du nun einen gesegneten Namen zurücklässest.

Versammelt sind wir hier, um dir Glück zu wünschen zur Beendigung dieser weiten Reise. Mir ahnet, daß wir dich, den Heimgegangenen, noch werden glücklich preisen müssen, weil du die schweren Tage nicht gesehen, die mit den grausamen Fremdlingen an Arauco's Gränzen erschienen sind und die es, wie man sagt, für einen dem höchsten Wesen schuldigen Dienst erachten, Völker zu würgen, welche ihren an's Kreuz genagelten Gott nicht anbeten mögen. Sollten sie ferner glücklich sein und das freie Arauco unterjochen, so werden wir nur mit Sehnsucht unseres vorangegangenen Toqui gedenken können, dessen tapferer Arm uns fehlt, um solches Unheil von uns abzuwenden, und dessen Gefährten auf der Reise in die ewige Heimath zu sein wir uns wünschen müssen, um jenes Unglückes Zeugen nicht sein dürfen. Dich selber beklagen können wir nicht. Zwar wird dein aus vergänglichem Stoffe gebauet gewesener Leib zerfallen in seine Bestandtheile und von dem großen Aillavilu in Kurzem nichts mehr auf Erden gefunden werden, als ein Häuflein Staub. Allein wir haben den trostvollen, von unsern Vätern empfangenen Glauben an die Unsterblichkeit des geistigen Wesens, dem diese irdische Hülle zur Wohnung dient und gehorcht, so lange es mit dem Leben in demselben weilt. Dasselbe wandert über das Meer weit hinweg gen Gulceman, wo die Seelen der Abgeschiedenen vereinigt und je nach ihren Verdiensten im diesseitigen Leben belohnt oder bestraft werden. Bei dem Ruhme, den

dein edeles Handeln unter uns zurück gelassen, dürfen wir nicht zweifeln, daß deiner Seele der Aufenthalt der Guten, der Seligen angewiesen werden wird. Die alte Tempulcague wird, sobald wir diese Stätte verlassen haben werden, erscheinen und in der Gestalt eines mächtigen Fisches dich hinübertragen über die weite See an die Gestade der Seligen. Die Erlegung des Zolles deiner löblichen Thaten und deines guten Gewissens wird dir leicht den Eingang in jenes Bereich öffnen, das nur durch einen engen Zugang erreichbar, in welchem eine zweite Alte die Eingangsabgabe von der reisenden Seele erhebt. Gestattet dir Pillan, der Urheber aller Dinge, die Erinnerung an deine irdische Heimath und diejenigen, welche du als Trauernde daselbst zurückließest, die sich hier vereinigt haben, um dir Glück auf die große Reise zu wünschen, o so sende deine Gedanken heimwärts und stärke uns in dem Glauben, daß eine große Seele mit Theilnahme unsere Schicksale begleitet, welche, wenn auch von uns geschieden, mit ihrem Sinnen und Lieben noch unter uns gegenwärtig ist und sich uns tröstend in dem Bewußtsein bezeugt, daß wir im unbekannten Lande einen Fürsprecher und einen Vorgänger in dir besitzen, welcher uns dereinst, wenn wir uns deiner Nachfolge würdig gemacht haben werden, an den Gestaden der Seligen empfangen und in dieselben hineingeleiten wird. In dieser frohen Zuversicht lege ich diese Hand voll Erde und diesen Stein auf deinen edeln Leib, den ein fühlloses Mordwerkzeug aus dem

gepriesenen Morgenlande so grausam zerrissen hat. Folget mir nach, Araucaner, und lasset uns Einer nach dem Andern die Todten-Pyramide über unsern von uns geschiedenen Toqui aufrichten." Jeder der Araucaner folgte Caupolican's Beispiele und legte einen Stein und eine Hand voll Erde auf den Leichnam Aillavilus. Da ihrer einige Tausende waren, entschwand dieser bald dem Blicke und es thürmte sich über ihm schnell die Pyramide, welche in Arauco das Grab der Todten bildet. Die Araucaner begannen, nachdem ein Jeder seinen Beitrag zu derselben geliefert, die Reihe von Neuem und nachdem diese beendet worden, zum dritten Male, so daß eine ansehnliche Erhebung die Stelle bezeichnete, wo Aillavilu's sterbliche Ueberreste ruheten. In ähnlicher Weise, nur mit minderer Feierlichkeit wurden die gebliebenen Ulmeni durch ihre Untergebenen bestattet, die Gebliebenen aus dem Volke erhielten einen gemeinsamen Hügel. Verwundert und von den Leidtragenden nicht gehindert, hatten die Spanier diesen Ceremonien zugeschaut und sich von ihren Dollmetschern über das Gesprochene und die Bedeutung des Gesehenen verständlichen lassen. Sie waren betroffen, auch in diesem am Ende der damals bekannten Welt belegenen Ländchen so vernehmliche als augenscheinliche Ueberreste von ursprünglichen Offenbarungen und uralten Lehren und Gebräuchen zu finden, welche in ihrer Verunstaltung durch Abgötterei und Zuthaten menschlicher Willkühr fast eben so viel von dem ächten ursprüng-

lichen Gepräge bewahrt hatten, als man in den Gebräuchen und Traditionen der Völker der alten Welt, namentlich der Griechen und Römer wahrnimmt, an deren Fabeln Einiges in den Araucanischen Bräuchen und Lehren erinnert und anklingt. Die Spanier hatten es noch nicht zu der aufgeklärten Anschauung des Geschichtsschreibers der Eroberung von Chili, des Abbate Molina gebracht, welcher dergleichen mythologische, religiöse und rituelle Uebereinstimmungen zwischen Griechen und Araucanern dadurch erklärt, daß unter ähnlichen Umständen vom menschlichen Verstande Aehnliches erfunden werde*).

Dem Gesetze, welches vorschreibt, daß von den Gefangenen einer den Schatten der erschlagenen Araucaner geopfert werden muß, vermochten die Araucaner nicht zu genügen, weil keiner der Spanier in ihre Gewalt gefallen war. Auch diese Grausamkeit beruhet auf einem alten Herkommen, von welchem auch bei andern Nationen sich Spuren vorfinden und dessen Möglichkeit begründet ward, nachdem beim Baue des Thurmes zu Babel, den in ihrem Uebermuthe Adams Söhne unternommen, die Sprache verwirrt geworden war, daß Einer des Andern Rede nicht mehr verstand,

*) Wer erkennt nicht, sagt Molina, an diesen Fabeln Charons Kahn und die Fahrt über den Styx, nicht weil ich glaube, daß die Araucaner diese Fabel den ehemaligen Bewohnern der alten Welt nachgeschrieben, sondern weil es nicht unwahrscheinlich ist, daß der menschliche Verstand unter gleichen Umständen, auch eine ähnliche Fiction werde hervorbringen können.

und Gott ihren Stolz auch noch mit der Sinnes- und Glaubensverwirrung getroffen, welche sie arge Gedanken lehrte und zu Feindschaft und Krieg gegen einander und zu gegenseitigem Morde führte. Bei dieser wilden Sühnefeier bilden die Krieger einen Kreis, in welchen der Gefangene hineingeführt wird. In der Mitte desselben muß er sich niedersetzen, das Gesicht nach seinem Vaterlande hingewendet. Er erhält ein Bündel kleiner Stecken und ein spitziges Holz in die Hand, mit welchem er ein Loch in die Erde graben muß. In dasselbe wirft er einen Stecken nach dem andern aus dem Bündel und nennt bei jedem den Namen eines seiner tapfersten Landsleute. Diese Namen werden von den umstehenden Kriegern durch ein wiederholtes Geschrei verflucht. Der Gefangene muß das von den Stecken erfüllte Loch mit Erde bedecken und auf diese Weise symbolisch den Ruhm und die Tapferkeit seiner Landsleute begraben. Dann wird er durch den Toqui oder einen der tapfersten Führer, welchem jener die Ehre dieser Execution aufgetragen, durch einen Keulenschlag auf den Kopf getödtet. Zwei andere Männer sind sogleich zur Hand, dem Erschlagenen das noch klopfende Herz sogleich aus dem Leibe zu reißen. Dasselbe wird dem Toqui überreicht, der es an den Mund führt und von dem Blute eine Kleinigkeit aussaugt, dann wird das Herz zu gleichem Behufe unter den Führern in Umlauf gesetzt, so daß der ganze Kreis seinen Antheil daran erhält. Der Toqui beräuchert demnächst die vier Weltgegenden. Aus den

Knochen des Erschlagenen verfertigen die Krieger eine Art von Pfeifen. Den abgeschlagenen Kopf stecken sie auf eine Stange und halten mit demselben unter Zuruf der Anwesenden einen feierlichen Umgang. Der gellende Schall der eben gedachten Pfeifen begleitet den schrecklichen Todtengesang, welchen die übrigen anstimmen. Demnächst aber vergessen die Araucaner Alles, was Feines und Edles in die menschliche Empfindung vom Schöpfer hineingelegt worden. Sie setzen dem Rumpfe ihres Schlachtopfers einen Schöpsenkopf auf und berauschen sich im Angesichte einer so traurigen Schaustellung. Ist der Schädel des Erschlagenen nicht völlig zerschmettert, so bedient sich die Gesellschaft desselben als Trinkgeschirr. Wem fällt hier nicht der ähnliche grausame Gebrauch bei den Scythen und Gothen ein? —

Wie ganz anders war die Feier bei Bestattung der gebliebenen Spanier? Sie hatte die Wahrheit zu ihrem Grunde, daß die entseelten Menschenleiber, denen man ihre letzte Ruhestätte anwies, zu Tempeln des heiligen Geistes bestimmt gewesen und der Herr dieselben einst wieder auferwecken und verherrlichen werde. Sie sind auch im Zustande des Todes noch Eigenthum der göttlichen Vorsehung und deßhalb immer noch ein würdiger Gegenstand der Fürsorge und ehrenden Behandlung durch die Ueberlebenden. Obwohl der göttliche Ausspruch: du bist Staub und wirst zum Staube wiederkehren, seine unaufhaltsame Verwirklichung erfährt, so nimmt Gott jede Pietät gegen

die Entschlafenen und deren entseelte Hülle doch wohlgefällig auf. Zwar war den Spaniern nicht vergönnt, alle die liebende Pflege ihren auf dem Wahlplatze zusammengebrachten Todten angedeihen zu lassen, welche der einzelne in seiner Behausung daheim ruhig verstorbene Landsmann erfährt, weil hiezu weder die erforderliche Zurüstung zur Stelle war, noch auch die nicht geringe Anzahl der Todten und die Kürze der Zeit solches erlaubten. Allein die im Kampfe für die Erweiterung des Reiches Christi Gefallenen erhielten doch in der Nacht die ehrende Todtenwache, welcher am Morgen die vom Franciscaner-Pater Pedro geleitete kirchliche Todtenfeier folgte. Auf eilends aus Baumzweigen gewundenen Bahren wurden die Leichen von den spanischen Soldaten unter Vorantritt Einiger, welche das Kreuz, das geweihete Wasser, das Rauchfaß und brennende Kerzen trugen, und unter Absingung von Psalmen zu der für Alle gemeinschaftlich gefertigten Grube getragen. Unter dem Zurufe des Heeres: ich bin die Auferstehung und das Leben! — ward das Grab, weil diese Erde noch von keines Priesters Hand und Mund geweihet worden, eingesegnet. Dann trat der hochwürdige Pater an die zusammengestellten Bahren heran, warf einen langen, theilnehmenden Blick auf die Todten, von denen einzelne ihm im Leben durch innigere Beziehungen näher gestanden, und die er mit trauerndem Senken der Wimper begrüßte. Dann sprach er, sich bekreuzigend: im Namen des Vaters, des Sohnes und

des heiligen Geistes. Amen. Die lebendige Gemeinschaft, welche wir bisher mit den Männern unterhielten, deren Ueberbleibsel hier stumm und regungslos vor uns liegen, ist gewaltsam unterbrochen. Für sie ist die Laufbahn, auf welcher wir nach der Trennung von dem theuern fernen Vaterlande uns zusammenfanden, hienieden beendet. Sie haben ihren Beruf erfüllt. Gefallen sind sie in dem Kampfe für die Ausbreitung unseres heiligen Glaubens, welchem neue Reiche zu erobern unser hochherziger König und Kaiser Carl uns aussendete. Gearbeitet haben sie an der Erfüllung dessen, was die alten Propheten verheißen, wenn sie in dunkeler Rede verkündeten, es sollten die Enden der Erde einander genähert und alle Nationen, Zungen und Sprachen unter dem Zeichen des Erlösers sich vereinigen. Haben sie, die da vor uns liegen und nun heimgegangen sind, zu ruhen von ihren Werken, nicht ihres Theiles geholfen, die entferntesten, bisher ganz unbekannten Gegenden der Erde in Gemeinschaft zu bringen mit dem christlichen Europa und den verwaisten und in der Irre des Aberglaubens und der Finsterniß rath- und seligkeitslos umherwankenden Völkern einen liebenden Gönner und Schützer zu gewinnen im allgemeinen Vater der Christenheit, welcher von den sieben Hügeln den von Hand zu Hand auf ihn gekommenen Zügel lenkt, den der Heiland zuerst unter bedeutungsvollem und zweifellosem Uebertrag der Hand seines Apostels Petrus anvertrauet, um damit seine Kirche zu leiten? Sie haben uns

nach dem Maaße der ihnen gewährten Kraft getreulich beigestanden, das Licht des Glaubens in den weiten noch unter dem Schatten des Todes im Dunkeln liegenden Ländern der Heiden zu verbreiten und die zahllosen Schaaren der letztern unter der Herrschaft unserer heiligen Kirche zu versammeln. Dieser Gedanke, dieses Ziel begeisterte unsern großen Columbus, den die Ehre Gottes, für welche er arbeitete, immer wieder aufrichtete, wenn die Schmach der Menschen ihn in seinem göttlichen Beginnen, das Banner Christi über alle bewohnten Theile des Erdballes, den er zuerst als solchen erkannt hatte, zu tragen. Auch sie fielen deßhalb in einem großen erhabenen Berufe. Preisen wir sie, wie schmerzlich uns auch die Trennung von ihnen sein mag, glücklich, daß ihnen ein solcher Tod beschieden war! Abgewaschen sind sie von der Schuld, denn sie empfingen vor dem Beginne der mörderischen Schlacht nach Ablegung der Beichte und Ertheilung der Absolution mit euch den heiligen Leib unseres Herrn und eigneten sich dadurch die Verdienste seines Blutes an. Versammle sie deßhalb, o heilige Dreifaltigkeit, zu der Schaar deiner übrigen Märtyrer. Laß sie blühen vor deinem Throne wie die Lilien und den Duft ihres Balsams aushauchen vor dir. Dürfen wir auch vertrauen, daß die Seelen unserer gefallenen Brüder einen Gott gefälligen Tod bestanden haben, so wollen wir doch nicht vergessen, daß nach dem Tode das Gericht ist, und ich bitte euch deßhalb, dieser Seelen in euerm Gebete eingedenk zu sein, auf

daß sie Gnade finden vor dem Richterstuhle Gottes. Amen.

Nachdem die Grablegung unter Gebeten vollzogen und die Besprengung mit dem geweiheten Wasser vorgenommen worden, entließ der Pater die Bestatteten mit dem Segenswunsche: Herr, gieb ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen! —

Die Araucaner hatten, von den Spaniern nicht verhindert, aus der Ferne dieser christlichen Beerdigung zugeschauet. War ihm auch vieles Einzelne unverständlich, so hatte doch das Ganze auf Caupolican einen Eindruck gemacht, welcher seine edelsten Empfindungen wach rief und eine Stimmung in ihm erzeugte, derjenigen ähnlich, welche ihn ergriff, wenn er sich in Drangsalen dem Urheber aller Dinge mit hingebendem Vertrauen zugewendet und demselben im eifrigen Gebete sein Anliegen vorgetragen hatte.

Ohne von den Spaniern gestört zu werden, zogen die Araucaner von dannen und begaben sich in ihre Heimath. War auch die Schlacht von ihnen verloren worden und mußten sie in Folge ihrer Verluste sich auch zurückziehen, so thaten sie es doch, mit der Erfahrung bereichert, daß weder die Spanier noch die großen Thiere, von denen herab sie kämpften und welche sie behende von einem Orte zum andern trugen, unsterblich seien, wie sie früher angenommen. Valdivia aber, welcher in Europa und in Amerika bereits vielen Schlachten beigewohnt hatte und gleichsam die verkörperte Entschlossenheit und Furchtlosigkeit selber

war, gestand, daß er noch in keinem Treffen in so großer Gefahr sich befunden, als in dem mit den Araucanern bestandenen. Er sprach unverholen seine Bewunderung über den Muth, die Tapferkeit und kriegerische Gewandtheit aus, welche er bei dieser Nation hatte kennen lernen und urtheilte, daß sie allen andern in Amerika vorhandenen in der Kriegführung weit überlegen wäre. In der Besorgniß vor der Erneuerung eines Anfalles unternahm er sofort den Bau eines Castelles zum Schutze der neu angelegten Stadt Concepcion, um sich einigermaßen decken zu können, denn er fürchtete sich, schon jetzt wieder den Araucanern in offener Feldschlacht zu begegnen, nachdem sein Heer so empfindliche Verluste erlitten hatte und vor einem so tapfern Volke mit einer ihm bedenklichen ängstlichen Achtung erfüllt worden war. Seine Fürsorge war wohlbegründet und seine Vorsicht durchaus nicht überflüssig. Auf die Nachricht vom Falle ihres Toqui sammelten die Araucaner, welche an Niederlagen nicht gewöhnt waren, um die Scharte der eben erlittenen bald wieder auszuwetzen, ein noch zahlreicheres Heer als das frühere, indem sie richtig berechneten, daß die Spanier auch nach ihrem Siege leichter zu überwinden wären, als wenn man ihnen Zeit lasse, neue Hilfsvölker an sich zu ziehen. An Aillavilu's Stelle trat Lincoyan, welcher durch seine martialische Bildung, seinen gigantischen Körperbau und einen anscheinenden Muth vor allen andern araucanischen Führern den Ruhm eines tapfern Kriegers erworben hatte, wenn

gleich er von Natur scheu und unentschlossen, auch mehr zum dienenden Krieger geboren, als geeignet war, den Feldherrnstab über seine kriegerischen Landsleute zu führen. Doch sammelte er ein so zahlreiches Heer, wie die Araucaner bis dahin noch niemals zusammengebracht. Voll Besorgniß sahen die Spanier hinter ihren unvollendeten Befestigungen diese gewaltige Heeresmasse sich heran bewegen. Die Ungunst ihrer Lage war augenscheinlich Vom Festungsbau erschöpft, ohne genügende Hilfsmittel, denselben zu vertheidigen, in der Kost abhängig vom guten Willen der benachbarten Landbewohner, unter welche sie in den entsendbaren kleinen Abtheilungen sich nicht weit hinweg wagen durften von ihrem Castelle, der Unterstützung aus Peru, mit welcher auch Munition und Geschütz gewärtigt wurde, bisher immer noch nicht theilhaftig, und durch das lange vergebliche Warten entmuthigt, waren Valdivia's Leute kein Heer, von dem er bei aller Zuversicht in ihre Siegesgewohnheit und Tapferkeit einem wohlgerüsteten und kriegsgewandten Volke gegenüber, wie er die Araucaner hatte kennen lernen, sich jetzt große Erfolge versprechen durfte. Der Pater Pedro, sein Vertrauter, theilte ganz seine Besorgnisse. Beide machten sich auf das Aeußerste gefaßt. Von äußern Hilfsmitteln so gut wie entblößt, waren die Spanier hauptsächlich auf ihre innere moralische Kraft hingewiesen, welche Pater Pedro durch die Mittel der Kirche, die er geschickt anwendete, zu heben und zu stärken unermüdlich mit heiligem Eifer beflissen war.

Geliebt und verehrt, wie er im ganzen Heere und von jedem Einzelnen war, bewog er durch seinen geistlichen Einfluß alle seiner Seelsorge anvertrauten Krieger, vor dem Anfange der Schlacht zu beichten und in der Feldmesse, die er mit ihnen hielt, die hl. Communion zu empfangen. Durch die himmlische Kost gekräftigt, und von den Anfällen banger Besorgniß über den Ausgang befreiet, sah das kleine Heer dem Angriffe der Araucaner entgegen und erwartete vor den erst halbvollendeten Wällen, auf welchen das wenige Geschütz, über das Valdivia zu gebieten hatte, aufgestellt war, getrost den Feind. In geschlossenen Schaaren rückte derselbe heran und machte einen heftigen Angriff auf Heer und Festung. Allein noch zähern Widerstand als an den Wällen fand er an der lebendigen Mauer, die vor denselben sich aufgestellt. So energisch und stürmisch der Andrang der Araucaner auch gewesen, so entschieden ward er zurückgewiesen, wozu die mörderischen Wirkungen des Wallgeschützes nicht wenig beitrugen. Die Lücken, welche Lincoyan in die Reihen der Seinigen hineinreißen sahe, brachten ihn um die Ruhe seiner Besinnung. Er erblickte bei Wiederholung des Anlaufes, zu welchem die tapfern Araucaner bald wieder sich ordneten, im Geiste schon die entschiedene Niederlage derselben. Als habe er bereits den eigenen Kopf verloren, ließ Lincoyan zum Rückzuge blasen, um das ihm anvertraute Heer nicht völlig aufzuopfern. Valdivia, welcher vom Walle herab die Bewegungen der Seinen leitete, bewunderte

dieſes Verfahren, das er für eine feine Kriegsliſt hielt. Er verhinderte deßhalb die Seinigen, deren ſpornender Ungeſtüm die Verfolgung der Araucaner verlangte, am Nachſetzen, um ſie nicht in den gefürchteten Hinterhalt gerathen zu laſſen. Der Pater Pedro lag inzwiſchen ſeitwärts auf den Knieen im Gebete vertieft. Seine verklärten Züge ſchienen ſchon die Regionen vor ſich zu haben, zu denen auf den Schwingen der Andacht ſein Geiſt ſich erhoben. Zurückgezogen in die Gegenwart war das erſte, was ſein Blick gewahrte, der unerwartete Abzug der Araucaner. Er erkannte auf der Stelle denſelben für einen wahrhaften und munterte Valdivia zur Verfolgung auf. Klirrend fielen die Viſiere über die muthvollen Züge ſeiner Krieger, drohend hoben ſich die Büſche auf den Helmen. Schnell auf's bereit gehaltene Roß ſich ſchwingend, ſprengte der Feldherr über die Zugbrücke des Grabens hinaus Unter dem Feldgeſchrei: San Jago! des Namens des Heiligen, deſſen Gedächtniß ſie vorher in ihrer Meſſe gefeiert, ſtürzen ſeine Krieger ihm nach. Da macht ein fern rollender Donner ſie ſtutzen, der bei blauem Himmel durch den nahen Wald herandröhnt. Ein magiſcher Schimmer leuchtet aus dem Buſchwerk hervor und auf ſchneeweißem Zelter, welcher leichten Laufes kaum den Raſen berührte, brauste ein Ritter in ſilberner Rüſtung heran. Unwillkührlich hatten die Spanier Halt gemacht. Der Fremde, deſſen Viſier tief herabgelaſſen war, hielt an Valdivia's Seite und winkte zum Vordringen. Al-

len galt der Wink als ein Zeichen des Himmels und jubelnd setzten die Spanier den abziehenden Araucanern nach. Die Schlacht nicht scheuend, machten diese Kehrt und erwarteten den nachsetzenden Feind. Eine heiße Feldschlacht entwickelte sich. Stets sah man den rothen Helmbusch des fremden Ritters an Valdivia's Seite flattern. Niemand hat gesehen, daß er mit seinem Schwerte einhieb. Nur sich hinbeugen über den spanischen Feldherrn erblickte man ihn, oder seine glänzende Klinge vorhalten, wenn ein feindlicher Streich das Leben desselben bedrohte. Obwohl selber nie angreifend im Kampfe begriffen, war er doch unausgesetzt und nach allen Seiten hin beschäftigt, die feindlichen Waffen neben ihrem Ziele vorbeizulenken, und die Opfer zu retten, welche unter denselben hatten bluten sollen. Bald war der Feind gänzlich aus dem Felde geschlagen und ein glänzender Sieg der Spanier entschieden. Nur wenige Lücken gewahrten sie in ihren Reihen, als sie wieder gesammelt und geordnet sich aufgestellt. Sieg! donnerte es aus allen Kehlen und: Heil San Jago, unserm mächtigen Fürsprecher und Schirmherrn! Da hob sich des fremden Ritters weißes Roß, wie silberne Schwingen entfaltete sich's aus den Seiten desselben. Dem Ritter entsank das Visier. Ein Antlitz, einer höhern Ordnung von lebenden Wesen angehörig, zeigte sich von einem Heiligenschein umstrahlt unter dem Helme. Staunend sanken Valdivia und die Seinen auf ihre Knie, gen Himmel aber schwang sich mit seiner heiligen Bürde das geflügelte Roß und verschwand im blendenden

Glanze der Sonnenstrahlen. Sehnsüchtig folgten ihm die nacheilenden Blicke, bis sie geblendet zur Erde gezogen wurden. San Jago! Heiliger Streitgenosse! war der einmüthige Ruf der spanischen Helden. Mit Mund und Herz dankten sie dem Apostel, welchen die göttliche Fürsorge in sichtlicher Gestalt ihnen aus dem Himmel als Helfer herabgesendet, und gelobten, auf dem Standorte, von welchem das Roß emporgeschwebt, dem Heiligen eine Capelle zu errichten. Dieses Gelöbniß ward einige Jahre später in friedlicherer Zeit auch ausgeführt.

Nachdem er mit den Seinigen Gott für den so sichtbar unter Mitwirkung des Himmels erfochtenen Sieg gedankt, musterte Valdivia die wenigen Gefangenen, welche den Spaniern in die Hände gefallen waren. Dieselben bestanden meistentheils aus Weibern, wohlgewachsenen Dirnen, auf deren stattlichem Wuchse der Blick manches spanischen Jünglings mit Wohlgefallen weilte. Valdivia's Auge ward durch einen sympathetischen Zug allein nach einer schlanken Amazone hingezogen, der es so ausschließlich sich zuwendete, daß alle Uebrigen für ihn nicht vorhanden zu sein schienen. Wirklich war in dem Wesen dieses heidnischen Mädchens Etwas, das selbst bei einem Christen überirdische Empfindungen zu erwecken vermochte. Freilich zeigte auch ihre körperliche Bildung Formen, welche den feinsten Kenner irdischer Schönheit befriedigt haben möchten. Allein daran gleitete der Blick unseres christlichen Helden kalt vorüber, das Etwas, welches wie bezaubernd seinen Blick

an Malaja fesselte, gehörte nicht der Erde an. Die edle Schaam, deren Erröthen selbst den bräunlichen Sammt ihrer Haut durchdrang, da sie den zum Theil verwilderten Blicken einer nicht allweg in Züchten dahin lebenden Mannschaft sich ausgesetzt fand, die sanfte Ergebung in ihr herbes Geschick, und das milde Verlangen, wonach ihr fragender Blick nach einem Beschützer unter diesen derben und wohl auch wüsten Gesellen ausspähete, umzogen die ganze Persönlichkeit mit dem Ausdrucke des Höchsten, was der Menschheit von den verlornen Gütern des Paradieses noch verblieben ist und welches die Kirche mit dem fremden Ausdruck Virginität bezeichnet, wofür das Wort Jungfräulichkeit aber nicht die entsprechende Verdeutschung liefert, weil in dem Begriffe desselben noch zu viel Natürliches und Materielles steckt. Die Virginität, ein ausschließliches Seelenkleinod, ist selbst Gott so verführerisch, daß er sich herabläßt, darin bei keuschen Seelen seine Wohnung zu nehmen. Der Vollbesitz dieses höchsten Vorzugs der Menschheit machte Maria ausschließlich vor allen Weibern würdig, die Mutter des Menschensohnes zu werden. In ihr war dieser köstlichste Besitz verklärt zur vollen Sündelosigkeit, welcher sich selbst bis auf den Augenblick zurückerstreckte, wo durch die Empfängniß der Keim zu ihrer Persönlichkeit gelegt ward. Von diesem edelsten Schatze gleichsam ein Abglanz war es, der Valdivia's, wenn auch im rauhen Kriegerleben von Verwilderung nicht freigebliebenes Herz mit sanfter Ueberwältigung traf.

Die ehrbare, kleidsame Tracht der Araucanerinnen, welche sich auf einen bis auf die Füße herabreichenden Leibrock (Ciamal) ohne Aermel, der über den Schultern durch ein Paar silberne Haken zusammengehalten wird, eine Binde und vorn zugehakten Mantel beschränkt, war nur geeignet, jenem geistigen Edelsteine eine wenn auch nicht würdige, aber doch wenigstens nicht widersprechende Fassung zu geben. Züchtig umhüllend fielen die Haare in mehreren Flechten lang herabhängend über die Schultern. Dabei hatte Malaja verschmähet, sich, wie ihre Landsmänninnen, die Arme und Finger mit überladendem Geschmeide zu zieren, und sich die Einfachheit zu ihrem Schmucke gewählt. Der Gefangenen war es nicht entgangen, wie sich ein besonderes Interesse des spanischen Feldherrn an ihre Person knüpfte, und daß sie auf dasselbe ein Vertrauen setzen dürfe, welches ihr Bürgschaft für eine rücksichtsvolle Behandlung während ihrer Gefangenschaft leisten werde. Mit vorauseilendem Dankgefühl erhob sie ihren Blick gegen den Spanier und bat im stumm-beredten Anschauen um Theilnahme und Mitgefühl in ihrer betrübten Lage. Sie würde ihr Anliegen durch Worte verlautbart haben, wenn sie nicht geglaubt hätte, in ihrer araucanischen Mundart dem Fremden unverständlich zu bleiben. Wie angenehm ward sie daher überrascht, als Valdivia, welcher während seines neunjährigen Aufenthaltes im nördlichen Chili die dortige Sprache, welche mit der in Arauco gesprochenen die nämliche ist, sich ganz ge-

läufig gemacht hatte, sie im vaterländischen Idiome anredete: „Mein liebes Mädchen, fürchte nicht, daß dir das geringste Leid unter meiner Obhuth widerfahren wird. Ich verpfände dir mein Ritterwort, daß du unversehrt den Deinigen wieder zugeführt werden sollst. Doch darf ich dieß aus eigener Willkühr nicht anordnen. Meine Krieger haben dir bereits angemerkt, daß du keine gewöhnliche Jungfrau bist und halten deine Person deßhalb von hohem Werthe. Unsere Gefangenen sind gemeinschaftliches Eigenthum des Heeres und kein Einzelner, selbst der Führer nicht, darf sich eine Verfügung darüber anmaßen. Ihre Bestimmung ist zunächst, für etwa gefangen genommene Spanier ausgewechselt zu werden. Ob Landsleute von mir von deiner Nation gefangen gehalten werden, bedarf noch einer besondern Ermittelung. Bis diese stattgefunden und die Auswechslung bewirkt sein wird, bestimmt dein Mißgeschick dich zur Geißel. Doch ist es mir als Feldherrn vergönnt, dir meine besondere Fürsorge zu widmen, dich unter meine eigene Obhuth zu nehmen. Ich bestimme daher, daß du, so lange du unter uns zu weilen genöthigt sein wirst, deinen Aufenthalt unter meinem Dache nimmst, das meine Spanier in ihrem stolzen, auch in Amerika nicht erloschenen Selbstbewußtsein mit dem prächtigen Namen Palacio beehren, obwohl es in der That nicht viel mehr als ein winziges Haus ist. Immerhin aber mag sich dieser Palacio mit euern Hütten, in denen du bisher deine Wohnung hattest, messen. Das beste

Zimmer, das darin sich befindet, sei dein ausschließliches Wohngelaß. Eine Bedienung kann ich dir nicht anbieten; denn ich habe nur rauhe Soldaten, die dir aufwarten könnten. Allein es ist mir gestattet, dir eine von deinen gefangenen Landsmänninnen als Dienerin zuzugesellen. Wähle dir eine solche nach deinem Belieben und schalte mit derselben wie über eine Untergebene."

Hatten schon die Klänge der vaterländischen Sprache aus Valdivia's Munde das Ohr der Gefangenen so lieblich berührt, so war die Huld, welche in diesen Worten sich aussprach, noch mehr geeignet, Malaja für den edelmüthigen Sieger einzunehmen. Valdivia hatte Recht darin, daß seine Gefangene kein gewöhnliches Mädchen sei. Sie war die Tochter Colocolo's, eines alten Ulmen oder Häuptlings in Arauco. Nach einer langen ruhmvollen Thätigkeit hatte derselbe sich den Geschäften schon längst entzogen und lebte in unabhängiger Wohlhabenheit mit der einzigen Tochter an einem schönen Luftorte. Die Ankunft der Spanier und Aillavilu's Fall hatten seinen alten Patriotismus erweckt und er sich nun Lincoyan's Heere angeschlossen, um, wenn auch nicht mit der Hand, doch mit Rath und Rede seinen Landsleuten beizustehen. Die töchterliche Liebe hatte Malaja nicht gestattet, daheim zu bleiben. Sie war ihrem Vater in's Feld gefolgt, um für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten desselben mit liebendem Eifer zu sorgen. So war sie beim eiligen Rückzuge Lincoyan's den Spaniern in die

Hände gefallen. Seit längerer Zeit hatte Malaja in des heldenmüthigen Caupolican Herzen sanftere Empfindungen hervorgerufen, ohne es selbst kaum noch zu wissen, indem die Unschuld ihre himmlischen Reize und ihre überwindende Macht nicht leicht selber zu kennen pflegt. Der tapfere Ulmen von Pilmayquen war aber bei dem jetzigen Heereszuge nicht zugegen. Das stürmische Blut des raschen Kriegers ward von Lincoyan's unentschlossener Bedachtsamkeit in ungeduldige Bewegung gesetzt. Seine natürliche Abneigung an dieser unaraucanischen Weise Krieg zu führen, hatte gern die Gelegenheit eines fernen Streifzuges ergriffen, welchen Lincoyan gegen den Einfall eines südlichen Nachbarvolkes hatte anordnen müssen, um sich von dessen Heere entfernen und in selbstständigen nach eigenem Kopfe unternommenen kriegerischen Unternehmungen besser in seiner eigenthümlichen Weise bewähren zu können. Nicht ungern hatte Colocolo die aufkeimende Neigung Caupolican's zu seiner Malaja wahrgenommen und seine Entsendung nach dem fernen Süden deßhalb gut geheißen, weil er wußte, daß Caupolican dort sich bessere Lorbeern als unter Lincoyan werde verdienen und sich zum künftigen Oberbefehlshaber, den des Alten prophetischer Blick in ihm immer erkannt hatte, in mehr angemessener Weise ausbilden können. Während Valdivia sein Castell weiter ausbauete und am Meere hin dabei eine neue Stadt anlegte, auch die Organisation des neu eroberten Landes als spanische Provinz betrieb, er-

eilte den fernen Caupolican die Kunde von Lincoyan's an die Spanier verlornen Schlacht und der Gefangennahme von Colocolo's Tochter. Sogleich schloß er einen geräumigen Waffenstillstand mit den Feinden, welche er mit siegreicher Unternehmung schon zur Annahme von Bedingungen gedemüthigt hatte, die höchst vortheilhaft für die Araucaner waren und eilte zu Lincoyan's Heere, voll brennenden Verlangens, am Kampfe zur Wiedereroberung von Colocolo's Tochter Theil zu nehmen. Colocolo's weiser Rath dämpfte den feurigen Unternehmungssinn Caupolican's. Man hatte vernommen, Malaja werde auf das Freundlichste behandelt; sie selber hatte es in die Heimath wissen lassen und ihre Auswechslung in Aussicht gestellt. Colocolo's Patriotismus, welcher den strengen Anstrich des römischen, eines Cato Censor und anderer Eisenmänner der alten Welt hatte, ließ ohnehin nicht zu, daß um eines Weibes willen ein Feldzug unternommen werde, den sonst die Umstände nicht geboten. Diese erheischten vielmehr neue umfassende Rüstungen der Araucaner und die Stellung eines Feldherrn an ihre Spitze, welchem mehr Umsicht, Unternehmungsgeist und Entschlossenheit beiwohnte, als dem schwachen Lincoyan. Außerdem erforderte die Klugheit, die Spanier durch anscheinende Unthätigkeit sicher zu machen und zu Unvorsichtigkeiten zu verleiten, welche vielleicht das Brechen ihrer Ueberlegenheit in taktischer Hinsicht mittelst eines Ueberfalles ermöglichten. Colocolo bewog daher den Ulmen von Pilmayquen zu

seiner unterbrochenen Unternehmung und deren Führung zum Ziele zurückzukehren, und folgte für seine Person dem ängstlichen Lincoyan, welcher mit thatenlosem Umherziehen seine Leute ermüdete und deren Thatendurst auf's Spiel zu setzen sich scheuete. Unbelästigt von seinen Feinden, rief der unerschrockene Valdivia seine sieggewohnten Krieger zu einer neuen Arbeit auf. Der Rückzug der Araucaner erlaubte ihm, den unterbrochenen Bau der Stadt Concepcion weiter fortzusetzen. Die waffengewohnten Hände von Valdivia's Kriegern ergriffen die Kelle, die Axt und anderes Maurer- und Zimmerwerkzeug, der Kriegsschmuck mußte einem Schurze weichen und das ganze Heer schien in eine Zunft von Bauhandwerkern umgewandelt zu sein. Mit emsigem Fleiße förderten die im Friedenshandwerke nicht minder als im Kriegshandwerke geübten Spanier, denen zugleich daran lag, an dieser vortheilhaften Stelle neben der Penco-Bay eine befestigte Zuflucht gegen die in Kurzem wieder zu befürchtenden Anfälle der Eingebornen zu haben, ihre Arbeiten. Dabei wurde der Wald nicht geschont und überall gelichtet, wo zu Hinterhalten die Möglichkeit dargeboten schien. Des sterbenden Aillavilu brechendes Heldenauge hatte wohl zuletzt die Gegend noch in ihrem alten Gewande erblickt. Hätte er jetzt nach wenigen Monaten dasselbe noch einmal aufzuschlagen vermocht, er würde dieselbe nicht wieder erkannt haben. Im Hintergrunde der nach der Südsee sich öffnenden Rhede erhoben sich die neuen Gebäude der Stadt

Concepcion, eins um das andere. Von dem Hügel, der von der Landseite hinein mitten unter diese Häuser trat, schaute das Castell herab, gegen welches Lincoyan's Angriff gerichtet gewesen war und das mit neuen und drohenden Befestigungen umgeben, nun den Araucanern mehr zu schaffen gemacht haben würde. Auf dem Schlosse hatte Valdivia sich eine geräumige Wohnung herrichten lassen. Denn obwohl das nördlicher liegende San Jago vom Anfange an zur Hauptstadt der neuen Colonieen in Chili bestimmt war, schien die neue Stadt Concepcion den Vorzug zu verdienen. Der Ort war des schönen Hafens wegen für die Handlung überaus vortheilhaft belegen und bildet noch heute den besten Anlegeplatz auf der ganzen Küste. Daß die Küste etwas zu niedrig und daher bei Erdbeben den Ueberschwemmungen ausgesetzt sei, konnte Valdivia nicht wissen. Die Bay von Penco, welche sich von Osten nach Westen sechs und von Norden nach Süden neun Meilen erstreckt und die er von seinem Söller überschauen konnte, ist gegen die Seeseite durch die überaus reizend gelegene Insel Quiriquina beschützt, welche sich gerade vor die Bay gelagert hat und noch niedriger, als das feste Land liegt, zu dem sie nur zwei Eingänge durch die Bay offen läßt, von denen nur der nördliche für größere Schiffe fahrbar ist, während den andern nur ganz kleine Fahrzeuge passiren können. Der Ueberfluß an trefflichem Bauholze, kostbaren Erzen, sowie die offenbare Neigung des Bodens zum Hervorbringen des Weinstockes, nebst

dem reichlichen Vorrathe aller zum Leben dienlichen Mittel, namentlich vortrefflicher Fische in der Bay, machten in den Augen des spanischen Feldherrn diese Niederlassung zu einem gar wichtigen Orte. Eine große Freude gewährte es ihm, von dem festen Schlosse aus hinzuschauen über Land und Meer, das hier von Inseln und Landzungen abgefangen war und sich wie ein Binnensee zeigte. Das köstliche Klima, das an Anmuth und Reiz auf der ganzen Erde wohl schwerlich seines Gleichen hat, indem gegen Morgen die hohe Kette der Anden einen Schirm gegen die Hitze gewährt und von Abend kühles Wehen aus der See her die Luft erfrischt, lockte ihn oft genug auf den Altan hinaus. So gute Patrioten er und seine Leute auch waren, mußten sie doch Luft und Witterung der berühmten Andalusischen ihres Vaterlandes vorziehen, wie sie denn auch bald die Erfahrung machten, daß die dem milden Klima entsprechende Fruchtbarkeit des Bodens alle europäischen Früchte so trefflich gedeihen ließ, als wäre hier Aller gemeinschaftliches Vaterland. Auch die Thiere, welche hierher verpflanzt wurden, vermehrten sich nicht nur in diesem reizenden Lande in reichlichstem Maaße, sondern wurden und gediehen darin vollkommener als in ihrer ursprünglichen Heimath. Dieses reichlich gesegnete Land, dem seine milde Naturschönheit etwas Paradiesisches verlieh, wie denn auch eine nördlicher belegene Gegend in der That durch den Namen Val paraiso für ein Thal Eden erklärt ward, vertheilte

Valdivia nun unter seine Leute und nahm die fruchtbare Halbinsel zwischen dem Ausflusse des Biobbio und Andalien für sich selber, so wie er denn das noch uneroberte Arauco und Tucapel sich vorbehielt, um sie vom Hofe mit dem Titel eines Marquisates für seine geleisteten Dienste zu begehren. Nachdem er die Bauten aus dem Gröbsten hinausgeführt, widmete sich Valdivia, welcher in der weiten Abgeschiedenheit vom heimathlichen Spanien seinen Kriegern hier Alles sein und ersetzen mußte, der Ordnung der innern Angelegenheiten seiner Colonie. Er erließ ein Statut in zwei und vierzig Capiteln, welche sehr weise und den Eingeborenen gegenüber menschliche Anordnungen enthalten. Von seinen Arbeiten als Regent pflegte sich Valdivia zu erholen, indem er Malaja's Gesellschaft aufsuchte, welche sich dem mit feiner Rücksichtnahme auf Alles, was ihr angenehm sein möchte, eingerichteten Verkehre mit ihm nicht zu entziehen vermochte. Die Aufmerksamkeiten, welche Valdivia seiner Gefangenen spendete, die freundliche und zuvorkommende Weise, womit er sie vergessen zu machen suchte, daß sie der Freiheit entbehre, und welche sich sogar so weit erstreckte, daß er heimliche Kundschafter aus der Anzahl befreundeter Eingeborenen aussendete, um über das Befinden ihrer Angehörigen sichere Nachricht einzuziehen und diese wiederum über Malaja's Lage zu beruhigen, konnten nicht verfehlen, dem Spanier das freundliche Wohlwollen der jungen Araucanerin zu erwerben. Wenn sie die Strenge und Ent-

schiedenheit, die er seinen Kriegern gegenüber zeigte, mit der Milde und nachgiebigen Fügsamkeit in ihre leisesten Wünsche verglich, wenn sie wahrnahm, wie er Huld auf Huld häufte und eine zarte Schonung mit der andern wechseln ließ, aber doch gegen Andere, denen er zu gebieten hatte, solche Rücksichten nur spärlich eintreten ließ, so konnte auch selbst ihrem einfachen Araucanerverstande nicht entgehen, daß Valdivia's Empfindungen für sie den Gefühlen sehr ähnlich waren, welche Caupolican's Verhalten gegen sie leiteten. Sie stellte in ihrem arglosen Herzen Vergleichungen zwischen beiden Helden an und wog, ohne selber zu wissen, was sie dazu trieb, die an beiden erkannten Vorzüge gegen einander ab. Doch führte sie die Parallele nie zu dem bedenklichen Schlusse, welcher in der Entscheidung hätte bestehen müssen, wer unter beiden ihr der liebste sei. Sie begnügte sich mit der sie angenehm erheiternden Ueberzeugung, daß der eine wie der andere ihr gewogen sei, und lebte, ohne sich von ihrer Gefangenschaft gedrückt zu fühlen, ganz getrost einen Tag nach dem andern dahin, indem ihr nur derjenige unbequem lang erschien, an welchem Valdivia nicht mit ihr sprach oder Gelegenheit nahm, mit ihr zusammen zu sein. Während die araucanische Häuptlingstochter, von verrätherischer Sicherheit in einen holden Schlummer gewiegt, sich einen glücklichen Zustand träumte, zog der Feind, welcher dem Menschen auf Erden nun einmal keine Ruhe gönnt, immer nähere Kreise um sie herum, bis er end-

lich in einem abscheulichen Werkzeuge sich ihr leiblich zu offenbaren wagte und scheußlich hervortrat aus dem Dunkel, worin er sich zu verbergen liebt. Marollo, ein Gligua (so nennen die Araucaner ihre Wahrsager und Zeichendeuter), welcher durch böses Sinnen seines Herzens sich dem Götzen Guenenbu, dem Urheber alles Bösen dienstbar gemacht, hatte, schon bevor Spanier und Araucaner einander bekriegten, eine unreine Leidenschaft zu Malaja gefaßt, derselben aber aus Furcht vor Colocolo und Caupolican, sowie bei der Zaghaftigkeit, die den Bösen beim Anblicke der reinen Unschuld doch gar oft zu beschleichen pflegt, bisher allen äußern Ausdruck zu versagen gewußt, so daß die schamlose Gluth, welche Guenenbu in seinem Herzen schürte, noch Niemanden, außer ihm selber, bekannt geworden war. Zugleich aber war er inne geworden, wie er Malaja ein unheimlicher Geselle, eine widerwärtige Persönlichkeit war. Ueberall, wo er ihr zu nahen gesucht, war sie ihm aus dem Wege gegangen und hatte, wenn er wider ihren Willen ihre Nähe gewonnen, durch eine abwehrende Kühle ihn von Freundlichkeitserweisungen abgehalten, die sie von seinen Lippen oder in seinem Verhalten hervorkeimen sahe. Die kalte Würde, womit ihn die gegen Jedermann sonst freundliche Jungfrau von sich entfernt und im Zaume zu halten wußte, rief in Marollo's Busen neben der alten Leidenschaft schmutziger Liebe die neue der Wuth hervor, welche von der Eifersucht noch stärker angefacht wurde, nachdem er sich überzeugt, daß der Ul-

men von Pilmayquen Colocolo's Tochter anscheinend nicht zurückgewiesene Huldigungen darbrachte. Rache feuerte ihn an, gewaltsam zu erlangen, was er auf glimpfliche Weise zu erreichen keine Aussicht hatte. Seine schwarze Seele brütete nun über dem Plane, Malaja zu verderben. Seine Verschmitztheit hatte ihm Zutritt zu den Spaniern, ja selbst den Eintritt in Concepcion verschafft. Spähend hatte er, von der Gefangenen unbemerkt, alle Gelegenheiten erlauscht, bei denen er ihr unbeachtet nahen könnte. Inzwischen ahnte Malaja von dem Allem nichts. Sie hatte, mitten unter den Christen lebend und von deren Religiosität angezogen, ihre Beobachtung dem Cultus des Gekreuzigten zugewendet und unter des Pater Pedro Beihilfe, welcher mit Freuden das aufkeimende Interesse der Gefangenen für die Kirche und deren Einrichtungen gewahrte, schon manchen Blick in diese ihr ganz fremde Welt gethan, welche sie auch in ihrem noch unverstandenen Wesen anzuziehen nicht verfehlte. So einfach das Religionssystem der Araucaner auch ist, so fand sie doch mit ihrer Einsicht bald genug heraus, wie sich Manches darin mit demjenigen vereinigen ließ, was ihr vom Glauben der Christen bekannt ward. Sie glaubte selbst einen Wiederhall von dem, was die Christen glaubten, in demjenigen, was die Araucaner annahmen, zu finden. Verehrten nicht auch die Araucaner ein höchstes Wesen, einen Urheber aller Dinge in ihrem Pillan, dessen Name einen vorzüglichen Geist bedeutet, und entsprachen die Be-

nennungen, welche ihre Landsleute diesem Geiste beilegten: Geist des Himmels, großes Wesen, Donnerer, Schöpfer Aller, Allmächtiger, Ewiger, Unendlicher nicht den Namen, welche die Spanier ihrem Gotte beilegten? Mit besonnener Fürsorge hatte der Pater, welcher der chilesischen Sprache vollkommen mächtig und deßhalb ohne Dollmetscher und Anstoß mit Malaja eine Unterredung zu führen im Stande war, ihr Nachdenken vorerst auf diese Uebereinstimmung hinzuleiten gesucht. Er hatte auch nicht ermangelt, dem Teufel, in welchem die Christen den Urheber des Bösen verabscheuen, den Guecubu der Araucaner gegenüber zu stellen, in welchem diese die Ursache aller Unglücksfälle und des Todes fürchten. Dieses böse Wesen, das sich ihre noch kindische Phantasie nicht abenteuerlich-schrecklich genug auszumalen vermochte, flößte Malaja einen ganz besondern Schauder ein. Ihre unheimlichsten Gedanken regte die bloße Nennung des schrecklichen Namens auf.

Einsam saß sie eines Abends in ihrem Gemache. Das schön umflochtene Haupt stützte sich auf ihre weiche Hand. Ihr Blick heftete sich auf die Thür, durch welche vorlängst Valdivia hinaus getreten war, welcher ihr die Meldung von neuen Rüstungen ihrer Landsleute gebracht. Durch die nach der Bay hinausführende Altanthüre, welche geöffnet stand, fiel vom roth glimmenden Abendhimmel ein wunderlich glühender Schein in das Zimmer, welcher die seltsamen Gefühle eher förderte, als beseitigte, die in ihrer Brust

auf- und niederwogten. Der neue Freund sollte nun, so war die Aussicht, dem alten Verehrer sich feindlich gegenüber stellen. Sie schwankte in ihrem Interesse von Einem zum Andern. Sie erwog die nationalen Verschiedenheiten, welche sie von Valdivia trennten, und die Uebereinstimmung der Nationalität, welche sie mit Caupolican verband. Sie empfand schmerzlich, daß der Spanier ihres hochverehrten Vaters und ihres Volkes entschiedener Feind war, und wünschte doch, daß beide Männer, welchen so vieles Edle gemeinsam war, in Freundschaft einander nahe stehen möchten. Wunderbar hatte die Religion der Fremden aus Valdivia's christlichem Rittersinn sie angemuthet, die Wahrnehmung dieser Sympathie versetzte sie aber jetzt in solche Bestürzung und Furcht vor den Götzen, daß sie unheimlich zusammenschauerte bei dem Gedanken, deren Zorn durch den geheimnißvollen Zug, den sie zur christlichen Religion empfand, erregt zu haben. Der Abendschein war inzwischen verbleicht und die Nacht warf einen Schatten um den andern an dem Himmel herauf. Dämmerung umgab die Sinnende. In fieberhafter Erregung erweiterte sich ihre Pupille und warf unnatürlichen Glanz, so daß ihr aufgeregter Blick leuchtete. Da rollte ein jäher Donner über sie hin. Auf sprang die Thüre ihres Gemaches. Von Feuerlarven umgeben, zeigte sich das häßliche Bild Guecubu's, des bösen Geistes. Mit hellem Schrei sank sie auf den Boden nieder. Der Götze schritt herein. Behende verschwanden seine

Geister. Er hob die Ohnmächtige empor und schleppte sie mit Rache funkelnden Augen nach einem Ruhebette. Die fürchterliche Wallung seines Blutes, dessen heftige Pulsschläge und entzündete Gluth Malaja's zarte Haut elektrisch berührten, riefen in dieser plötzlich die Lebensgeister wach. Sie begriff schnell die Größe der Gefahr, in welcher sie sich befand. Mit Riesenkraft stieß sie den Unreinen von sich, sprang auf und schrie: „Unhold, wer bist du?" „Guencubu!" brüllte das Gespenst. „Zwar nennt ihr mich den Bösen. Allein solcher Unklugheit nicht gedenkend, will ich dich retten aus den Klauen des Irrglaubens, zu dem du abtrünnig vom Dienste der Götter deines Vaterlandes in kläglicher Verblendung abfallen willst. Folge mir. Auf nächtlichem Pfade führe ich dich den Deinigen zu." Schaudernd blickte Malaja das düstere Ungethüm an, dessen Schrecken die schaurige Dämmerung noch erhöhete. In vollem Glanze traten Colocolo's, Caupolican's und der übrigen vaterländischen Helden Bilder vor ihre Seele, eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Freiheit ihrer Heimath fiel wie ein Blitz in ihr Herz herab. Die Gefühle, welche der Geist des Christenthums in ihr geweckt und die sie jetzt vor dem bösen Geiste zu verbergen sich bemühete, kämpfte sie unmuthsvoll nieder. Folgen wollte sie, ihres Entsetzens vor dem gräßlichen Führer ungeachtet, der Leitung desselben. Denn Guencubu war ihrer Seele immerhin ein höheres Wesen. Aber als sie nun den gesenkt gewesenen Blick wieder erhob zu den

teuflischen Mienen, denen selbst das Düster im Gemache keine Erträglichkeit anzumildern vermochte, (denn ihr jungfräulich keusches Gemüth ward durch den höllisch-entflammten Blick rasender Lüsternheit, der ihr entgegenbrannte, mit dem entsetzlichsten Wehe erfüllt), sank ihr der Muth eben so schnell wieder, als er über sie gekommen war. Ein inneres Beben durchzuckte sie. Der böse Geist dünkte ihr gar zu schrecklich, um seiner Führung sich anvertrauen zu dürfen. In diesem aber entbrannten Rache und Begier zu immer lichtern Flammen. Häßlich verzogen die Leidenschaften seine grinsende Miene. Hörbar klopfte sein Herz und er trat der Armen näher. Die erfaßte ein unnennbares Grauen. Guencubu's Blicke dünkten sie verzehrende Blitze, sein Athem der Flammenhauch der Hölle und entsetzt schrie sie auf im unermeßlichen Schauder. Unten ließen sich von der Straße herauf theilnehmend hilfreiche Stimmen vernehmen. So sehr der Götze ergrimmte, war doch seines Bleibens hier nicht mehr. Er opferte der Sicherheit die Lust, welche er wohl ein anderes Mal büßen zu können vermeinte, und verschwand vor den Blicken des geängstigten Mädchens, welches von seiner Kraft verlassen, jetzt bewußtlos zu Boden sank. Die auf ihren Ruf in's Haus gedrungenen Spanier, denen Valdivia sich beim Hinaufsteigen in's obere Geschoß angeschlossen, fanden die Ohnmächtige. Valdivia war besorgt, sie durch ihre Dienerin auf's Lager schaffen zu lassen und der Pater, welchem durch seine Kräuterkunde die heilsamen

Kräfte der chilesischen Pflanzen zu Gebote standen, that das Seinige zur Wiederherstellung der in fieberhaftem Zustande Angetroffenen. Kaum hatte Valdivia, über Malaja's Zustand in Etwas beruhigt, sich niedergelegt, als ein seltsames Getöse seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Aus dem nahen Walde klang es wie Schwerterklirren und ängstlicher Hilferuf. Da er der lieblichen Nachtkühlung wegen die Fenster geöffnet gelassen, vernahm er Alles deutlich. Eine Täuschung konnte nicht obwalten. Ihm war es nicht zweifelhaft, daß irgend ein nächtlicher Anfall im Walde geschehen. Die Scene schien nur wenige Acteurs zu haben. Offenbar waren nur zwei, höchstens drei Personen im Handgemenge. Valdivia konnte sich also allein für ausreichend halten, den Bedrängten von seinem Vergewaltiger zu befreien. Da er sich, um rasch zur Hand zu sein, bekleidet niedergelegt, brauchte er nur zu Schwert und Helm zu greifen, um sich zum Strauße hinlänglich ausgerüstet zu erachten. Das Getöse war sein Wegweiser in den Wald. Er mußte, um die Stelle, wo der Kampf zu spielen schien, zu erreichen, in ein Dickicht einbrechen. Das Zersplittern einiger Aeste verrieth sein Nahen und das Getöse zog sich vor seinen Schritten zurück. Auf einer Waldblöße aber, die Valdivia im Nachdringen erreichte, hatte der Spuck Halt gemacht. Wider Erwarten schienen mehr Personen, als er berechnet, diese nächtliche Bühne zu beleben. Beim Sternenlichte unterschied er mehrere Gestalten vor sich, welche mit

einem Male aus scheußlichen Gesichtern mit entflammten Rachen ihn anleuchteten. Wenigstens war nichts hell an ihnen, als der weit geöffnete, anscheinend Feuer speiende Rachen. Einem Spanier des XVI. Jahrhunderts, der in dem Lande erzogen war, wo die Phantasie der damals noch nicht vollständig vertriebenen Araber eine Menge von Spuckgeschichten erfunden und als Erbtheil verbreitet und zurückgelassen hatte, ist einige Gespensterfurcht nicht allzu hoch anzurechnen, zumal Schrift und Kirchenlehre die Existenz böser Geister und deren Neigung, die Menschenkinder zu schrecken, zu plagen und zu verderben, ganz deutlich lehren und bestätigen. Dem ritterlichen Valdivia ist es daher nicht als eine verdammliche Feigheit auszulegen, wenn er von der Besorgniß befallen wurde, er möge zu tollkühn gewesen sein und sich zu weit hinausgewagt haben, da er mit Wesen einer unheimlichen Ordnung sich auf einem unbekannten Terrain begegnete, wo die Waffen, welche Menschen im Kampfe mit einander anwenden, ihren Dienst versagen. Obwohl er das Zurückweichen für schimpflich hielt, blieb er unentschlossen stehen. Eine der Gestalten, welche im Fortschreiten zu wachsen schien, wenigstens ihr Haupt mit jedem Schritte höher erhob, so daß, als sie vor ihm stand, der glühende Rachen wohl um eine Elle das Haupt des mit einer stattlichen Länge begabten Valdivia überragte, schritt auf den Feldherrn zu. Mit einer hohlen und marklosen Stimme tönte es aus dem Innern des hohen Figurengestelles:

„Spanier, ist dein Leben dir werth, so entlaß Colocolo's Tochter. Sie ist einmal meine Beute. Ich lasse ihr, wie dir keine Ruhe, bis sie in meine Gewalt gekommen. Nicht den Leib nur, auch die Seele weiß ich zu verderben. Willst du Beides retten, so übergieb mir das Mägdlein noch in dieser Nacht. Ich werde sie unversehrt zur Heimath geleiten lassen durch meine Gesellen, welche du hier um mich siehest." Inzwischen waren die feurigen Larven näher getreten. Als werde sie durch diesen Zuzug ermuthigt, erhob die grauenhafte Stimme drohendern und trotzigern Ton: solltest du aber — ward aber alsbald durch das heftige Niesen eines ihrer Begleiter unterbrochen, dem etwas Glimmendes aus dem Munde flog, worauf der fürchterlich geschienene Rachen verschwand. Valdivia's unter der Ansprache erwachter Argwohn, daß er es weniger mit bösen Geistern, als mit lebenden und leibenden Wesen zu thun habe, ward durch dieses lächerliche Intermezzo zur Gewißheit, und er riß voll Entrüstung über den frechen Spuck sein Schwert aus der Scheide. Dem Klirren des guten Degens widerstand selbst der vermeintliche Teufel nicht. Diesem Ernste räumte er das Feld und stob mit seinen Mannen verwirrt auseinander und von dannen. Valdivia, welcher vor einem Hinterhalte nicht sicher sein durfte, zog sich in der Richtung, die er nach der Waldblöße genommen, nach seiner Wohnung zurück, wo er erfuhr, daß inzwischen ein neues vereiteltes Attentat auf Malaja gemacht worden,

dessen Urheber aber im Dunkel der Nacht entronnen waren.

Nachdem Marollo mit seinem groben Gaukelwerke so schmählich durchgefallen war, aber glücklich die Heimath erreicht hatte, suchte er nur Wege, um Valdivia zu verderben. Er haßte ihn mit einer satanischen Leidenschaft. Von Lincoyan's zögernder Rathlosigkeit, die er mit Glück und Erfolg für Feigherzigkeit überall auszugeben gewußt, erwartete der Gligua keine Förderung seiner von Galle und Rachsucht eingegebenen Pläne zum Verderben Valdivia's. Deßhalb intriguirte er gegen Lincoyan. Er wußte die Abneigung der Araucaner gegen ihren Toqui, welcher bisher so wenig gegen die Fremdlinge zu unternehmen verstanden, mit allen Mitteln verschlagener Bosheit zu steigern, um einen Andern an seine Stelle zu bringen, der ihm nicht minder widerwärtig war als Valdivia. Denn er stand ihm in seinem Streben nach Malaja's Besitze eben so sehr im Wege, als der Spanier. Er war aber der einzige in Arauco, welcher diesem die Spitze bieten konnte. Der schlaue Kenner hatte die Rechnung so gemacht: Caupolican wird als Toqui nicht eher ruhen, als bis die Spanier aus Arauco wieder herausgeschlagen oder die Araucaner bis zu völliger Erschöpfung besiegt sind. Einen von beiden Nebenbuhlern hoffte er so jedenfalls los zu werden. Ja, er schmeichelte sich, daß, da die Unverwundbarkeit beider nicht affecurirt worden, das wechselvolle und tödtliche Geschick der von einem Caupolican nie abzu-

weisenden Schlachten, ihn von beiden werde befreien können. Namentlich wußte er Colocolo von der Untauglichkeit Lincoyan's zum Feldherrn und der Nothwendigkeit des Ersatzes desselben durch eine geeignetere Capacität durch geschickt berechnete Einflüsterungen zu überreden. Diese ließ er selber oder durch Vertraute in das Ohr des alten Ulmen gelangen. Den Vater hatte die lange Abwesenheit seines geliebten Kindes zu einer Ungeduld über die Langsamkeit und Erfolglosigkeit von Lincoyan's Operationen aufgeregt, welche in alle Vorschläge einzugehen bereit war, die eine energischere Kriegsführung gegen die Spanier und die baldige Befreiung der Tochter verbürgen zu können schienen.

Auf die Nachrichten von Rüstungen der Araucaner war Valdivia, welcher aus Peru eine Verstärkung erhalten, über die Biobbio vorgedrungen, und hatte ohne erheblichen Widerstand die beiden Provinzen Encol und Puren erreicht. Lincoyan war in seinen Unternehmungen viel zu langsam, um das Vordringen der Spanier verhindern zu können. Deßhalb gelang es Valdivia, bis an die Ufer des Cauten fast ohne Schwertstreich vorzurücken. Dieser Fluß scheidet Arauco in zwei fast gleiche Theile. Der Erfolg bewog den spanischen Feldherrn, an der Stelle, wo der Fluß Dame sich mit dem Cauten vereinigt, eine neue Stadt: Imperiale, anzulegen, welche bald durch ihre angenehme Lage und den Ueberfluß an Lebensmitteln, den ihre Umgebung darbot, eine der blühendsten in Chili ward, wie denn die Nähe eines großen

schiffbaren Flusses, der die Mauern der Stadt bespülte, dieselbe zur Handlung vorzüglich geschickt und die Zuführung von Verstärkung und Entsatz im Falle einer Belagerung sehr leicht machte. Dieses unerwartete Glück führte eine Art Taumel in Valdivia's Seele herbei. Er wurde, wie es denen zu ergehen pflegt, welche ohne Mühe zu etwas gelangen, über alle Maßen freigebig. Mit seinen Leuten pries er sich glücklich, die tapferste Nation Chili's unterjocht zu haben, und schritt eiligst dazu, die neuen Eroberungen unter seine Leute zu vertheilen. Francisco Villagran, sein General-Lieutenant, erhielt die Provinz Maquegua, welche von den Araucanern als der Schlüssel zu ihrem Lande angesehen wird, mit 30,000 Unterthanen. Den andern Officieren überwies Valdivia, je nachdem sie sich seiner Gunst erfreuten, 8—12,000 Unterthanen und das dazu gehörige Land. Dann zog er weiter gen Mittag. Lincoyan beobachtete die Spanier freilich genau und suchte eine bequeme Gelegenheit, sie anzugreifen. Es fand sich aber nie eine, welche der Zaghaftigkeit des araucanischen Toqui entsprach. So blieb es bei einer zahllosen Menge unbedeutender Scharmützel, in denen nichts entschieden ward, indem Lincoyan, wenn ein größeres Treffen sich zu entwickeln drohete, stets furchtsam seine Mannschaften schonte. Auf diese Art war es möglich, daß Valdivia mit geringen Verlusten ganz Arauco von Mitternacht nach Mittag durchzog und im tiefen Süden die Stadt anlegte, welche noch heute

seinen Namen trägt, weil er hier den schönsten und sichersten Hafen fand, der an der ganzen Südsee anzutreffen ist, und welcher den größten Schiffen das Anlegen dicht am Ufer gestattet. Eigentliche Eroberungen hatte Valdivia nicht gemacht, nur Streifereien waren seine Züge gewesen, und er hatte nur unbewohnt gewesene und aufgegebene Stätten besetzt. Es bedünkte ihm selber, als ob er sich zu weit gewagt, und er begann, nachdem er die erste Anlage der nach ihm benannten Stadt vollendet, seinen Rückzug anzutreten. In den Provinzen Puren, Tucapel und Arauco im engern Sinne hatte er neue Festungen angelegt, um die in deren Nähe belegenen Besitzungen zu decken. Er befürchtete über kurz oder lang von den Bewohnern der genannten Provinzen beunruhigt zu werden. Wie begründet diese scharfblickende Besorgniß gewesen, wird der Verfolg lehren. Unternehmungslustig, wie er war, von einem seltenen Glücke begünstigt, beschloß Valdivia, nach San Jago zurückgekehrt, ein gar verwegenes Unternehmen. Er sandte unter Franz Aguirre ein für ihn nicht unbedeutendes Heer über die Cordilleren, um die auf der Morgenseite dieses Gebirges belegenen Länder Cujo und Tucuman zu erobern. Wie ansehnlich im Vergleich zu den ihm verbleibenden Kräften auch das Expeditionsheer zu erachten war, so erschien es doch im Verhältniß zu den ansehnlichen und volkreichen Provinzen, zu deren Eroberung es ausgesandt war, eine gar geringe Macht. Nachdem er auf einem neuen Zuge in der Provinz Encol die

siebente Stadt angelegt, ging Valdivia nach Concepcion zurück. Berauscht vom glücklichen Erfolge, unterlagen die Spanier der Versuchung zum Uebermuthe und zur Eitelkeit. Tausend Meilen, sagt Ercilla, reichten ihnen für zehn Leute nicht aus, und sie gedachten nicht, wie sieben Fuß Landes ihren Stolz und ihre hochfahrenden Ansprüche einst reichlich umfassen würden. Mit Befriedigung der Habgier wuchsen Eigennutz und Bosheit, und die Lust nach noch Mehrerem warf alle Zügel ab. Selbst Valdivia blieb von der allgemeinen Krankheit nicht verschont. Der besonnene Mann verlor die rechte Linie des Gleichmuthes und ward unsicher im Urtheil und in der Herrschaft über seine Leute und deren Handlungsweise. Gegen schwere Verschuldigungen zeigte er sich nachsichtig und ließ dieselben ungeahndet, und gegen leichte Verfehlungen schritt er mit ungebührlicher Strenge ein. So wenig vermögen auch edle Naturen ein anhaltendes äußeres Glück zu ertragen, ohne an ihrer Seele Schaden zu nehmen. Pater Pedro hatte daher wohl recht, wenn er häufig der letzten Bitte im Gebete des Herrn: sondern erlöse uns von dem Uebel! die bedeutungsvollen Worte hinzufügte: und bewahre uns vor verderblichem Glücke. Zwar ließ er es an Einwirkungen auf seinen Freund Valdivia nicht fehlen, und benutzte jede Gelegenheit, demselben vorzuhalten, wie die Aufgabe seiner Heereszüge nur darin bestehe, dem Reiche Gottes neue Unterthanen zu gewinnen, und wie jede Regung und Versuchung zu dem Verlangen, etwas

Eigenes und für sich haben zu wollen, die Lösung dieser Aufgabe beeinträchtige. Allein Valdivia glaubte, sein geistlicher Freund sehe zu düster, man müsse den in langen Feldzügen und schweren Strapatzen Jahre lang ruhelos umher gehetzten Leuten einige Erholung gönnen, und nach langer Entbehrung übertriebenen Ansprüchen nicht zu schroff entgegen treten. Die Extreme der außerordentlichen Situationen, in denen sie sich sonst und jetzt befänden, pflegten, meinte er, solche Gegenströmungen hervorzurufen, wenn sich dieselben gegen einander verbraust, trete wieder ebener Wasserspiegel ein. Aber nicht allein gegen seine eigenen Leute übte Valdivia unzeitige Milde, auch gegen die Araucaner zeigte er unerwarteten Glimpf. Er ließ es ungestraft, daß zwei Soldaten, welche sich von der Festung zu weit hinweggewagt, von den Araucanern überfallen und erschlagen wurden. Dadurch wuchs der keineswegs unterjochten Nation die Lust, der fremden Eindringlinge sich je eher, je lieber zu entledigen.

Ueber Jahr und Tag befand sich Malaja in den Händen der Spanier, und es scheint fast unbegreiflich, daß weder von ihrer Liebe zu dem alten Vater und ihrem Vaterlande, noch von Caupolican's Neigung und Thatkraft Mittel und Wege gefunden worden, welche eine Befreiung der Gefangenen und eine Wiedervereinigung derselben mit ihren Landsleuten herbeigeführt. Namentlich aber wird es wie ein Räthsel erscheinen, daß Colocolo die Tochter so lange zu

entbehren vermochte, ohne welche er früher gar nicht leben zu können schien. Allein man macht sich von dem Patriotismus der Araucaner eine falsche Vorstellung und schlägt ihren Jahrhunderte lang unbezwungenen Unabhängigkeitstrieb zu gering an, wenn man glaubt, sie seien fähig gewesen, auch die liebsten Familienbande und Beziehungen über das Vaterland zu setzen und nicht diesem zu Liebe Alles zu dulden und zu entbehren, wenn damit die Unabhängigkeit zu erlangen und zu behaupten war. Bei Caupolican's strengem Charakter war die Behauptung einer zarten Neigung sogar Etwas, das ihm ritterlich erschien, und während sein Herzensverlangen wuchs, die Tochter Colocolo's wieder zu sehen, gefiel die Stärke seines Sinnes sich darin, einer solchen Empfindung den Vorwurf der Schwächlichkeit anzudichten und sich daraus einen Gegner zu erschaffen, den er in Ermangelung äußerer Feinde bekämpfen und überwinden konnte. Indem er keineswegs auf die Hoffnung verzichtete, Malaja frei und sie dereinst sich näher anzugehören zu sehen, disciplinirte er so seinen Willen auf eine fruchtbare Weise, welche ihm bei dem schweren Lebensgange, der seiner wartete, herrlich zu Statten kam. Dazu dachte er von der Vaterlandsliebe Malaja's zu vortheilhaft, um sich der Besorgniß hinzugeben, sie möchte unter ihrer Machthaber Einflusse bis zu einer Abtrünnigkeit gegen Arauco hispanisirt werden. Colocolo dagegen, welcher sich mit dem großen Entwurfe trug, ganz Arauco wider die frem-

den Unterdrücker unter die Waffen zu rufen und mit einem Schlage ihren Uebermuth niederzuwerfen, sahe die Freiheit der Tochter als den besonderen Siegerpreis seiner dabei aufgewendeten Thätigkeit an, und wollte die Wiedererlangung ihres Besitzes lieber einer Zurückeroberung, als einer Auswechselung verdanken, da er, nach der Art hochherziger Seelen, zu dem Edelmuthe der Spanier das Vertrauen hatte, sie würden seine gefangene Tochter inzwischen mit derselben Rücksicht behandeln, die sie ihr, wie er gern wiederholt vernahm, bis jetzt gewidmet hatten. Während Caupolican und Colocolo in Bezwingung ihrer Sehnsucht nach der gefangen Gehaltenen als wahre Araucaner zu handeln trachteten und wirklich handelten, waren die Empfindungen Malaja's, die ihr die Entfernung von ihren heimischen Lieben erleichterten, ganz anderer Art. Zwar war sie Araucanerin genug, um auch unter den ungünstigsten Verhältnissen dem Wohle des Vaterlandes Entbehrungen zum Opfer bringen zu können, welche ihrem zart empfindenden, von allem Zusammenhange mit der Vergangenheit und der Heimath abgeschnittenem Herzen die schwersten waren. Allein es bleibt in unserm Falle fraglich, ob diese Entbehrung der einsamen Gefangenen wirklich ein so großes Opfer kostete, als die Umstände dasselbe erscheinen lassen konnten. Das unverstandene Interesse an Valdivia's großen Eigenschaften, und der sanfte Einfluß eines im Pater Pedro ihr verkörpert entgegentretenden Christenthums milderten ihr das

einer Araucanerin sonst unerträgliche Joch der Gefangenschaft in einem Maaße, daß sie öfter, wenn sie an die Beendigung derselben dachte, sich auf einem nicht gelinden Schrecken ertappte. Dazu kam, daß sie in Guacolda, welche ihr zur Bedienung überwiesen war, eine Freundin hatte, welche ihr alle Araucanerinnen ersetzte. Diese Tochter eines tapfern Ulmenen hatte schon früherhin Malaja's Freundschaft besessen. Das muntere Mädchen war in die Gefangenschaft gerathen, weil sie dem Freunde ihres eigenen Herzens, dem jungen Lautaro, zu Liebe, welcher mit gegen die Spanier gezogen war, sich in die Nähe von Lincoyan's Heere gewagt hatte, um jenen zu sehen und zu sprechen. Auf einem seiner Streifzüge hatte Valdivia sie sammt ihrem Lautaro, welcher kaum sechzehn Jahre zählte, getroffen. Mit Löwenmuthe suchte Lautaro sich und sein Mädchen gegen die Uebermacht zu vertheidigen und seine und ihre Freiheit zu sichern. Er tödtete einige Spanier und wehrte sich mit dem größten Muthe und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Dieselben würden ihm wenig gefruchtet haben, wenn nicht Valdivia, ein Augenzeuge dieses jugendlichen Heroismus, seinen Leuten befohlen, von Lautaro abzulassen, da seine Tapferkeit nicht den Tod, sondern Belohnung verdiene. Diese Großmuth rührte den jungen Barbaren, so daß er Dolch und Keule von sich warf und im schnell auflodernden Enthusiasmus, ganz unaraucanisch der aufwallenden Empfindung nachgebend, sich Valdivia's Dienste widmete und treue Ergebenheit gelobte. Valdivia ge-

fiel das Anerbieten, und so kam das Paar in die Gewalt der Spanier. Da Guacolda's Freund ihr Schicksal theilte, trug sie wohl keine zu ängstliche Sehnsucht nach der Heimath. Lautaro aber, dessen Jugend noch nicht zu der gewöhnlichen Festigkeit des araucanischen Charakters gereift war und welchem es unter den Spaniern ganz wohl gefiel, hatte sich Valdivia's Vorschlage, die Taufe anzunehmen und sein Page zu werden, ohne besondere Schwierigkeit gefügt und genoß nun der Freiheit, welche ihm auch gestattete, seinen Landsmänninnen freundliche Huldigungen darzubringen und ihnen ihr Loos in allen Stücken, wo Valdivia's Großmuth noch etwas übersehen und für fremde Fürsorge Platz gelassen haben mochte, zu erleichtern.

Während Valdivia in Concepcion seine Herrschaft zu befestigen suchte und die städtische Verwaltung regelte, gewann er auch Zeit, einen umständlichen Bericht über seine erfolgreichen Unternehmungen auszuarbeiten. Er fertigte mit demselben den Geronymo Aldrete, dem er eine beträchtliche Menge Geldes, als glänzenden und klingenden Beweis der Wahrheit des Berichtes, übergab, nach Europa ab. Aldrete erhielt zugleich den Auftrag, für Valdivia die Stelle eines immerwährenden Statthalters von Chili, nebst dem Titel eines Marques von Arauco bei Hofe auszuwirken. Während Aldrete nach Norden seine Reise antrat, ward Francisco de Ulloa zu Schiffe gen Süden abgesandt, um die Magellanische Meerenge genau zu untersuchen, durch welche Val-

divia sich einen unmittelbaren Weg nach Europa zu bahnen trachtete, ohne ins Künftige von Peru, welches bisher immer die Vermittelungsstation zwischen ihm und Spanien hatte sein müssen, ferner abhängig zu sein. Er selbst bereiste inzwischen Chili.

Während Valdivia seinen großen Entwürfen lebte, und auf dem Höhenpunkte seines Glückes angelangt, gar nicht daran dachte, dieser langjährige Gefährte könne ihm einmal ungetreu werden, ließ es dem alten Colocolo keine Ruhe. Je höher Valdivia's Stern gestiegen war, je heller derselbe glänzte, desto tiefer und finsterer erschien dem alten Ulmen die Schmach der Araucaner. Wie wenn eine neue Jugendfrische über ihn gekommen, durchzog er alle Araucanischen Provinzen, und suchte die niedergeschlagenen Gemüther seiner Landsleute für die Wahl eines neuen Toqui zu stimmen, um die Spanier aus ihren Besitzungen zu vertreiben, indem er ihnen zeigte, wie nur die mangelhafte Führung des Lincoyan den Fremdlingen die Festsetzung im Lande möglich gemacht. Diese Rede eines Mannes, der im ganzen Lande den Ruf eines weisen und erfahrenen Greises hatte, dessen Vaterlandsliebe in unzähligen Fällen durch Darbringung von Gut und Blut bewährt worden, und dessen Erfahrung in Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und Führung von Kriegen mehr als einmal der Nation genützt hatte, that im Vereine mit den heimlichen Aufreizungen Marollo's ihre Wirkung. Die Ulmeni aller Provinzen pflichteten Colocolo's Meinung bei

und versammelten sich, wie es der araucanische Brauch mit sich bringt, zu einer verabredeten Zeit auf einer Wiese, wo nach der gewöhnlichen Mahlzeit die Berathung vorgenommen werden sollte. Allein schon bei dem Trinkgelage entzündeten sich die aufgeregten Gemüther, indem diejenigen, welche auf die Würde des Toqui Anspruch machen zu können vermeinten, ihre Vorzüge gegen einander herausstrichen. Der Neid war plötzlich geweckt und Viele fanden sich, welche mit Anmaßung sich die ausschließliche Würdigkeit beilegten, das Volk zu leiten und dasselbe in den Krieg zu führen. Zu der Ehre, Retter des Vaterlandes zu werden, drängten sich vor Andern Andalican, Elicura, Ongolmo, Rengo und Tucapel. Letzterer war seiner Tapferkeit wegen längst gefeiert. Die Provinz, deren Apo Ulmen er lange Zeit gewesen, hatte seinen Namen aus Dankbarkeit angenommen. Auch war sein Anhang sehr groß. In seiner Hitze war er zu Beleidigungen Anderer leicht erregt. Seiner Heftigkeit wegen war denn auch der klügere Theil der Versammlung ihm nicht geneigt, weil diese Eigenschaft die Lage der Dinge leicht verschlimmern konnte. Der Streit unter den Prätendenten ward immer heftiger. Einige sprangen auf, um ihren Gründen mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben. Da erhob sich der ehrwürdige Colocolo und gebot mit herrschender Stimme Ruhe. Die Ehrfurcht, welche diesem Greise kein Araucaner versagte, verschaffte seinem Worte sogleich Folge, und eine lautlose

Stille trat nach demselben ein. Colocolo sprach weiter:

„Ulmeni, Vertheidiger des Landes! Nicht Herrschsucht reizt mich zu Klagen, daß ihr nach einer Ehrenstelle strebt, die mir vor Allen gebühren würde. Ich bin ja alt und fertig zur Reise in die andere Welt. Nur die Liebe, welche ich euch stets gezeigt, treibt mich an, euch meinen guten Rath zu ertheilen. Wir streben nach ehrenreichen Würden; wir wollen, daß eine hohe Meinung von uns unterhalten werde, können aber doch vor der Welt nicht verläugnen, daß wir überwältigt und besiegt worden sind. Wir wollen es uns nicht gestehen. Nachdem wir von den Spaniern unterjocht worden, wäre es besser, die Wuth, welche ihr an einander auslasset, in der Schlacht gegen den stolzen Feind zu zeigen. Welche Raserei ergreift euch, Araucaner? Sie zerrt euch in's Verderben, ohne daß ihr's fühlet. Ihr erhebt eure Hände wider euch selber, aber nicht zum Widerstande gegen den Tyrannen. Schon haben die Christen das Schwert gegen euch gezückt, und ihr richtet wider euch selbst den Dolch? Ergriff euch die Lust zum Sterben, so sterbt wenigstens nicht in einem solchen Zustande der Erniedrigung und der Heruntergekommenheit. Wendet die Waffen und den stürmischen Muth wider diejenigen, welche euch in schimpflicher Weise unter harte Unterwürfigkeit gebracht haben; werfet von euch das schmähliche Joch, zeigt hierin eure Tapferkeit und eure Stärke; vergießet nicht das Blut, welches dem Vaterlande

gehört und das uns zu unserer Erlösung verblieben ist. Mir ist es nicht leid, eures Herzens stolze Zuversicht wahrzunehmen, vielmehr ermuthigt mich dieselbe. Nur fürchte ich, daß diese Tapferkeit, übel geleitet, des richtigen Weges fehle, daß, wenn Zwietracht unter uns gesäet worden, ihr mit Gewalt unser Vaterland zerstören werdet. Nein, ehe solches geschehe, schlaget mir lieber dieses alte Haupt ab. Dieser erschöpfte Leib, den des Schicksals Streiche geschwächt, welcher nun schon so lange die Pflege eines geliebten Kindes entbehren muß, wünscht nichts, als von der scharfen Schneide eines Schwertes getroffen zu werden, damit jenes Unheil abgewendet werde. Glücklich ist das Leben, wenn ein frühzeitiger Tod dasselbe in Sicherheit bringt. Auf das Wohl unseres Landes bedacht, will ich aber sagen, was meine Einsicht räth. An Tapferkeit und Muth und Adel der Geburt seid ihr einander gleich. Mit gleicher Hand vertheilte das große Wesen Ansehen, Würde und Reichthümer unter euch. Jedem ward ein hoher Sinn und ein kühner Geist gegeben. Jeder vermöchte die Zügel eines Weltreiches zu führen. Und nur darum, weil diese köstliche Gaben so gleich vertheilt sind, sollten sie unter einander sich verzehren und das Vaterland davon keinen Gewinn haben? Auf eures starken Armes Kraft setze ich meine Hoffnung; sie könnte in Bälde dem Unheile abhelfen. Allein dazu bedürfen wir eines obersten Führers, dessen Befehlen jeder willig gehorcht. Nachdem Lincoyan dem allgemeinen Wunsche nach-

gegeben, das Amt des Toqui niederzulegen, in dessen Führung ihn der Geist des Himmels so wenig unterstützte, fehlt es uns ganz an einer Leitung, und die augenblickliche Wahl ist eine Nothwendigkeit. Da Natur und Schicksal euch alle gleich machte, so möge der euer Führer sein, welcher die Uebrigen an Stärke des Körpers übertrifft. Der sei Toqui, welcher am längsten, ohne auszuruhen, einen schweren Baumstamm auf den Schultern zu tragen vermag."

Colocolo's Vorschlag ward allgemein angenommen. Ein Ulmen nach dem andern unterzog sich der schweren Probe. Andalican trägt die schwere Ceder neun Stunden, Elicura zehn, Ongolmo zwölf, Rengo vierzehn Stunden, Tucapel den ganzen Tag. Alle Anwesenden waren erstaunt; sie hatten nicht geglaubt, daß einem Manne solche Bürde so lange zu tragen möglich sei. Im Gedanken begrüßten sie ihn bereits als ihren obersten Führer. Tucapel selber glaubte schon den Sieg errungen zu haben, als Caupolican sich nahete, welcher, weil er abwesend gewesen war, der Versammlung bisher nicht hatte beiwohnen können. Seine Ankunft war nicht Allen erwünscht. Sie kannten die mächtige Stärke, welche in seinem Wuchse wohnte. Doch konnte man ihm die Probe, zu welcher er sich auf Colocolo's Einladung in Bescheidenheit anbot, nicht abschlagen. Colocolo hatte selbst bei seinem Vorschlage diesen stattlichen Jüngling vornehmlich im Auge gehabt, und denselben heimlich durch Eilboten herbeschieden, um vom Ungefähr vermittelt erscheinen

zu lassen, was er selber angestiftet. Denn die Menschen folgen lieber dem Zufalle, als dem weisen Rathe eines ihres Gleichen. Da die Sonne bereits lange in's Meer niedergetaucht war, ward das Abwarten der Wiederkehr des Tages beschlossen, um Caupolican seine Probe bestehen zu lassen. Die Morgenröthe begann die Säume der Wolken zu vergolden, als Caupolican den schweren knotigen Stamm mit zuversichtlicher, fast mißachtender Miene ergriff und gleich einem leichten Stabe auf die mächtige Schulter schwang. Das Volk verstummte und staunte. Tucapel verfärbte sich, es flog ihm ein Zweifel an seinem Siege durch das Herz. Die Sonne schritt herauf und verkürzte die langen Schatten. Noch war Caupolican's Kraft ungeschwächt. Sie neigte sich zum Untergange und er stand unermüdet. Die Sterne schimmerten hell. Der Mond hob von den feuchten Fluren und dem Walde den dunkeln Schleier, und Caupolican stand und bewegte sich, als wäre seine Schulter unbelastet. Zwischen zwei hohen Berggipfeln brach der Schimmer der Morgenröthe herein, der leuchtende Sonnenball folgte. Der starke Jüngling aber schritt unermattet mit seiner schweren Bürde auf und ab. So fand ihn die Nacht. Die Araucaner erzählten nachmals, der Mond habe mitten in seinem Laufe innegehalten und mit Wohlgefallen auf den unermüdlichen Helden herniedergeschauet. Und zum dritten Male stieg die Sonne den Himmelsbogen herauf, als er endlich die schwere Last von sich warf und einen

mächtigen Sprung that, zum Zeichen, daß noch seine Kraft nicht erschöpft sei. Einstimmig rief ihn das umstehende Volk zum Feldherrn aus und sprach: „Auf diese starken Schultern laßt uns die schwere Bürde legen!" — So wurde Leocan's Sohn zum Oberbefehlshaber der kriegerischen Nation der Araucaner erkoren und bald auch durch die üblichen Ceremonien feierlich als solcher anerkannt. Sobald er die steinerne Art, das Zeichen seiner neuen Würde, erhalten, ernannte er die übrigen Befehlshaber, welche unter ihm dienen sollten. Er wählte hierzu alle seine Mitbewerber und selbst den ehemaligen Toqui Lincoyan. Die Gewählten ehrten das in sie gesetzte arglose und edle Vertrauen durch unverzögerte Annahme der ihnen zugedachten Stellen. Selbst der ungestüme Tucapel, welcher mit hastiger Zuversicht seine Bewerbung um die höchste Würde von unfehlbarem Erfolge sich gedacht hatte, schämte sich nicht, jetzt unter seinem ehemaligen Vasallen zu dienen. Er wie die übrigen Ulmeni lieferten dadurch den schönen Beweis, daß ihr Ehrgeiz nur dem Eifer, ihrem Vaterlande zu dienen, entsprossen war. Dieser kernhafte Patriotismus, zu welchem die Geschichte der Araucaner noch viele Seitenstücke aufzuweisen hat, erinnert lebhaft an viele Züge, welche aus den guten Zeiten der alten römischen Republik erzählt werden. Der göttlichen Vorsehung hat es gefallen, auch in unerleuchteten Personen und Völkern und zwar bei letzteren als Gemeingut, einzelne Vorzüge erhalten bleiben zu lassen, welche der menschlichen

Natur unverlierbar eigen waren, ehe der Sündenfall die Einbuße alles Guten, womit der Schöpfer den ersten Menschen ausgestattet, möglich gemacht hatte. Festliche Freude herrschte unter der Versammlung der Araucaner, welche sich zur Feier der glücklichen Wahl zahlreich und in ihrer vollen kriegerischen Ausrüstung eingefunden. Unter Anführung des neuen Toqui hielten sie sich für unüberwindlich. Sie begehrten sogleich vom Versammlungsplatze aus zu einem Angriffe wider die Spanier geführt zu werden. Eines der spanischen Castelle war, mit Graben wohl versehen, durch Wälle und auf dieselben gestelltes Geschütz auf's Beste bewehrt und mit tüchtiger Besatzung versehen, ganz in der Nähe der festlichen Versammlung. Caupolican's besonnene Vorsicht hatte Mühe, den tollkühnen Plan, sofort über dieses Castell herzufallen, zu vereiteln, da er versichert war, die Spanier, welchen eine so große Volksversammlung ganz in ihrer Nähe verdächtig sein mußte, würden sich in ihrer Behutsamkeit gegen alle Anfälle ganz besonders gerüstet haben. Er zog die Anwendung eines listigen und unerwarteten Ueberfalles vor, den er bereits ausgesonnen. Eben so politisch weise als tapfer, beschwichtigte Caupolican durch kluge Vorstellungen den Eifer seiner Landsleute, und stellte ihnen vor, wie zum Gelingen des Kampfes vor Allem eine gute Rüstung erforderlich sei und ihr erstes Augenmerk sein müsse, sich mit guter und vollständiger Bewaffnung zu versehen und auf einen längern Feldzug vorzubereiten. Er entließ

daher alle mit der Weisung nach Hause, auf den ersten Wink bereit zu sein.

Während Colocolo unter seinen Landsleuten die Wahl Caupolican's zum Toqui vorbereitete und erzielte, hatte seine Tochter in Concepcion ganz andere Gedanken. Valdivia und Caupolican waren, da beide so lange ihrem persönlichen Verkehr entrückt, mehr in den Hintergrund ihrer Seele getreten. Dagegen hatte, freilich in ganz anderer Weise, der Pater Pedro, welcher zur Verwaltung der Seelsorge und zur Leitung des daselbst begonnenen Baues einer Kirche zurückgeblieben war, ihr Interesse in Anspruch genommen. Diese milde Seele, deren rührende Demuth in dem ärmlichen Franciscanerhabite nur noch heller hervorleuchtete, hatte eine geistige Atmosphäre um sich, deren unwillkührlicher Einwirkung sich niemand zu entziehen vermochte, welcher davon einmal berührt worden war. Zwar war der ehrwürdige Vater noch im Anfange der vierziger Jahre. Allein sein Eifer, die Strapatzen, die ihm sein Beruf auferlegte, die Einflüsse des tropischen Klima's im mittleren Amerika und die Entbehrungen und aufreibenden Mühwaltungen, denen er sich als geistlicher Begleiter einer fast stets auf Feldzügen befindlichen spanischen Expeditions-Armee hatte unterziehen müssen, waren Ursache, daß er weit älter erschien. Seine in Grau spielenden, dunkel gewesenen Haare und die Färbung seines Antlitzes, so wie die nicht verjüngende Art, in der die Franciscaner ihr Haupthaar tragen müssen, ließen

auf einen Mann in der Mitte der Fünfziger schließen, und so erweckte seine Persönlichkeit durch den Anschein eines höhern Alters eine größere Ehrfurcht, als einem Jüngeren sonst gespendet wird. Doch waren seine Bewegungen rasch und behende und zeugten von einer jugendlichern Geschmeidigkeit, als sein Aussehen verrieth. Malaja's Auge und Gefühle war die unwiderstehliche Wirksamkeit, welche der Pater über die seiner geistlichen Pflege Befohlenen ganz unvermerkt übte, um so weniger entgangen, als sie mehrere der von dieser Wirksamkeit Ergriffenen als sonst wilde und rohe Gesellen kennen gelernt hatte, denen selbst das Machtwort des allverehrten und durch Gehorsamserweisung gefeierten Feldherrn die zuchtlosen Manieren oft nur mit Mühe zu legen verstand. Dem Pater folgten diese zu wüstem Gebahren nur zu sehr neigenden Gemüther, wie Lämmer ihrem Hirten. Er war ihnen ein solcher auch mit opfernder Hingebung. Hätte seine demüthige Bescheidenheit ihm die Anwendung der Worte des göttlichen Heilandes nicht als eine Blasphemie erscheinen lassen, so würde er von sich wie jener haben sagen dürfen: „Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte giebt sein Leben für seine Schaafe.“ Zwar hatte Malaja die herrschende Gewalt der Eindrücke, welche große und edle Persönlichkeiten auf ihre Umgebungen ausüben, in ihren Verhältnissen zu ihrem Vater, Caupolican und Valdivia kennen gelernt. Allein diese Herrschaft war doch ganz anderer Art, als diejenige, welche sie den machtlosen Pater

über jene wilden Gemüther handhaben sahe, die in Valdivia nur der herrschenden Autorität, im Pater Pedro aber einer sanften, jedoch überwältigenden Eindringlichkeit nachgaben. Malaja selber vermochte diesem von einer höhern Kraft eingegebenen Zauber nicht zu widerstehen, und fühlte sich hineingezogen in den Kreis, worin derselbe waltete. Sie war sich deutlich bewußt, daß die milde Unterjochung, zu welcher der Pater Alle zwang, die jenen Zauberkreis betreten, nicht, wie die Macht, welche den Helden Colocolo, Caupolican und Valdivia über ihre Umgebungen gegeben war, von herrschenden Eigenschaften in der Person ihren Ursprung nahm, sondern in dem, was sie ihn wirken sah, und daß seine Person nur eine für diese Wirksamkeit vorzüglich befähigte war, und dieselbe in einer bewunderungswürdigen Vollendung in's Leben treten ließ. Sie nahm keinen Anstand, den Pater zu befragen, wie die Verehrung und Hingebung an ihn eine von der Neigung, welche sie zu andern Personen hinziehe, so ganz verschiedene Natur habe. „Ich würde Dir," erwiederte der gefällige Sohn des h. Franciscus, „darüber sehr leicht Aufschluß geben und Dir diese Erscheinung begreiflich machen können, wenn ihr Araucaner, wie alle übrigen Völker, welche mir bekannt geworden, Tempel hättet, in denen dem höchsten Wesen, das ihr Pillan nennt, gedient und durch besonders dazu verordnete Männer, wie ich deren einer bin, Opfer dargebracht und die Feierlichkeiten jenes Dienstes geleitet würden. Bei den übrigen vielen so edeln

Eigenschaften, welche dein Volk besitzt, bei der Erkenntniß, die ihr vom höchsten Wesen, dem Schöpfer aller Dinge, dem Allmächtigen, Einigen und Unendlichen, welcher die Welt geistig regiert, habt, ist es mir oft ein Räthsel gewesen, daß ihr so wenig das Bedürfniß fühlt, euerm Pillan einen besondern Dienst und einen Stand zu widmen, welcher diesen Dienst besorgt. Gleichwohl bietet ihr durch gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit das schönste Bild der Eintracht und einer großen Familie dar, wodurch eine Menge von Tugenden erzeugt und gepflegt werden, die andern Völkern fehlen, und um welche selbst wir Christen euch beneiden könnten. Ich weiß mir diese fast unbegreifliche Erscheinung nur dadurch zu erklären, daß ihr in dem von eurer gränzenlosen Freiheitsliebe erzeugten Hochmuthe und Eigendünkel, vermöge deren ihr die Araucaner für die ersten Wesen auf Erden haltet, denen der Name Mensch vorzugsweise gebühre, und welche euch verleiten, auf alle übrigen Nationen mit äußerster Verachtung herabzublicken, euch zu gut halten möget, dem Allmächtigen einen bleibenden Dienst zu errichten und zu weihen, welcher ein sichtliches und bleibendes Unterwürfigkeitsverhältniß begründen und immerfort darstellen würde. Bei allen Gelegenheiten stehet ihr einander mit helfender Liebe bei; ihr könnet an keinem Menschen den Anblick irgend welcher Noth ertragen, in euerm ganzen Lande findet man keinen Bettler, keinen Zerlumpten, selbst die Krüppel haben eine vollständige Kleidung. Euer Wohlthun schränkt

sich aber nicht auf eure Landsleute ein, sondern ein jeder Fremdling, der bei euch einspricht, genießt die größte, die liebreichste Gastfreundschaft unentgeldlich. Pillan allein aber, den ihr als Urheber aller Dinge doch auch für den Erzeuger alles guten Besitzes, dessen ihr euch erfreuet, anerkennen müsset, genießet eure Gastfreiheit nicht. Ihr müsset fürchten, in seine Abhängigkeit zu gerathen, wenn ihr ihm dankbar seid und ihm eine bleibende Verehrung für die guten Gaben weihet, welche er euch spendet. Die Zuneigung, welche ihr unter einander habt, ist rührend. Eure sonst eben nicht reiche Sprache hat für den Begriff, welchen das Wort Freund ausdrückt, sieben Benennungen, von denen eine immer ausdrucksvoller ist, als die andere. Habt ihr nicht die unvergleichliche Benennung Canay, welches wir nur durch die Worte: mein anderes Ich, bezeichnen können? Aber an dieser Liebe, welche ihr als Menschen gegen einander übt, hat Pillan keinen Antheil. Nur die Noth zwang euch, an ihn euch zu wenden. Bei schwerer Krankheit und in dringenden Aengsten flehet ihr ihn und den ersten seiner Untergötter, den Meulen, welcher auch der wohlthuende Gott, der Freund des menschlichen Geschlechtes ist, um Beistand an und opfert ihm wohl gar. Welcher Widerspruch! Ihr bekennt, alles Gute von ihm zu haben, und laßt euch nur von der Noth zwingen, ihm Liebes und nach eurer Art Gutes wieder zu erweisen? Dieses ist ein Beweis, wie nichts so sehr den Menschen von dem Urheber aller Dinge entfernt,

als der Hochmuth und die Selbstsucht. Darum hat eure Liebe unter einander auch keinen rechten Boden und keine überirdische Bürgschaft. Eines solchen Vorzugs würde sie sich erst dann erfreuen, wenn sie in dem Einigen, in dem Unendlichen ihre Wurzel hätte, wenn sich aus der Liebe zu ihm die Liebe zum Nächsten entwickelte. Eure Nation und andere Menschen, denen ihr Gutes erweiset, sind nur euer erweitertes Ich, und ihr thut gewissermaßen an und für euch selber, was ihr an ihnen thut. Eure Liebe zu Andern ist also nur Selbstliebe, wenn sie auch von dem gröbsten Schmutze des nur seine eigene Person bedenkenden Eigennutzes befreiet und in manchem Betrachte sogar edel erscheint. Dieser Eigenthümlichkeit eurer Nation also schreibe ich es zu, daß es den Araucanern an einem Priesterstande fehlt, welchen alle andern Völker der ältesten wie der neuesten Zeit aufzuweisen haben, und dessen Beruf und Berechtigung erst in unserer heiligen Kirche ihre richtige Stelle gefunden haben. Diese Priester nun erscheinen überall als eine Art geheimnißvoller, geheiligter, unverletzlicher Wesen, mehr an eine höhere Ordnung der Dinge, als an die irdischen Verhältnisse gewiesen und von den übrigen Sterblichen abgesondert durch Enthaltsamkeit und die Erhabenheit ihrer Verrichtungen. Zu allen Zeiten und von allen Völkern sind die Priester als von Oben berufen und geweihet durch himmlische Salbung betrachtet worden. Sie bringen auf Altären zur Sühnung der Schuld, deren Be-

wußtsein in jedem Menschen wohnt und ihn zur Demüthigung vor dem höchsten Wesen antreibt, heiligen Schauer erregende, aber heilsame Opfer dar. Bei den meisten Völkern bestehen diese Opfer in Darbringung lebendiger Thiere, welche der Gottheit, die man durch diese Darbringung ehren will, geschlachtet werden. Vermöge dieses Amtes genießt der Priester eine erhabene Autorität über die andern Menschen, und diese haben vor denen, deren Händen gewissermaßen das Heil anvertraut worden, eine unwillkürliche Ehrfurcht. Ich wundere mich daher nicht im Mindesten, wenn Du, meine liebe Malaja, von mir Dich angezogen fühlst und einer Hingabe folgst, zu der Dich eine unfreiwillige Empfindung nöthigt. Dieß hat seinen Grund nicht darin, daß mir der Schöpfer etwa besonders anziehende oder gar liebenswürdige Eigenschaften verliehen, sondern darin, weil Du mich höhere Dinge, als bloß irdische, treiben und das Opfer vollbringen siehest, das der Stifter unserer heiligen Kirche angeordnet, und dessen Vollbringung er als heilsamstes Vermächtniß derselben hinterlassen hat, und weil Du die Empfindung hast, daß eine hiezu besonders erhaltene Weihe mich befähigt, dieses Opfer mit wirksamem Erfolge darzubringen. Diese Weihe finden wir bei allen Völkern der Welt, welche einen Gottesdienst und auch Priester haben. Dieselbe ist eine Ceremonie, deren Hauptgebräuche fast überall in Auflegung der Hände, dem äußern Zeichen einer höhern Gewalt, sodann in der Salbung, mit welcher in der

Regel das Blut eines dargebrachten Opferthieres vermengt ward, und in der Uebertragung der Werkzeuge des Opfers bestehen. Diese bildlichen Vorgänge oder Symbole zeigen an, daß die übernatürliche Kraft, welche dem Priester verliehen wird, aus der Verrichtung eines großen, geheimnißvollen und nothwendigen Opfers stammt. Das erste und wesentliche Vorrecht, welches dem Priester zu allen Zeiten und überall zukömmt, bestand und besteht darin, einen Altar mit Blut, und zwar mit dem kostbarsten und reinsten zu netzen. Auf dieses Vorrecht gründet allererst sich das Lehr-, Seelenhirten- und Richteramt, das die Priester zugleich verwalten. Ein Opfer ist aber ohne eine Sühne zwecklos. Unter allen Religionen, so verschieden sie auch sein mögen, ist keine, welche nicht zum Hauptzwecke die Sühnungen gehabt hätte. Selbst in eurer unbegreiflich magern, unvollkommenen und lückenhaften Religion ist davon eine Spur geblieben in den Opfern, welche ihr bei schweren Krankheiten oder Friedensschlüssen darbringt. Der Mensch hat von jeher gefühlt, daß er der Begnadigung bedürfe. Alle Religionen bekennen durch die Vorhandenheit der Opfer offen, daß das Menschengeschlecht sich gegen Gott versündigt hat. Wie die Allgemeinheit der Sühnungen beweist, muß die Sünde eine allgemeine, und da die Sühnungen schon vom ältesten Menschenpaare vorgenommen wurden, auch eine ursprüngliche sein; denn es kann etwas nicht so allgemein verbreitet sein, das nicht ursprünglich da gewesen. Ist die Ver-

sündigung eine allgemeine und ursprüngliche, so muß sie auch eine sich forterbende, eine Erbsünde sein. Verfolgen nun alle Religionen den Zweck der Sühnung dieser überkommenen und angeerbten Verschuldung so dringend und allgemein, wie wir es sehen, so muß die Hoffnung, daß auf diesem Wege eine Aufhebung der Schuld zu erreichen, einen festen und unverrückbaren Grund haben. Dieser Grund ist die im Anfange dem menschlichen Geschlechte gewordene Offenbarung und Verheißung, daß die Sünde getilgt werden solle. Um den Gedanken an diese künftige Rettung lebendig zu erhalten und die Wirkungen derselben schon im Voraus auszutheilen, wurde eine Gedächtnißfeier eingesetzt, und diese hat sich erhalten in den Opfern aller Völker, so verschieden dieselben auch sich gestaltet haben und so sehr sie auch bei einzelnen ausgeartet sein mögen, indem sich der Mensch zu dem Wahne verirrte, es könne durch Ermordung seines Gleichen Gott erfreuet und besänftigt werden. Wie diese Opfer nur hindeuten auf das andere, große, vom Urheber aller Dinge selbst bereit gehaltene und vorausbestimmte Opfer, das er in seinem eingeborenen Sohne der Menschheit gebracht hat, und wie der Gebrauch der Opfer nur eine Veranstaltung war, welche die Erlösung des Menschengeschlechtes durch das Blut des erwarteten Mittlers vorbildlich darstellte, kann ich Dir nicht begreiflich machen, weil ich Dir dazu Vieles aus den Lehren unserer heiligen Kirche würde verdeutlichen müssen, was Du zu fassen wohl nicht

im Stande sein dürftest. Ich wollte Dir zunächst durch die Wichtigkeit, welche das Opfer in Anspruch nimmt, nur die Bedeutung der Person vergegenwärtigen, deren Beruf es ist, das Opfer zu verrichten und die Vermittelung desselben zwischen den Menschen und der Gottheit herbeizuführen. Du wirst Dir aus diesen Mittheilungen gemerkt haben, wie der Priester von Anbeginn an als ein geheimnißvolles Wesen sich darstellt, das, wenn ich mich so ausdrücken darf, Himmel und Erde zugleich angehört, welches durch seinen ganz besondern, auf höhere Dinge gerichteten Beruf von der übrigen Menschheit getrennt ist, das vermöge der ihm ertheilten Weihe ein ausschließliches Eigenthum des großen, allmächtigen Geistes geworden ist, den alle Völker als den Urheber aller Dinge verehren, und von demselben eine übernatürliche Gnade und Gewalt erhielt. Die Hauptverrichtung dieses Wesens bestehet nun eben in Darbringung des Opfers, mittelst dessen die Welt von Sünden und der ewigen Strafe befreit wird. Es unterweist das Volk in dieser Befreiung und ist ihm zur Erwerbung des Heiles in der Welt, auf welche wir nach der gegenwärtigen hoffen, behilflich. Ohne daß Du es klar einzusehen vermochtest, hat Deine natürliche Empfindung, welche Dir die Frage an mich eingab, was es doch mit der Hinneigung, mittelst deren Du Dich zu mir hingezogen fühltest, für eine Bewandtniß haben möge, Dich wahrnehmen lassen, welche Würde, Weihe und Wirksamkeit das Amt eines Priesters in sich schließt.

Laß diesen Wink, welchen Dir der Ewige durch Dein unbefangenes Herz zukommen läßt, nicht verloren sein und gieb dem Zuge, welcher Dich zu mir führt, zu Deinem Heile auch ferner nach, denn ich meine, der Geist, welcher sich Dir hier bezeugt, wird Dir noch Höheres offenbaren und Dich eines noch tiefern Schauens würdigen, um Dein Heil zu bereiten. So Du aber bemerken solltest, daß die Empfindung, welche mir Dein Vertrauen zuwendete und Dich zu Deiner Frage an mich bewog, und die Du als eine von derjenigen, womit Du für Caupolican, Valdivia und Andere, die Dir lieb sind, fühlest, verschiedene erkanntest, in die nämliche umschlägt, welche Du zu diesen trägst, so unterlaß nicht, mir es zu sagen, weil dieses zu wissen, für mich sehr wichtig ist."

Diese Unterhaltung mit dem Pater Pedro gab der jungen Araucanerin auf viele Tage zu sinnen. Es war ihr Manches in der ihr zu Theil gewordenen Eröffnung dunkel geblieben, allein es schimmerte doch so vieles Licht in die Dämmerung ihres Verständnisses, daß sie von dem Berufe eines Priesters, und namentlich eines solchen, wie der Pater war, nicht hoch genug glaubte denken zu können. Am Meisten hatte ihr gefallen, daß Pedro, ganz abweichend von mehren andern Spaniern, die sie über die Religionen der araucanischen Völker hatte sprechen hören (und es waren darunter auch Priester gewesen), diese nicht verworfen, sondern selbst zum Beweise seiner Behauptungen angeführt und damit anerkannt hatte, daß die armen

wilden Nationen doch auch Keime und Bruchstücke von dem allgemeinen Heile aufzuweisen hätten, das allen Menschen bereitet sein sollte. Nachdem Malaja erfahren, welche Bewandtniß es mit dem Berufe eines Priesters habe, gab sie fleißig Acht auf alle die einzelnen Functionen, welche sie den Pater in diesem Berufe und vermöge desselben üben sahe. Sie überzeugte sich bald, daß die christlichen Priester eine ganz andere Stellung einnahmen, eine ganz andere Würde darstellten und eine ganz andere Verehrung genossen, als die Gliguas oder Dugul (d. h. die Sprechenden), wie man unter den Araucanern die Wahrsager und Zeichendeuter nennt, bei ihrer Nation. Bei diesen Gliguas pflegten die Araucaner sich zwar für Unternehmungen von Wichtigkeit Rathes zu erholen, allein die Achtung vor denselben war in der Nation doch nicht eben groß. Vergeblich war's, daß einige unter ihnen sich Meister des Himmels (Gengneen), Meister ansteckender Krankheiten (Genpugen), Meister der Würmer (Genpien) genannt und sich rühmten, nach Gefallen regnen lassen zu können, gewissen Krankheiten Halt zu gebieten, oder das Korn durch Würmer zu zerstören. Hätte auch nicht der abscheuliche Marollo diesem Stande angehört, sie würde vor demselben nie diejenige Achtung und Verehrung haben empfinden können, welche sie vom ersten Anbeginne an für den Pater Pedro erfüllt hatte. Wie wuchsen diese Empfindungen aber, als sie erfuhr, welche Entbehrungen und Verzichtleistungen irdischer Art er seinem Berufe

dargebracht hatte, um ungetheilt für die überirdischen Angelegenheiten seiner christlichen Brüder zu leben! Sie erkannte, wie der Sinn für das Himmlische, der das Lebenselement ist in dem Berufe der irdischen Wächter und Träger des Bundes zwischen Gott und den Menschen, welche eben die Priester sind, den Pater völlig einnahm und durchgeistete. Sie ward inne, wie sein ganzes inneres Leben ein steter Aufschwung seines gesammten geistigen Vermögens zu Gott war und erkannte, wie die reine Flamme der Andacht unaufhörlich auf dem edeln Altare seines Herzens glühete und im unablässigen Emporwallen zum Vater des Lichtes begriffen war, so weit nicht die Liebe sie hienieden zurückhielt, um sie den leidenden Mitbrüdern zu Gute kommen zu lassen und denselben beizustehen. Sie hatte einst von ihm gehört, wie der göttliche Meister, dessen Lehre er verkündigte, zu seinen Jüngern gesagt: „Dieß ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebt, wie ich euch geliebt habe. Eine größere Liebe als diese hat Niemand, daß er nämlich sein Leben hingiebt für seine Freunde.“ Dieses Gebot sahe Arauco's Tochter bewundernd den Pater für und für erfüllen. Wie er auf alle Freuden des Lebens verzichtet hatte, um sich ungetheilt den Freunden hinzugeben und alle Fürsorge, welche Andere ihrer Familie und sich selber zukommen lassen, den ihm anvertrauten Brüdern zu widmen, so war er auch täglich bereit, seine Gesundheit und sein Leben ihrem Dienste zu weihen. Er scheute nicht die Ansteckung der Krank-

heit, um Sterbenden den letzten Troſt der Religion zu überbringen; weder Sturm noch Regen waren im Stande, ihn von einem Wege zu Nothleidenden und Kranken zurückzuhalten, kein Fluß war ihm zu tief, kein Berg zu hoch, kein Hinderniß unüberſteiglich, wenn es darauf ankam, Bekümmerten und Leidenden mit Rath oder That beizuſpringen. Selbſt eigene Krankheit vermochte ihn von Erfüllung dieſer Berufspflichten nicht abzuhalten, wenn ſie ihm irgend freie Bewegung geſtattete. Durch alle ſolche Wahrnehmungen ward die liebende Ehrfurcht, welche Malaja's Seele vor dem Pater Pedro ergriffen, von Tage zu Tage tiefer befeſtigt. Sie konnte den leichtfertigen Lautaro nicht begreifen, welcher, obwohl zum Glauben übergetreten, den Pedro übte und predigte, und an die Vorſchriften gebunden, welche derſelbe auferlegte, mithin dem Pater weit näher geſtellt war, als ſie, von jener erhebenden Empfindung, welche ſie für dieſen Mann Gottes beſeelte, kaum eine Anwandlung zu ſpüren ſchien. Sie ermangelte nicht, den Pater auch hierüber zu befragen. Derſelbe entſprach ihrer Bitte um Aufklärung durch folgende Antwort: „So abergläubiſch ihr Araucaner in ganz unerheblichen Dingen auch ſeid, ſo viel Vertrauen ihr auch auf eure Wahrſager, auf glückliche oder unglückliche Zeichen ſetzt, ſo viel ihr auf Träume gebt, ſo wenig Glauben, ſo wenig Vertrauen habt ihr doch zu eurer Gottheit. Das hat ſich auch bei Lautaro gezeigt. Dieſer junge Held vermochte zwar in einem Gefechte dem Tode

unerschrocken in's Auge zu sehen, er verlor seinen unerschrockenen Muth selbst in den größten Gefahren nicht und hatte, was ihm auch noch jetzt eignet, eine Geistesgegenwart, welche in den verwickeltesten Lagen ihn nicht verließ. Der nämliche kühne Jüngling zittert aber feige beim Anblicke einer Eule oder eines Todtenvogels. Bei aller Herzhaftigkeit, und so sehr ich mich bemühet, ihn eines Andern zu belehren, hat er bis heute die Furcht vor den Ivunce, wie ihr die Hexen und Zauberer nennt, nicht abgelegt. Er glaubt vielmehr mit den übrigen Araucanern an diese Thiermenschen, von denen mir noch Niemand hat ein Exemplar nachweisen können, und läßt sich nicht ausreden, daß dieselben bei Tage Höhlen bewohnten, bei der Dunkelheit aber, in Nachtvögel verwandelt, die Lüfte durchfliegen, von wo aus sie ihre unsichtbaren Pfeile auf ihre Feinde abschießen. Obwohl er seinen sonstigen Anlagen nach unter diejenigen starken Geister eurer Nation gehören möchte, welche über die Einfalt und Dummheit ihrer Landsleute herzlich lachen, so glaubt er doch mit dem Ernste seiner ganzen Entschiedenheit an die unter den Eurigen im Schwange befindlichen Erzählungen von Gespenstern und Erscheinungen. Bei der Ueberwucherung des Aberglaubens in Lautaro's Seele hat dort das Fünklein von Verehrung des wahren Gottes, das ich in eurer Anbetung Pillan's erkenne, keine Stelle finden mögen. Als eine sinnliche Natur hat er sich von den äußerlichen Formen unserer christlichen Gottesverehrung

anziehen lassen und ist, Valdivia's Wunsche folgend, durch Empfang der Taufe Christ geworden. Ich habe ihm dieses heilige Sacrament nicht versagen dürfen, weil er es begehrte und er mir eine aufrichtige Buße zeigte und Schmerz über das Unrecht, das er früher gethan, an den Tag legte. Nun ist er zwar allen Gnaden dieses Bades der Wiedergeburt theilhaftig geworden, indem ihm die erbliche Sünde, von der ich Dir neulich sprach, so wie jede wirklich von ihm begangen gewesene Sünde vergeben, und er ein Glied des Leibes Christi, ein wiedergeborenes Kind des Wohlgefallens Gottes, ein Kind der Seligkeit geworden ist. Wie aber die Begierlichkeit zur Sünde durch die Taufe nicht hinweggenommen worden, sondern den Getauften bis an seinen Tod begleitet, damit er den guten Kampf wider dieselbe bestehen möge, welcher ihm die Krone des ewigen Lebens erwirbt, so ist er auch gegen den Unglauben nicht unfehlbar gewaffnet und gegen den Rückfall in denselben nicht gesichert. In dem Wohlleben, das er unter uns genießt, und ob der Gunst des Feldherrn, den des muntern Jünglings frisches Wesen vergnügt, hat er es vergessen, seinen Glauben, welcher schon noch in seiner Stärke zu der schwachen Art gehörte, zu pflegen, und ist ungeachtet seiner äußern Abwartung des Gottesdienstes auf dem besten Wege, es den Araucanern gleich zu thun, welche sich um ihre Gottheiten wenig kümmern. Guacolda's Anwesenheit, welche ihn von ernsten Erwägungen, die überhaupt seine starke Seite nicht sind, zurückhält,

befördert seinen Leichtsinn in Glaubensdingen. Thäte mir's nicht um Dich leid, so würde ich längst ihre Heimsendung betrieben haben. Allein ich kann es nicht über das Herz bringen, Dich von allen Beziehungen zur Heimath, welche Guacalda's Nähe Dir vertritt, los zu machen und Dich hier unter uns die Leere der Fremde in ihrer ganzen schmerzlichen Wucht empfinden zu lassen." — Hätte Pater Pedro gewußt, wie wohl diese Bemerkung Malaja's Herzen gethan, er hätte, so meinte sie, gewiß noch einige Worte, die seine theilnehmende Fürsorge ausdrückten, hinzugefügt. Allein in seiner heiligen Arglosigkeit nahm er von der Freude, welche ihre Seele füllte, als er die auf sie bezüglichen Worte sprach, nichts wahr. Jedoch war dieses nur scheinbar. Denn Pater Pedro hätte nicht der Seelenkundige sein müssen, der er war, wenn er die Bewegung, die seine Aeußerung in Malaja's Herzen wach rief, so wenig sie dieselbe verrathen zu haben meinte, nicht wahrgenommen hätte. „Ich bin, fuhr er fort, von Lautaro's Beständigkeit in unserm Glauben so wenig überzeugt, daß ich es gar nicht für unmöglich halte, er werde sich einmal bei geeignetem Anlasse wieder von demselben hinwegwenden. Bei einem geringen Talente zum Glauben fehlt ihm auch noch der unerläßliche gute Wille dazu. Der Glaube, mittelst dessen wir unser Vertrauen auf die göttliche Macht, Treue, Liebe und Barmherzigkeit werfen und dasjenige als das schlechthin wahre setzen und ergreifen, was auf göttlicher Offenbarung beruhet und als solches

gewährleistet ist, der Glaube, welcher, wie einer unserer heiligen Apostel sagt, der feste Grund für dasjenige ist, was man faßt und die gewisse Ueberzeugung von dem, was man nicht siehet, welcher das Verheißene in Besitz nimmt, noch ehe es Wirklichkeit wird und dasjenige als in sich selber gewiß erfaßt, was der sinnlichen Wahrnehmung und Handgreiflichkeit entbehrt, kann freilich nur durch göttliche Gnade vermittelt werden. Der Mensch kann es aus sich selbst nicht einmal zum Glauben des göttlich Offenbarten bringen, sondern bedarf selbst hiezu einer übernatürlichen Hilfe Gottes. Von dieser Gnade muß das Herz erleuchtet und angeregt werden. Die innere unerschütterliche Ueberzeugung, die der Glaube verleihet und die jede menschliche Gewißheit weit übersteigt, ist nicht unser, sondern Gottes Werk. „Aus Gnaden," sagt deßhalb der oben gedachte heil. Apostel, „seid ihr erlöst durch den Glauben, und das nicht aus euch, denn es ist Gottes Gabe" *). Allein obgleich die Gnade zum Glauben so nothwendig ist, daß ohne sie alles Uebrige kraftlos bleibt, so bedarf es doch, um dieser Gnade theilhaftig zu werden, unerläßlicher Weise eines aufrichtigen, guten Wollens, einer demüthig annehmenden Bereitwilligkeit, „denn," so sagt ein anderer Apostel, „den Hochmüthigen widerstehet Gott, den Demüthigen aber verleihet er seine Gnade" **). Der Wille muß die Zumuthungen der

*) Ephes. II. 8.

**) Jacob. IV. 6.

Wahrheit zu seinem eigenen Lebensgesetze erheben und demselben alle Vortheile und Begehrungen des irdischen Menschen zum Opfer bringen. In dem Glauben muß die innige Selbstentäußerung des Menschen zum Vollzuge gebracht, diejenige Entschiedenheit für das Höhere und Ewige gesetzt werden, in welcher die frei eingegangene Lebensverbindung des Menschen mit Gott allein wurzeln kann. Aus wahrer und wirklicher Freude am Höheren muß der Mensch dem Worte des Lebens ein geneigtes Ohr leihen, diesem Worte gegenüber auf alle seine Irrthümer bereitwillig Verzicht leisten und im Angesichte der Wahrheit dieses Wortes die Einsprachen des eigenen Verstandes für nichts erachten. Da alle diese Forderungen in das Bereich unseres Willens gehören und die Erfüllung derselben unsere freie That ist, so ist der Glaube auch eine Tugend und diese Tugend, um denselben heilbringend zu machen, eben so nothwendig, als daß Gott den Glauben als Gnade verliehen hat. Ich nehme an, daß Gott unserm Lautaro die Gnade des Glaubens in einem mäßigen Umfange verliehen und habe dieses vorhin mit dem Worte: eines nur geringen Talentes zum Glauben bezeichnet. Allein sein guter Wille, seine Tugend ist sehr schwach, wankelmüthig und oberflächlich. Ich verbürge mich daher nicht für die Unmöglichkeit seines Abfalles, obwohl ich täglich bete, daß Gott ihn stärken und seinen Glauben als Tugend wachsen lassen möge, weil er ihm denselben alsdann auch als Gnade in einem reichlichern Maaße

wird zu Theil werden lassen. Ihm ist noch zu beschwerlich, seinen Verstand in den Dingen gefangen zu geben, welche er noch nicht begreifen kann. Diese Beschwerlichkeit zu überwinden, ist aber gerade das Verdienst, welches auch darin gefunden werden mag, daß man durch die gläubige Annahme dem Verstande unbegreiflicher Wahrheiten, welche Gott uns gelehrt, bekennt, daß er mehr zu thun vermag, als wir zu fassen im Stande sind; wie denn unser göttlicher Herr und Meister diejenigen selig preist, welche nicht sehen und doch glauben. Dieser Glaube nun hat eine weltüberwindende Kraft. In diesem Glauben kam der große Columbus, die neue Welt zu entdecken, in diesem Glauben nehmen die Spanier die einzelnen Länder derselben in Besitz und zerstören den Götzendienst, den sie darin antreffen, um die Religion des Kreuzes zur Herrschaft zu bringen." — Der gute Pater Pedro hätte in seinem Eifer für den Glauben seine Rede noch weiter fortgesetzt, wenn er nicht an Malaja's in ihren Mienen deutlich ausgedrückter Anstrengung ihm mit ihrem Geiste zu folgen, wahrgenommen, daß ihr der Faden des Verständnisses längst verloren gegangen und sie ihren Kopf vergeblich quälte, zu fassen, was er ihr sagte. Er zieh sich selber der Thorheit, daß er in der Hingerissenheit in seinen Gegenstand ganz außer Acht gelassen, wen er vor sich hatte. Er hatte mit einer jungen, zwar sehr gelehrigen und befähigten Araucanerin, welche indeß nichts anderes war, als was die Europäer eine Wilde nennen, ge-

sprochen, wie etwa ein Professor der Dogmatik in Salamanca oder Alcala von seinem Katheder zu seinen Studenten spricht. Er suchte sich so gut zu entschuldigen, als er vermochte. Doch bedurfte es dessen gar nicht. Obwohl das Ganze, was Pater Pedro ihr gesagt, über ihren Horizont gegangen und ihr unverständlich geblieben war, so hatte sie doch so viel gemerkt, wie es wesentlich im Christenthume darauf ankomme, daß man, was im Fleische nicht gesehen worden, im Geiste festhalten müsse. Diesem Gedanken nach ihrer Gewohnheit, wenn sie etwas schwer Verständliches vernommen, sinnend hingegeben, nachdem der Pater sie verlassen, suchte Malaja den durch die Rede wunderbar aufgeregten Strom ihrer Empfindungen zu beschwichtigen. Sie ward inne, daß in ihrem Herzen ein unbestimmtes und nicht zu beschreibendes Sehnen nach Etwas sich regte, das über die Erde und dasjenige, was auf derselben Anziehendes für sie war, hinauslag. Sie fühlte in der besten Region ihres Selbst eine unheimliche Leere. Es war hier eine Anlage des Strebens nach Aufwärts. Allein in Allem, was ihr durch ihre Nation geboten wurde, fand sie keine Befriedigung für dieses Hinaussehnen in höhere Gebiete. Sie sahe dieselben nicht; allein sie hatte ein lebhaftes Gefühl davon, daß sie vorhanden, daß sie mit einem Leben erfüllt sein müßten, welches sich dem menschlichen Herzen erschließen, mittheilen, in dasselbe herabwallen könne, wenn dasselbe sich nur des Schlüssels zur Oeffnung dieser Gebiete zu bemächtigen

wisse. Diesen Schlüssel nun glaubte sie in dem entdeckt zu haben, was Pater Pedro den Glauben nannte. Allein es erging ihr mit diesem Schlüssel wie demjenigen, welcher einen künstlichen Schlüssel findet, auch das Schloß, wozu derselbe gehört, vor sich hat, aber weil er beide in Beschaffenheit und Gebrauch nicht kennt, damit vorläufig nichts anzufangen weiß. So viel war ihr aber aus den Unterhaltungen mit ihrem geistlichen Freunde und dem, was sie ihn treiben sahe, schon gewiß geworden, daß diejenige Verbindung, welche zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen bestehet und welche ihre Landsleute anerkannten, von den Araucanern sehr mangelhaft gekannt und gepflegt worden sei und daß, wenn alle Menschen von einem Paare abstammten, die Araucaner von der ursprünglichen Religion, welche, wie der Pater gesagt, diesem ersten Paare offenbaret sein sollte, Vieles verloren und eingebüßt haben mußten, weil das Bedürfniß ihrer Seele den Dürftigkeiten gegenüber, welche ihr der Religionsvorrath ihrer Landsleute zu reichen vermochte, sich darstellte wie ein Heißhunger, dem ein Krümlein zur Sättigung dargeboten wird. Der Abfall von der ursprünglichen Religion mußte nach der Masse des Verlornen, welche sie nach dem Umfange der Leere, die sie fand, schätzte, ein enormer gewesen sein, weil er solche Verkümmerungen einerseits und solche Fälschungen, wie sie in den zahllosen abergläubischen Ansichten und Gebräuchen bald genug erkannte, andrerseits zur Folge gehabt hatte. — Aus der Schwer-

muth, welche solche Erwägungen in ihr erzeugten, vermochten Malaja Lautaro's und Guacolda's muthwillige Fröhlichkeit nicht herauszureißen. Dieselbe kam ihr so unberechtigt, so hohl vor, daß sie von dieser Stimmung für sich nichts zur Abhilfe ihrer Wehmuth begehren mochte. Lautaro war ihr in seinem Leichtsinne sogar abstoßend. Dieser hatte und kannte ja den Gebrauch des Schlüssels, der ihm die höchsten Schätze erschließen sollte und konnte. Aber er blieb damit eben so hungrig, aber seiner Armuth nicht einmal bewußt vor denselben reichen Vorräthen als sie selber, der die Vorräthe eben noch verschlossen waren. Pedro hatte ihr einmal ein Gleichniß von einem Säemann erzählt, das in den heiligen Schriften, aus deren Inhalte er seine Zuhörer immer erbaute, enthalten war. Darin war von einem Saamen die Rede gewesen, welcher auf einen steinichten Grund gestreut worden war, wo er nicht viel Erdreich hatte. Derselbe ging zwar bald auf, weil er keinen tiefen Grund hatte. Als aber die Sonne aufgegangen war, ward das Gewächs verbrannt und verdorrte, weil es keine Wurzel hatte, mittelst deren es Feuchtigkeit zum Schutze wider die Hitze hätte an sich ziehen können. Der Saamen stellte die Botschaft vom Heile dar, welche allen Menschen gebracht worden. Der Saamen, welcher auf steinichten Grund fiel, wurde mit dem verglichen, welcher jene Botschaft hörte und dieselbe augenblicklich mit Freuden aufnahm. Er hat aber keine Wurzel, sondern dauert nur eine Zeit lang. Er

läßt die Botschaft vom Heile nicht mit ganzer Seele, mit ganzer innerlicher Kraft in sich wirken; bei ihm legt sich diese heilsame Kunde nur äußerlich an und ist von keiner Dauer, bleibt nicht haften an ihm, sondern wird bei einem unbedeutenden Anlasse, namentlich bei Trübsalen und Verfolgungen wieder aufgegeben. Als ein Beispiel solchen steinichten Grundes mit wenig Erdreich hatte der Pater seiner jungen Zuhörerin ihren Landsmann Lautaro bezeichnet. Diese Vergleichung fiel Malaja jetzt wieder ein, wo Lautaro mit Guacolda, statt ihr die Schätze gewonnener Wahrheiten mitzutheilen, in werthloser, leichter Weise tändelte und faselte. Sie schämte sich fast dieser Landsmannschaft, wenn sie erwog, daß die Spanier den Lautaro zum Maaßstabe für die Beurtheilung anderer Landsleute, auf welche sie ihres Gehaltes und ihrer Tüchtigkeit wegen stolz war, z. B. ihren Vater oder Caupolican, machen möchten. —

Inzwischen hatten sich Dinge begeben, welche den friedlichen Verkehr in der Stadt Concepcion auf lange Zeit zu stören droheten. Caupolican hatte eine Schaar Eingeborener, welche dem Fort Arauco, dessen Ueberfall die Ulmenen am Tage vor Caupolican's Wahl zum Toqui gewünscht, Proviant und namentlich Futter für die Pferde zuführen wollten, unterwegs aufgehoben und zu Gefangenen gemacht. Er ersetzte dieselben auf der Stelle durch achtzig andere Männer, wozu er die zuverlässigsten Leute aus seiner eigenen Mannschaft aussuchte, und die er unter die Befehle der

tüchtigen Anführer Cayeguan und Alcatipay stellte. Diese Leute wurden mit Heu, Kraut und Holz beladen. In den Bündeln, worin sie diese Gegenstände trugen, waren jedoch Waffen versteckt. Kühn näherten sie sich so dem Castelle, in welches allen Araucanern der Eingang verboten war. Sie wurden als der erwartete Vorraths-Transport über die Zugbrücke und in das Thor hineingelassen. Die verkleideten Krieger spielten, indem sie sich theils vom langen Wege lahm, theils unter der Last keuchend darstellten, ihre Rolle so gut, daß sie ohne Argwohn bis in die Mitte des Castelles eingelassen wurden. Hier warfen sie ihre Lasten ab und ergriffen plötzlich ihre Waffen. Nachdem sie die innere Wache niedergemacht, tödteten sie alle zum Vorschein kommenden spanischen Soldaten. Francisco Reynoso, der Befehlshaber des Castelles, sammelte seine übrige Mannschaft. Es glückte ihm, die Araucaner bis vor die Thore der Festung zu treiben. Eben als Cayeguan und Alcatipay heraustraten, erschien Caupolican mit seinem ganzen Heere der Verabredung gemäß, um die, wie er vermeinte, eingenommene Festung zu zerstören. Die Spanier behielten eben noch so viel Zeit übrig, die Zugbrücken aufzuziehen und sich von der Festung aus zu vertheidigen. Caupolican schwur, da er sein erstes Unternehmen gescheitert sah, im Unmuthe, keinen Stein des Castelles auf dem andern lassen zu wollen. Ein junger Spanier, ein verwegener Held, ließ sich von der Zugbrücke herab, trat vor dieselbe und forderte

den tapfersten Araucaner und die 29 nächst tapferen zum Einzelkampfe mit ihm heraus. Mehr als hundert Araucaner, welche Lust haben, mit ihm anzubinden, stürzen mit stürmender Eile hervor, um es mit ihm aufzunehmen. Der kühne Jüngling entsetzt sich darob keineswegs, sondern gehet ihnen keck entgegen. Statt einen Gang nach dem andern zu machen, greift er sie vereinigt an und metzelt mit verwegenem Muthe bald rechts bald links seine Angreifer nieder, zuweilen mit einem kräftig geführten Hiebe ihrer zwei auf einmal. Von dem abentheuerlichen Muthe und der fabelhaften Tapferkeit solcher Helden, deren bei Eroberung der neuen Welt nicht wenige auftraten, hat man in den prosaischen Zeiten des XIX. Jahrhunderts kaum noch einen Begriff. Man glaubt bei solchen Erzählungen Stücke eines ungeheuerlichen Ritterromans, deren Unnatur und Unwahrscheinlichkeit der edle Cervantes in seinem köstlichen Don Quixote so treffend und grausam züchtigte, vor sich zu haben. Doch bringt die Ueberzahl der Araucaner den kühnen Gegner bald in's Gedränge. Um ihn zu befreien, kommen die Spanier aus ihrem Castelle hervor. Die Araucaner dagegen eilen den Ihrigen zu Hilfe und so ist denn ein Treffen im eifrigsten Gange, ehe man sich dessen versiehet. Mit grimmigem Muthe ward von beiden Seiten gestritten. Dem mit ungeheurer Uebermacht erfolgenden Andrange der Araucaner vermochten die Spanier keinen Widerstand zu leisten. Sie mußten weichen und sich in ihr Castell zurück-

ziehen, dessen Brücken und Gatter sie niederließen, um sich auf die bloße Vertheidigung zu beschränken. Caupolican führte seine Leute zu verschiedenen Angriffen. Allein das Feuer, das die Belagerten aus ihren Feuerschlünden unterhielten, that ihm solchen Schaden, daß er die Angriffe in eine Blokade verwandelte. Die Spanier waren nun auf Ausfälle beschränkt. Sie führten solche zwar mit großer Kühnheit aus, wurden aber beständig mit Verlusten zurückgeschlagen. Ihren gewissen Untergang vor Augen, beschlossen sie, den Platz zu verlassen. In einer dunkeln Nacht sprengten sie, alle beritten, mit verhängtem Zügel mitten in die nichts dergleichen erwartenden Araucaner hinein und gelangten, ohne einen Mann verloren zu haben, nach Puren, einem sichern Platz. Wie ein Blitz aus heiterer Luft traf den in Friedensbeschäftigungen gleichsam vergrabenen Valdivia die Nachricht von der Erhebung der Araucaner und dem Verluste des Castelles von Arauco. Zugleich erfuhr er, daß Caupolican dasselbe völlig geschleift und sich auf die Feste Tucapel geworfen habe. Martin Erizar, welcher dieselbe mit 40 Mann mehrere Tage lang mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigt, benachrichtigte den Feldherrn, daß er sich genöthigt sähe, gleichfalls nach Puren seinen Rückzug zu nehmen. Dieser Nachricht folgte die von der Einnahme Tucapels durch Caupolican, welcher an diesem Platze sich festgesetzt habe und zu erwarten scheine, was die Spanier wider ihn unternehmen würden. Ueber diese fast gleichzeitig eintref-

fenden Hiobs-Posten verlor Valdivia seinen ihn sonst nie verlassenden Gleichmuth. Seine Officiere kannten ihn kaum wieder in der Unruhe, die er zu zeigen begann. Er glaubte, Alles werde verloren, wenn er nicht auf der Stelle den Araucanern entgegenziehe und deren Fortschritte durch eine große Feldschlacht hemme. Den Abmahnungen seiner kühl gebliebenen Officiere zuwider, welche ihm vorstellten, daß Puren, falls es angegriffen werden möchte, bei seinen durch die Besatzungen der beiden verloren gegangenen Forts verstärkten Vertheidigungsmitteln sich eine gute Zeit lang werde halten können, daß es aber noch gar nicht in Gefahr sei, da die Araucaner bei Tucapel stehen geblieben seien und ihrerseits den Angriff abwarteten, war Valdivia nur darauf bedacht, dem Feinde ein möglichst starkes Heer entgegenzuführen. Hätte ihm nicht seine Unruhe die gleichmüthige Erwägung geraubt, so würde er gleichsam mit Händen gegriffen haben, daß seine Lage eine weit günstigere sein werde, wenn er in Concepcion, wo er alle seine Hilfsmittel bei einander und durch ein Schloß einen festen Anhalt hatte, den Feind erwartete und mit frischer, von Märschen nicht geschwächter Kraft dessen etwaigen Angriff erwiederte. Selbst Pater Pedro, dem als geistlichen Führer und Gewissensrathe des Feldherrn Herz geöffnet war, vermochte sich die Unruhe, welche Valdivia ergriffen und ihn allem guten Rathe unzugänglich machte, nicht zu erklären. Es war eine jener Prüfungen und Versuchungen, welche in ent-

scheidenden Augenblicken die Vorsehung auch über starke Geister schickt, um ihnen ihre Schwäche zu zeigen und ihnen und der Welt zu offenbaren, daß Niemand übler berathen ist, als wenn er sich selber räth, und daß Gott den mit Blindheit schlägt, welcher ihn nicht sehen will. Bei Tage, heißt es bei Job V. 14. rennen sie in die Finsterniß und wie des Nachts so tappen sie am Mittage. Valdivia hatte wirklich sich in jene Finsterniß verrannt; es war ihm ergangen, wie den Heiden, von denen der h. Paulus sagt: ihr Verstand sei mit Finsterniß verdunkelt, nachdem sie sich durch die Unwissenheit, die in ihnen sei und durch ihres Herzens Bosheit dem Leben Gottes entfremdet.

Aus einem armen Knaben, durch Strebsamkeit und von ganz vorzüglichen Anlagen unterstützt, durch militärische und politische Talente ausgezeichnet, hatte sich Valdivia zu einer Stellung emporgearbeitet, in der er über 50,000 Unterthanen gebot, welche ihm täglich 12 Mark Goldes zu Füßen legten. Mit den Erfolgen, die eine höhere Hand an seine Unternehmungen knüpfte, waren Ehr- und Habsucht in sein sonst so edles Herz eingezogen, das noch, abgesehen von den Schwächen, die als Adams Erbschaft auch dem Besten nicht erlassen sind, bei der Gefangennehmung Malaja's nur lautern Empfindungen zum Gefäße gedient hatte. Die Gefühle, welche ihm diese anmuthige Araucanerin eingeflößt, waren durchaus rein und seine ritterliche Chevallerie umkleidete das Verhältniß, in welches er sich zu ihr gesetzt, mit jenem

poetischen Lichte, mit welchem die Galanterien der spanischen Ritter seiner Zeit sich uns so oft umgeben zeigen. Daß er sich von einer schönen Heidin angezogen fühlte, konnte nicht auffallen. Wie mancher spanische Ritter hatte daheim irgend eine liebreizende Maurin zu seiner Huldin erkoren, sie besungen, für sie turnirt und sonst um ihre Minne in adelicher Weise sich bemühet. Das spanische Volk steckte damals noch so tief in der Romantik, daß solche Verhältnisse zur Vollendung eines echt ritterlichen Lebens ganz unerläßlich erachtet wurden. Der spanische Ritter glaubte dadurch keinen Verrath an seiner Kirche zu begehen, daß er sein Herz einer Ungläubigen schenkte; blieb er doch nach wie vor ein muthiger Streiter für die unbefleckte Braut Christi und zweifelte er doch nicht daran, daß das schöne Maurenmädchen ihren Mahomed fahren lassen werde, um jedes Hinderniß der Trennung von dem geliebten Christenritter zu beseitigen. Der Geist, welchen noch die liebliche Geschichte der von Gines Perez de Hita beschriebenen Kriege von Granada athmet, die erst fünfzig Jahre nach der Gründung von Concepcion erschien, war zu Valdivia's Zeit noch der in ganz Spanien verbreitete und in seiner Thatkraft der mächtigste Hebel zur Entdeckung und Eroberung der neuen Welt. Im Verhältnisse zu Malaja blieb wirklich auch immer sein besserer Geist lebendig und thätig, als Ehr- und Herrschsucht und die Begierde nach Gold sein Herz bereits vergiftet hatten. Trauernd sah der fromme Pedro den Nieder-

gang des schönen Lichtes im Geiste des von ihm hochverehrten Feldherrn. Vergebens waren seine Bemühungen, mit dem Drucke sanfter Liebe den Verblendeten hinwegzudrängen aus dem Kreise der Versuchungen, die ihn immer enger und stärker umstrickten. Mit fieberhafter Erwartung sahe Valdivia der Entschließung des Königs über seinen Antrag auf Verleihung der chilesischen Statthalterwürde und des Marquisates von Arauco entgegen und häufte inzwischen in seiner Schatzkammer das Gold, welches er nach Belohnung seiner Kampfgenossen und nach Abgabe des dem Könige gebührenden Antheiles übrig behielt. Wie mächtig die milde Ueberredungskunst des übrigens von ihm so sehr geliebten Paters auch sonst Valdivia's aufwallende Empfindungen in die ruhige Bahn einer gelassenen Strömung zurückzuführen gewesen war, jetzt hörte Valdivia zwar mit einer zur Gewohnheit gewordenen Ehrerbietung die mit sanftem Ernste erhobenen Vorstellungen gegen die Verirrungen, in die er sich verwickelt hatte, ohne aber die zugleich erhaltenen Rathschläge und Vermahnungen zu befolgen. Er war ein Hörer, aber kein Thäter von Pedro's Wort. Er wagte sogar, was er sich früher nie verziehen, wenn ihm die liebende Eindringlichkeit, welche Pedro in seine Rede zu legen wußte, lästig wurde, dieselbe durch gleichgiltige Querfragen zu durchkreuzen und abzubrechen. Vorsichtig lenkte Pedro, so lange er noch mit Güte sich Erfolge versprach, dann wohl ein, um zu gelegenerer Zeit und bei besserer Laune

des Feldherrn seine nie aus den Augen gesetzte Fürsorge für das Seelenwohl des ihm so theuren Mannes zu erneuern. Allein die Mächte der Finsterniß hielten Valdivia in zu harter Verblendung. Da liebender Zuspruch seine Wirkung verfehlte, blieb dem Pater nichts übrig, als den Ernst seines Berufes auch in strengeren Formen geltend zu machen, wenn anders er seine Obliegenheit als Beichtvater und Seelsorger nicht vernachlässigen wollte. Zwar wich Valdivia allen Anläufen, die er den Pater zu einem eindringlichern Verfahren gegen ihn nehmen sahe, mit der Pflicht der Eile aus, welche bei den Rüstungen wider die Araucaner, mit denen er umging, nothwendig sein und ihm nicht erlauben sollte, eingänglichere und länger dauernde Unterhaltungen mit seinem geistlichen Freunde zu pflegen. Endlich an einem Sonntage, den Valdivia den Seinigen zur Rast und unter dem Versprechen, sie einmal mit allem und jeglichem Dienste zu verschonen, hatte einräumen müssen, konnte der Feldherr mit einer solchen Ausrede den Pater nicht fern halten. Dieser trat ihn daher an und sprach, ohne längere Umschweife, ungefähr also zu ihm: „Mein Freund, ihr theilt mit mir das Glück, einer Kirche oder besser: der Kirche anzugehören, welche sich durch das Recht mit ihrem göttlichen Stifter in Uebereinstimmung weiß, von ihren Mitgliedern, wenn sie gefehlt haben, durch ihre Hirten ein Bekenntniß dessen, worin sie fehlten, zu verlangen. Auf Alle, welche dieser heiligen Gemeinschaft

mittelst der Taufe einverleibt worden, hat sie, wie ihr wisset, ein göttliches, unveräußerliches Anrecht. Hinsichtlich derer, welche in einer Abirrung aus ihrem Schooße begriffen sind, steigert sich dieses Recht zur höchsten Verpflichtung, dem Irrenden nachzugehen, ihn aufzusuchen, zu heilen und wieder zu gewinnen. Dieses Recht, diese Pflicht treiben mich, unangesehen den Verdruß, den euch meine anscheinende Zudringlichkeit verursachen mag, euch mit der inständigsten Bitte anzugehen, mir euer Inneres zu öffnen und eure Wunden zu zeigen. Ihr seid schwer erkrankt, tragt eine schwere Wunde. So wenig eine Krankheit ohne Ausstoßung des Krankheitsstoffes und ohne daß das Uebel zur genauen Erkenntniß des Arztes gebracht wird, gehoben werden mag, so wenig mag die Sünde aus dem Innern weichen, so lange dieselbe verheimlicht wird, so wenig kann ich meiner Pflicht und meinem herzlichen Verlangen genügen, euch zu heilen, so lange ihr euch der Nothwendigkeit entziehet, ein reumüthiges Bekenntniß abzulegen. Zwar sehe ich bereits einen einfachen Einwand auf euren Lippen schweben. Ihr seid der Meinung, daß, da ihr vor Gott eure Sünden bekennet, ihr ihm auch nicht vorenthaltet, was jetzt eure Seele beschweret, und ihr glaubt, daß, weil ich weiß, daß euch eine Schuld drückt, und sogar zu wissen scheine, worin dieselbe bestehet, ein Bekenntniß an mich nicht nothwendig sei. Erinnert euch aber, Valdivia, wie ihr ehemals nicht so dachtet, als ihr noch an jedem Sonn- und Feier-

tage mich aufsuchtet und mir im Beichtstuhle vor Gott anvertrautet, womit ihr euer Gewissen seit der letzten Beichte beschwert hattet. Ich gebe zu, die Beichte vor Gott hat zwar allerdings auch einen hohen Werth und ich will dieselbe nicht verkümmern, sondern vielmehr recht dringend anempfehlen. Denn sie ist das menschliche Anerkenntniß dessen, was Gott schon weiß. Aber eben, weil Gott das Gebeichtete bereits weiß und es euch nicht gelingen würde, dasselbe vor ihm zu verschleiern, kann es als ein erhebliches Opfer nicht betrachtet werden, wenn der, welcher, wie ihr es seid, überzeugt ist, daß Alles, was er thut, Gott bekannt ist, vor Gott daraus kein Hehl macht. Gott und seine Kirche aber wollen, daß der gefallene Christ ein Opfer, und zwar ein schweres Opfer bringt, um die durch seine Verfehlung verlorene Lebensgemeinschaft mit seinem Heilande durch die Vermittelung der Kirche wieder zu gewinnen. Dieses Opfer bestehet in der Genugthuung, soweit der Fehlende dieselbe seinerseits zu leisten vermag. Der erste Schritt zu dieser Genugthuung und die Vorbedingung für alles Weitere ist aber die Beichte. Ohne diese ist gar nicht zu beurtheilen, ob dem Fehlenden Leid ist, die Lebensgemeinschaft mit dem Leibe Christi, welches seine Kirche ist, verloren zu haben, wie denn auch ohne besonderes Bekenntniß alles Einzelnen, das gefehlt worden, die Genugthuung, welche der Büßer zu leisten hat vor dem Beichtvater, welcher hier die Richterstelle einnimmt, gar nicht ermittelt werden kann. Hieran wollet

ihr erkennen, wie das Eingeständniß der Schuld vor Gott allein bei Weitem nicht ausreicht, um das Opfer der Genugthuung zu bringen. Deßhalb fordert auch der heil. Apostel Jakobus ausdrücklich, daß wir unsere Sünden Einer dem Andern bekennen sollen. Dieß ist denn auch von den ältesten Zeiten der Kirche an geschehen. Ich erinnere euch an den Vorgang in Ephesus, wo, nachdem es den jüdischen Teufelsbeschwörern übel ergangen war, viele Gläubige eine heilige Furcht befiel und sie bewog, zum hl. Paulus und seinen Gefährten zu kommen, um ihre Sünden zu beichten. Wenn ihr nun meinen möchtet, es bedürfe einer Beichte eurerseits nicht, weil ich ja offenbar schon wisse, daß und womit euer Gewissen beschwert sei, so ist dieses ein Irrthum. Nicht darauf kommt es an, ob der Beichtvater weiß, was ein seiner geistlichen Pflege Befohlener gefehlt, sondern darauf, daß er es aus dessen eigenem Munde weiß. Ohne eine solche Demüthigung ist, wie ich bereits andeutete, die Aufrichtigkeit der erforderlichen Reue nicht verbürgt, auch ohne das Selbstbekenntniß des Büßers gar nicht zu übersehen, wodurch und in welchem Maaße derselbe seinen Zusammenhang mit dem Gnadenleben aufgehoben und seine Hoffnung auf die Seligkeit beeinträchtigt hat. Die Selbstanklage ist daher unter allen Umständen unerläßlich, um den Priester, welcher als Richter vermöge der über die Sünden der Gläubigen ihm übertragenen Gerichtsbarkeit, die genaueste Erkenntniß des Thatbestandes erhalten muß,

in den Stand zu ſetzen, eine gerechte Entſcheidung treffen zu können. Nicht um die eitele Neugierde des Prieſters zu befriedigen, muß eine ſolche Mittheilung erfolgen, ſondern weil die Beichte eine auf göttlicher Anordnung beruhende Heilsanſtalt iſt und der Prieſter nicht als Menſch, ſondern als Organ des heiligen Geiſtes, alſo der heilige Geiſt durch den Prieſter die Sündenvergebung ertheilt und vorenthält. Ich fordere euch deßhalb im Namen der heiligen Kirche, deren, Gott verzeihe es! unwürdiger Prieſter ich bin, auf, Pedro Valdivia, euch deſſen vor mir mit eurem Munde anzuklagen, weſſen euch euer ſcheuer Blick jetzt und die Unordnung in eurem kirchlichen Verhalten bereits längſt vor mir beſchuldigt hat." Weniger noch, als dem ſtrengen Anſchauen, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, vermochte Valdivia dem liebenden Verlangen, welches der Pater aus ſeinen Augen dieſem ernſten Blicke nachſendete und welches gleichſam wie für einen Unglimpf um Verzeihung bat, zu widerſtehen. Die Gegenwart ſchmolz ſo zu ſagen von ihm ab und aus ihren niederfallenden Schlacken trat die edlere Vergangenheit wieder in den Vordergrund und mit ihr der beſſere Geiſt, dem er in ſeiner Hab- und Herrſchſucht längere Zeit den Rücken zugekehrt. Ueberwältigt von der Erinnerung, mit welcher Zuverſicht eines beſſern Gewiſſens er ſonſt dem Pater hatte unter die Augen treten können, folgte er willig dem ſanften Drucke der ziehenden Hand deſſelben und befand ſich, bevor ſein Wille ſich noch

besonnen, in dem anstoßenden zu einer Haus-Capelle eingerichteten Zimmer, in welchem mit bischöflicher Erlaubniß ein beweglicher Altar aufgestellt werden, der mit den vorgeschriebenen Leinentüchern bedeckt war und auf dem zwei Wachskerzen standen, so daß der Opfertod des Herrn hier gefeiert werden konnte. Wie von höherer Macht überwältigt, sank Valdivia auf die vor dem Altare befindliche Kniebank nieder und begann in dem plötzlich über ihn gekommenen Reumuthe eine Beichte anzuheben, wie sie der Pater, dem man gewiß keine Schüchternheit in seinem Vertrauen Schuld geben konnte, selbst nicht erwartet hatte. Er pries Gott für die Umkehr von seinen eigenen Wegen, zu der er dem Feldherrn den heilsamen Entschluß in's Herz gegeben, und ertheilte ihm unter Auferlegung einer angemessenen Buße kraft der Autorität Christi und um seiner Verdienste willen die sacramentale Begnadigung im Betreff der gebeichteten Sünden. Diese Wiederaufnahme Valdivia's in den Frieden der Kirche war beiden dabei Betheiligten selbst so unerwartet, so überraschend schnell erfolgt, daß den gewissenhaften Pater alsbald Scrupel darüber beschlichen, ob er in der Freude des Erfolges nicht etwa unbesonnen vorgegangen sein und das Sacrament ohne hinreichende Vorbereitung seitens des Beichtenden und ohne genugsam sichernde Bürgschaft für die Tiefe und Nachhaltigkeit von Valdivia's Reue gespendet haben möge. Ein alter Franciscaner, welcher außer ihm bei Valdivia und in Concepcion weilte,

und welchem er seine Zweifel sogleich, da ihm dieselben schnell drückend wurden, vorlegte, mißbilligte sein rasches Vorgehen und machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, welche darin liege, daß Valdivia, wenn die ihm so schnell abgedrungene Reue etwa keine aufrichtige gewesen und er den Leib Christi begehren sollte, möglicher Weise unwürdig communiciren könne. Er empfahl ihm deßhalb, Valdivia sorgfältig zu beobachten und wenn er Bedenkliches wahrnehme, ihn ohne neue Gewissenserforschung und Beichte nicht zum Tische des Herrn zuzulassen. Die ihm selber ganz unerklärliche Uebereilung, deren er sich, hinterher klüger geworden, nun selber anklagen mußte, versetzte den guten Pater in eine nagende Unruhe. Von dieser mochte er wohl nicht undeutliche Spuren auf seinem sonst nur Friede und Gelassenheit zeigenden Antlitze zur Schau tragen, als er bei Malaja erschien, welche ihn heimlich zu sich beschieden, um ihn mit einer neuen Hiobspost bekannt zu machen, welche sie Guacolda's Vertrauen verdankte. „Was ist euch, ehrwürdiger Pater!" sprach sie, nachdem sie des Eintretenden ansichtig geworden. „Welche Unmuthswolke hängt über der Freundlichkeit eurer Augen und bringt mich um den milden Blick, der sonst dem Gruße eures Mundes vorauseilte, wenn ich das Glück genoß, euch bei mir eintreten zu sehen?" Obwohl sich der Pater zwang, diesen so willkommenen Blick hervorzubringen und sein mit der reinsten Liebe Christi angefülltes Herz einen solchen Vorrath seines Inhaltes in die Augen empor-

sandte, daß Malaja sich bald der frühern Befriedigung hingeben durfte, so blieb ihr doch die Gewißheit in der Seele, daß den guten Pater kein geringer Harm drücken müsse, da sie jene Wolke an ihm noch nie gewahr geworden war. Sie zauderte daher, denselben durch ihre Mittheilung noch zu vermehren. Allein sie mußte doch den Anlaß, weßhalb sie den Pater eigens um seinen Besuch gebeten, angeben. So Vieles sie auch bereits von ihren Gastfreunden gelernt, war sie doch noch glücklicher Weise uneingeweiht geblieben in jene gesellschaftliche Verstellungskunst, mittelst deren sich Sprechende das Gegentheil von dem, was sie wissen oder empfinden, in's Gesicht sagen, weil sie das Lügen für anständiger halten, als Wahrheit und Aufrichtigkeit. Sie bat daher den Pater, nicht ihr es entgelten zu lassen, wenn sie den Vorrath der Mißstimmung, den er mit sich gebracht zu haben scheine, noch um ein Beträchtliches vermehren helfen müsse. Sodann sagte sie ohne Umschweife heraus, wie ihr Guacolda verrathen, daß der junge Lautaro, welcher seit der Nachricht vom erfolgreichen Aufstande seiner Landsleute von sichtlicher Unruhe ergriffen und unstet hin und her getrieben worden, in der Dämmerung des Morgens Concepcion verlassen habe, um seine Verbindung mit den Spaniern aufzugeben und sich den Araucanern wieder anzuschließen. Malaja hatte sich in dem Grade der unangenehmen Wirkung, welche eine solche Nachricht auf den Pater hervorbringen mußte, nicht verrechnet.

Gerade in diesem Augenblicke mußte der Abfall des Jünglings, auf welchen Valdivia so viel gehalten und welchem er sein ganzes Vertrauen zugewendet hatte, den Feldherrn auf's Widerwärtigste berühren und in Bezug auf seine Seelenstimmung, welche der Pater noch mehr geklärt hätte sehen mögen, einen Einfluß üben, welcher dem Seelsorger ein gefährlicher schien. Verschweigen ließ sich die Geschichte nicht. War Lautaro noch nicht vermißt, so mußte seine Abwesenheit doch alsbald bemerkt werden, auch war zu besorgen, daß er bei seiner offenen Weise nicht zögern würde, selbst die Absicht seiner Flucht bekannt werden zu lassen. So war es denn auch. Während der Pater noch bei Malaja verzog, traf ein Penco-Indianer von einem den Spaniern befreundet gebliebenen Stamme ein und machte dem Feldherrn in Lautaro's Auftrage, der ihm auf dem Wege nach Arauco begegnet war, mit den Ursachen der Entweichung bekannt, welche in die Entschuldigung gekleidet war, daß sein stürmisch wiedererwachtes Vaterlandsgefühl ihm nicht länger verstattet habe, Genossenschaft mit den Feinden seines Volkes zu pflegen, zumal in einem Augenblicke, wo letzteres im allgemeinen Aufstande gegen seine Unterdrücker begriffen, alle seine Söhne aufgefordert habe, sich dem großen Befreiungskampfe anzuschließen; er werde zwar die von den Spaniern und namentlich Valdivia erfahrene Güte nie vergessen, allein die schuldige Dankbarkeit dafür könne nicht bis zu der Forderung ausgedehnt werden, ein

ihm angeborenes, von seinen Eltern und Landsleuten gepflegtes, mit ihm aufgewachsenes und seinem Vaterlande weit früher, als er die Spanier kennen gelernt, schuldig gewordenes Gefühl: die Vaterlandsliebe, das eigentliche Wahrzeichen der Araucaner, zu unterdrücken, oder wohl gar wider seine Landsleute mit den Spaniern in's Feld zu ziehen.

Pater Pedro begnügte sich, Malaja an seine neulichen Andeutungen über die wahrscheinliche Unzuverlässigkeit von Lautaro's Bekehrung zu erinnern, welche sich gegenwärtig bewähren zu wollen scheine. Hätte er die an Valdivia gelangte Botschaft Lautaro's bereits gekannt, so würde er weniger bedingungsweise sich geäußert haben. Denn der Religion war in dieser Botschaft gar keine Erwähnung geschehen. Lautaro empfand also keinen Verlust und keine Einbuße in seinen religiösen Bedürfnissen, wenn er aus dem Reichthume der Kirche in die Armseligkeit des nackten araucanischen Heidenthumes sich zurückversetzte. Die Religion gehörte nicht zu seinen innern Nothwendigkeiten. Sie war ihm ein Kleid, das er überzog, und wenn es darauf ankam, mit einem andern vertauschte, ohne daß in seinem Innern deßhalb eine Veränderung vorging. So war es ihm möglich, schmerz- und reuelos aus einer Genossenschaft zu scheiden, welche die Pflege und Spende der höchsten, der heiligsten Güter in ihrer Mitte und zur Aufgabe hatte, ohne daß ihn das Gefühl einer Entbehrung anwandelte, als er wieder in die Mitte derer zurückgekehrt war,

welche durch die dürftigsten übersinnlichen Begriffe und den fabelhaftesten Aberglauben sich mit dem jedem Menschen angeborenen religiösen Bedürfnisse richtig abgefunden zu haben vermeinten.

Valdivia's so unvorbereitet erwirkter Bußfertigkeit gab der Abfall seines Lieblings Lautaro einen heftigen Stoß, und es gelang ihm nur mit Mühe, die erst jüngst über ihn gekommene leidenschaftslose Ruhe zu bewahren. Dieses war aber schon eine Anstrengung, die nicht mehr unter dem Einflusse einer höhern Gnade stand. Es war eine Art Feldherrnbefehl seiner Vernunft an seinen Willen. Statt sich zu demüthigen und den Himmel um Stärke anzuflehen, den so glücklich erworbenen Büßersinn sich zu erhalten, wollte er's mit eigener Kraft erzwingen. Als ob er eine besondere Auslegung von den Worten Christi geben wollte: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt brauchen reißen es an sich" (Matth. XI. 13), brachte er Den nicht in Rechnung, welcher das Gedeihen zu den Anstrengungen eines guten Willens geben muß, um sie mit Erfolge zu krönen. Er wollte für sich selber die Hindernisse hinwegräumen, die zwischen ihm und seinem Heile durch Verkehrtheit seines Willens sich angehäuft hatten. Darum erzwang er zwar einen trotzigen Gleichmuth zu der ihn tief kränkenden Flucht Lautaro's, erreichte aber nicht, daß er in Ergebung diesen Schlag trug. Indem er den aus den äußern Mienen hinweggezogenen Gram und Aerger verschluckte, führte er in seine Seele einen gefährlichen

Stoff ein, dessen giftige Wirkungen auch nicht auf sich warten ließen. Denn als er ohne Gottes Hilfe sich diesen Feind anscheinend vom Halse geschafft, wuchs ihm schon ein anderer aus seinem Innern entgegen. Er vernahm von den ungeheuern Rüstungen, welche von den kriegslustigen Araucanern gemacht waren. Indem er seine Mittel erwog, die er nur auf einige Hundert Mann Spanier und etwa 5000 Mann eingeborene Hilfstruppen anzuschlagen vermochte, begann er dem Zweifel sich hinzugeben, ob seine Officiere nicht, seiner Widerrede ungeachtet, doch darin Recht gehabt haben möchten, ihm von einem Marsche gegen Caupolican's Heer abzumahnen. Unentschlossen in seinen Plänen hin und her wankend, glaubte er es für schimpflich halten zu müssen, dem bessern Rathe der Officiere, den er einmal verworfen, obwohl er nun dessen Werth erkannte, nachträglich nachzugeben. Sein Stolz erhob sich und bethörte sich in dem eiteln Gedanken, daß er ja noch nimmer des Sieges ermangelt, wo er mit kühner Zuversicht auf denselben in die gefährlichsten Unternehmungen sich eingelassen. Diesem Stolze widersetzte sich der bessere Geist, welcher ihm das reumüthige Bekenntniß an den Pater Pedro in den Mund gelegt. In den ermattenden Kampf gegen diesen bessern Geist führte der Böse von Anbeginn einen frischen Bundesgenossen in der Vorstellung, welchen Eindruck sein an den Hof abgegangenes Gesuch um das Marquisat von Arauco und die erbliche Statthalterschaft machen

würde, wenn demselben die Nachricht folge, daß er sich die Anwartschaft auf beides nicht einmal im zuvorkommenden kühnen Angriffe gegen den aufgestandenen Feind zu sichern, den Muth gehabt habe. Seine Herrschsucht, die er noch zuvor reuig bekannt, trug den Sieg über Vernunft und guten Rath davon und verblendete die selbst gewonnene bessere Einsicht. Valdivia ordnete daher unwiderruflich den Aufbruch nach Arauco an. Kein Widerspruch dagegen ward ferner zugelassen und dem Pater Pedro, welcher mit zäher Entschiedenheit Warnungen über Warnungen gegen sein unwillfähriges Ohr förmlich schleuderte, der kälteste Widerstand entgegengesetzt, der besonders auf die Bemerkung sich stützte, es handele sich um strategische Rücksichten, deren Kenntniß und Beurtheilung ihm als Feldherrn ausschließlich vorbehalten bleiben müsse. Von dieser übergroßen Entschiedenheit nahm man aber, nachdem der Zug, so wohl gerüstet, als die Umstände es erlaubt hatten, sich in Bewegung gesetzt hatte, nur noch wenig wahr. Es war nicht mehr die muthige Eile, die ihn sonst von Erfolgen zu Erfolgen fortzureißen pflegte, in Valdivia's Benehmen sichtbar. Mit ängstlicher Umsicht bewachte er den Marsch und glaubte hinter jedem Walde, jeder Anhöhe und andern die Aussicht verdeckenden Gegenständen einen feindlichen Hinterhalt argwöhnen zu müssen. Darüber ward der Zug aufgehalten und das Heer zu Reflexionen veranlaßt, welche die tröstliche Zuversicht lähmten, die bei wichtigen Unternehmungen schon das halbe Gelingen verbürgte.

Als man sich dem Orte näherte, an welchem dem Vermuthen nach die Hauptmacht der Araucaner aufgestellt war, sendete Valdivia den Diego Oro mit zehn Reitern zum Recognosciren vorauf. Vergeblich harrte man der Wiederkehr dieser Kundschafter. Die Meinungen darüber, was nun zu thun sei, waren getheilt. Valdivia ordnete einen Kriegsrath an und setzte es durch, daß weiter marschirt ward. Eine Ungewißheitsschwüle lagerte sich über die tapfern Herzen der Spanier. Trotz des abgehaltenen Kriegsraths und seines weisen Beschlusses sah man Rathlosigkeit auf allen Gesichtern und Unentschlossenheit in allen Blicken. Nicht zwei Meilen war man vorgerückt, als sich ein schrecklicher Anblick darbot. Die kopflosen Rümpfe Oro's und seiner Begleiter lagen auf dem Boden und ihre abgehauenen Häupter waren längs des Weges auf hohe Pfähle gespießt. Sie waren in einen Hinterhalt der Araucaner gerathen, und nach einer kurzen Gegenwehr wider die Uebermacht erschlagen worden. Dieser Anblick entzündete in einem Nu die müden Geister mit aufregenden Rachegefühlen. Mit einem Male dünkt ihnen das Vorrücken zu langsam. Flüche und Gemurmel dringen auf rasches Vorgehen. Aber Valdivia wird bedenklich. Er läßt die Haufen in Ordnung treten und redet sein kleines Heer also an: „Kampfgenossen, in denen aller Muth und alle Tapferkeit sich vereinigt und beschlossen ist, schauet die Schmach, welche uns wilde Barbarei bereitete. Treue und Glauben sind

schandbar verletzt. Die Verträge, welche uns unbehinderten Aufenthalt im Lande gestatteten, sind willkührlich, unaufgekündigt gebrochen. Mit blutiger Schrift ist das geleistete Versprechen zurückgenommen. Ein höllisches Feuer hat sich entzündet und schlägt seine unbarmherzigen Gluthen empor. Das Glück des Krieges hatte dieses Land in unsere Hände gegeben. Wir begründeten darin die Autorität unseres katholischen Königs, und nahmen es in Besitz, um Christi Glauben darin auszubreiten. Mit spanischem Blute ist dieser Boden gedüngt und für die Aufnahme des Glaubens vorbereitet. Unsere Errungenschaften werden durch das mörderische Beginnen der Araucaner wieder in Frage gestellt. Haltet euch vor, wer sie sind. Ihr habt allen Grund, euch zu vergegenwärtigen, wie ihr sie habt kennen lernen. Sollten wir den Sieg über sie nicht davon tragen, im Felde nicht ihre Ueberwinder werden, so würde ihrem Hochmuthe und ihrer Eitelkeit die Welt zu enge werden. Ueberschätzt nicht die Mittel, welche uns zu Gebote stehen, um unserer Ehre und unserer Pflicht Genüge zu verschaffen. Wir stehen auf frembem unbekanntem Boden, die Araucaner, uns um das Fünf- und Sechsfache an Zahl überlegen, stehen auf eigenem wohl bekanntem Gebiete, im reichlichen Besitze aller Mittel zur Führung eines Befreiungskrieges. Darum werde ich, je weiter wir vorrücken, zweifelhafter, was wir zu thun haben, um unsere Ehre und unsern Vortheil glücklich aus diesem Kriege hinauszubringen." — So

unentschlossen, so Rathes verarmt sprach der einst so entschlossene Valdivia, das ehemalige Muster verwegenster Kühnheit. Die älteren Officiere, welche schon früher vom Heereszuge abgerathen, segneten die Wiederkehr der richtigen Einsicht zu ihrem Feldherrn, und hielten das Einstellen des Feldzuges für den Augenblick so gut wie entschieden. Da erhoben sich einige leichtfertige junge Leute, welche, aus Europa unlängst eingetroffen, die Araucaner noch wenig hatten kennen lernen. Diese erklärten schon jeden Aufenthalt für schimpflich. Ihrer zehen, baten sie um die Erlaubniß, allein vorgehen und den Araucanern zeigen zu dürfen, was spanischer Heldenmuth und Tapferkeit gegen Barbaren auszurichten im Stande seien. Alles, was bisher glorreich geleistet worden, werde besudelt, wenn man auch nur einen einzigen Schritt rückwärts thue. Diese jugendliche Unbesonnenheit, welche für Valdivia einen Vorwurf enthielt, verletzte den Feldherrn. Dazu kam, daß ein den Spaniern ergebener Chilese heranstürzte, und sich vor ihm auf die Knie niederlassend, ihn beschwor, nicht weiter vorzugehen, weil zwanzigtausend Verschworene ihn bei Tucapel erwarteten, welche einen ehrenvollen Tod dem schmachvollen Leben in einem unterjochten Lande vorzuziehen entschlossen seien. Eine plötzliche Bewegung zeigte sich bei dieser Nachricht auf den Gesichtern der tapfern Krieger. Ein trauriger Tod stellte sich ihnen unter eisiger Furcht in Voraussicht. Valdivia rief in halber Verzweiflung: „Sind wir Ritter, wenn wir,

ohne einen Feind nur zu sehen, in's Bedenken gerathen und zagen, wie Memmen?" Er gab seinem Rosse die Sporen und sprengte voran. Von ihren Gliedern die Furcht schüttelnd, folgte ihm die ergebene Schaar. Alsbald that sich das schöne Thal Tucapel vor den Spaniern auf, in dessen Hintergrunde sie an der Stelle der ehemals stattlich ragenden Mauern ihres Castelles die Trümmer auf den breiten, noch hervorstehenden Fundamenten in wilder Unordnung liegen sahen. Valdivia ließ Halt machen: „O du spanisches Volk," rief er, „siehe da, niedergestürzt liegt deine mächtige Burg, die Schutz und Wehr dieses Thales, und meine Hoffnung auf einen Anhalt für unsere Operationen. Schauet auch, wie der Feind mit dräuendem Speer um jene mächtigen Trümmer herumschweift. Nichts bleibt uns übrig, als einzig der Kampf." Noch hatte er diese Worte nicht ausgeredet, als die Feinde seinen Heereshaufen bereits zu umschwärmen begannen und drohend die breiten, blankgeschliffenen Eisen an ihren Speeren blinken und die schmählichen Worte ertönen ließen: „Betrüger und Räuber; heute noch müsset ihr dieses Land verlassen und mit eurem Leben die Schuld bezahlen, welche wir an euch zu fordern haben." Wie schmerzlich ein so höhnischer Empfang Valdivia berühren mußte, welcher bisher sammt den Seinigen seit geraumer Zeit gewohnt gewesen war, von den Araucanern gefürchtet und verehrt zu werden, ist leicht zu ermessen. Valdivia erkannte, wie jetzt der höchste Augenblick gekommen, um Tapferkeit

und Glück zu erproben. Er gab dem ziemlich dünnen Heerhaufen Bovadilla's Befehl, vorzugehen, um der von den Araucanern beabsichtigten Umzingelung seiner kleinen Armee zu begegnen. Mariantu, welcher den gegenüberstehenden Flügel der Araucaner befehligte, erwartete Bovadilla's dünne Schaar ganz gelassen, und als sie zum Angriffe sich anschickte, ließ er die Seinigen auf beiden Seiten zurückweichen, indem er so den Spaniern einen weiten Durchlaß eröffnete. Ohne Widerstand rückte das Geschwader in die Lücke. Hinter demselben aber schlossen sich sogleich die geöffneten Glieder von Neuem, und begruben die Christen in ihrer Mitte. Von allen Seiten drangen die Araucaner auf die eingeschlossene Schaar ein, von welcher bei aller Wuth verzweifelter Gegenwehr auch nicht ein Mann entkam. Freilich verkauften Bovadilla und die Seinigen ihr Leben theuer. Ein Wall erschlagener Araucaner umgab den bis zum letzten Mann fest zusammenhaltenden Haufen, der bald aber nur aus Leichen bestand. Nachdem er diesen Erfolg errungen, drang Mariantu's Flügel, vom Siege berauscht, auf Valdivia ein, welcher seinem Lieutenant befahl, mit auserlesener Mannschaft ihm die Stirne zu bieten. Nur zehn Spanier mochten zu diesen Auserlesenen gehören. Unerschrocken ritten sie mit verhängtem Zügel auf Mariantu's Heerschaar ein. Keiner zog seinen wohl gezielten Speer ungefärbt von Blut zurück. Nur Einer ward aus dem Sattel geworfen. Er fiel nicht ungerochen. Seine neun Gefährten

richteten das entsetzlichste Blutbad unter den Feinden an; ihre Thaten gränzten an's Wunderbare. Endlich aber erschöpften sich ihre Kräfte, und in Stücken gehauen, bedeckten ihre Leiber den fürchterlichen Wahlplatz. Um diese Zeit griff auch Tucapel, welcher den linken Flügel der Araucaner führte, mit seinem gewohnten Ungestüm die Spanier an. Die Schlacht ward nun eine allgemeine. Furchtbar schmetterte das Schlachthorn der Spanier und rief dieselben um den Feldherrn, welcher als Krieger, wie als Führer Unglaubliches leistete, und durch sein Beispiel die Seinigen zu fabelhaften Thaten begeisterte. Mit Todesverachtung und kaltem Ungestüme warf sich Einer nach dem Andern dem zwanzigtausendköpfigen Feinde entgegen, dessen Blut den Rasen in rieselnden Bächen überzog. Aber auch die Araucaner entwickelten unter Caupolican's Führung, welcher mit seinem einen Auge gleichsam allgegenwärtig war, überall die passenden Anordnungen ertheilte und ein Feldherrn-Genie zeigte, das einen Barbaren höchlich auszeichnete, eine Ausdauer, eine Disciplin, eine Combination im Zusammenhandeln auf einen Zweck, welche selbst Valdivia verzweifelnde Bewunderung abzwang. Wie zerhämmert waren die Harnische der Spanier von den Streichen der Araucaner, deren Klingen auf dem hohlen Eisenbleche weithin tönten. Der Kraft dieser Streiche wich die Kunst der spanischen Waffenschmiede; ihre Werke erwiesen sich der gewaltigen Stärke dieser Naturmenschen gegenüber unhaltbar. Doch auch die Araucaner ermü-

den bei der standhaften, von der Feuerwaffe so wohl unterstützten Gegenwehr. Caupolican ersetzt die abgematteten durch immer neue Mannschaften. Der erbitterte Kampf wüthet lange unentschieden. So entbrannt war die Kriegswuth auf beiden Seiten, daß Keiner sich oder dem Andern eine andere, als die ewige Ruhe wünschte. Auch den Feigsten beseelte kein anderer Gedanke, als der, nicht ungerochen zu sterben. Zu einer förmlichen Mordlust ausgeartet, trieb, mit der Erkenntniß des Verzweiflungsvollen ihrer Lage, diese Wuth die Spanier sammt ihren eingeborenen Bundesgenossen mit einer solchen Unaufhaltsamkeit wider die zahllosen Feinde, daß die Araucaner zu weichen und nicht wenige unter ihnen den Rücken zu zeigen begannen. Drei Male kehrten die Araucaner wieder gesammelt mit neuen Angriffen zurück, aber drei Male wurden sie auch wieder geworfen. Allein die mörderische Wirkung der spanischen Feuerwaffen brachte ihnen zu große Verluste bei; die Unordnung riß in ihren Reihen ein und brachte das gesammte Heer der Araucaner zum Weichen. Caupolican, Tucapel und selbst der unerschrockene Greis Colocolo, welche sich überall in das Getümmel drängten, um Ordnung zu schaffen, bemühten sich vergebens, die Fliehenden aufzuhalten und denselben neuen Muth einzusprechen. Da erscholl auf spanischer Seite der jubelnde Ruf: „Sieg! Spanier! Spanier!“ Dieß war aber auch der letzte Sonnenblick des Glückes, der ihnen an diesem Tage vergönnt war. In diesem

Augenblicke langte Lautaro auf dem Kampfplatze an, welcher, um sicher zu entkommen, Umwege gewählt und sich deßhalb länger unterwegs aufgehalten hatte, als die Spanier. Mit einem Blicke begriff derselbe den verzweiflungsvollen Stand der Sache seiner Landsleute. Die ungewohnte Erscheinung dieses mit einem edeln Aeußern ausgerüsteten Jünglings hemmte auf eine kurze Weile den Lauf der Schlacht. Mit der ungewöhnlich starken, weithin vernehmbaren Stimme, welche ihm eigen, herrschte er seine weichenden Landsleute an, indem er sich also vernehmen ließ: „O du blindes, von Furcht irregeleitetes Volk, o ihr verblendeten Leute meiner Nation, wohin wendet ihr eure furchtsamen Herzen? Soll ein Ruhm, an dessen Erwerbe tausend Jahre gearbeitet, welcher mit maßlosen Strömen edelsten Blutes erkauft worden, sammt dem Hochgefühle, das die Erinnerung der frühern großen Thaten in euren Busen unterhält, in einer Stunde hier auf dieser Stelle verloren gehen? Sollen eure Gesetze und Vorrechte heute ihr niemals versehrtes Ansehen verlieren? Wollet ihr aus Herren, aus Freien, aus Gefürchteten Knechte, Unterjochte, Verachtete werden? Ihr besudelt euern erhabenen Stamm und eure erlauchte Abkunft, und schlagt dem edeln Baume eine unheilbare, schmerzliche Wunde, behaftet denselben mit ewiger unauslöschlicher Schmach. Wollet doch nur die Ohnmacht dieser Gegner erkennen! Schauet an, wie zusammengeschwunden ihre Schaaren sind, wie ermattet ihre Rosse, welche mit Schaum

und Blute bedeckt, mit auf und ab fliegender Lunge nicht einmal mehr die nöthige Luft zu holen vermögen. Legt heute nicht die alte Sitte und Gewohnheit ab, welche uns von unsern Ahnen hinterlassen worden, und stürzet den araucanischen Ruhm nicht von seinem Gipfel in den Abgrund der Verworfenheit. Fliehet das schwere Joch und die Knechtschaft; wendet eure kühne Brust muthig dem feindlichen Eisen entgegen. Was zeigt ihr eure mächtigen, von der Gefahr verschont gebliebenen Rücken? Laßt meine Worte euch tief in die Seele dringen: blinde und schimpfliche Furcht bethört euch. Hinterlasset der Welt die ruhmvolle Geschichte, wie ihr euer unterjochtes Vaterland befreit habt. Wendet wieder um und verschmähet den großen Sieg nicht, zu welchem ein günstiges Schicksal euch ruft. Nur einen Augenblick hemmet wenigstens den fliehenden Schritt und sehet, wie ich, nachdem ich um euretwillen die Spanier, welche mir nur Gutes erwiesen, verlassen und hierher geeilt bin, um euch zu helfen, mich von den Feinden schlachten lasse, um euch mein Leben zum Opfer zu bringen. Selbst ein Verbrechen scheue ich nicht, indem ich im Feinde den Wohlthäter und denjenigen vergesse, der mir ein liebevoller Gebieter, ein gütiger Vater gewesen. Die höchste Tugend des Araucaners ist die Liebe zum Vaterlande; diese gestattet ihm Alles." Mit diesen Worten schwingt er den dicken knorrigen Speer gegen die Spanier. Den Muth seiner Landsleute zu stärken und ihr Herz mit Hoffnung zu füllen, bringt er vor-

wärts und wirft sich in die spanischen Klingen, wie im glühenden Sommer der Hirsch, um die Hitze, welche ihn aufreibt, zu mäßigen, sich blindlings in den kühlenden Bach stürzt, der Jäger nicht achtend, welche aus den Gebüschen auf ihn zielen; denn das Leiden des Durstes nimmt allein sein ganzes Sinnen ein. Mit dem ersten Anlaufen rennt Lautaro sofort Einen über den Haufen und stößt einem Zweiten den tödtlichen Speer so fest in die Hüfte, daß er auf der entgegengesetzten Seite wieder hinausdringt, von einem Strome Blutes gefolgt. Nachdem ihm vom wüthenden Schlachten der Speer zerbrochen, ergreift Lautaro eine schwere, vor ihm am Boden liegende Keule und schleudert dieselbe nach allen Seiten, niederschmetternd, was seine gewaltige Stärke damit traf. Er allein vereinigt in seiner Person den ganzen Krieg der Araucaner, von welchen die Spanier ablassen, um sich gegen ihn zu wenden und sich nur erst seiner zu entledigen. Allein er weiß ihren Streichen so geschickt auszuweichen, daß sie sämmtlich in die Luft fahren, ohne ihn zu verletzen. Lautaro's entschlossener Wille und bewunderungswürdiger Vorgang verfehlte nicht, den ungeheuersten Eindruck auf die Araucaner zu machen. Sie schämten sich, von einem noch unbärtigen Jünglinge, der tapferer sich zeigte, als der muthigste Mann, an Muthe übertroffen zu werden, und einen Einzigen da Widerstand leisten zu sehen, wo ein ganzes Heer nicht hatte Stand halten können. Diese Schaam wuchs zu einem mächtigen Ingrimme

und einer unerhörten Wuth. So wendeten sie sich zurück. Caupolican wußte ihre Bewegung geschickt zu leiten. Sein Falkenblick erspähete sogleich den Punkt, wo die schwache Parthie in der Stellung der Spanier lag. Hieher führte er seine unaufhaltsam vordringenden Leute und warf die spanischen Rotten, welche mit Verzweiflungsmuthe die genommene Stellung festzuhalten suchten. Vergeblich verrichtete Valdivia, immer den Seinigen voran kämpfend, Wunder der Tapferkeit. Mehrere Führer der Araucaner fielen durch seine starke Hand, oder wurden unfähig zum Kampfe gemacht. Nachdem der Kampf lange Zeit zweifelhaft gewesen war, nachdem die Luft betäubt geworden durch das Hämmern auf den Harnischen, durch die Klagen der Verwundeten, das Geschrei der Angreifenden, das Gestampfe der Rosse und Männer, nachdem über den Boden sich Lachen von Blut ergossen und eine Menge Spanier gefallen war, um nie wieder aufzustehen, begann eine Ermattung des spanischen Widerstandes sichtbar zu werden. Der Wunden, durch welche der Tod eindrang und das Leben hinausfloh, wurden immer mehr geschlagen. Das Rasseln der Waffen ließ allmählich nach, von dem Aechzen und Stöhnen der Sterbenden übertönt. Von der ohnehin kleinen Zahl der Spanier waren bald nur noch Einzelne übrig, und die Leichen von 2000 Bundesgenossen bedeckten einträchtig das Feld. Im rasenden Eifer häufte, nach allen Seiten seine mächtigen Schwerthiebe sendend, Valdivia einen Hügel von Araucaner-

Leichen um sich. Unerschüttert durch den ihn von allen Seiten umdrohenden Tod war der Pater Pedro stets hinter ihm gewesen und hatte den Sterbenden unermüdlich beigestanden und die Tröstungen der Religion gespendet. Als Valdivia sah, daß Alles verloren sei, rief er dem Pater zu: „Für dieses Leben bleibt uns zu thun nichts übrig. Bereiten wir uns auf das künftige vor.“ Er wies dem Pater einen Platz hinter sich auf dem Sattel an. Unerwartet rasch nahm dieser denselben ein, und Valdivia sprengte mit ihm von dannen in ein nahes Dickicht hinein, ehe die Araucaner, über die Plötzlichkeit dieser raschen Wendung betroffen, Zeit hatten, sich zu besinnen und seinem Entkommen vorzubeugen. Von Staub, Schweiß und Wunden bedeckt, verließ er das Roß und kniete vor dem Pater nieder. „Sollten auch die Wunden,“ sprach er, „welche mich bedecken, heilbar sein und mir zum Leben die Fähigkeit lassen, so wird die gerechte Wuth der wilden Araucaner doch nicht gestatten, daß diese Fähigkeit sich bewährt. Vernehmt in der Zeit, welche der gewonnene Vorsprung uns gewährt, meine Beichte und ertheilt mir die Absolution, damit ich ausgesöhnt mit Gott, meine Seele in des allmächtigen Vaters Hände befehlen und in dem heiligen Glauben getrost dieselbe aushauchen kann.“ Mit wunderbarer Sammlung und mit einer noch nie erfahrenen Fülle vollkommenster Reue begnadigt, legte Valdivia unter heißen Thränen in schlagender Kürze, welche die Aufrichtigkeit seines Leides nur desto stärker hervortreten

ließ, eine Generalbeichte ab. Die Himmelskost, welche ihm der Pater nach erfolgter Lossprechung gereicht, lag noch auf seiner Zunge, als die nachsetzenden Araucaner am Dickicht anlangten. Mit schnaubender Wuth drangen sie ein, und führten einen grimmigen Streich auf den Pater, der, obwohl nicht schwer verwundet, doch die Besinnung verlor, weil er hart am Haupte getroffen war. Er blieb wie todt auf dem Platze liegen. Der todtmüde Valdivia, welcher noch auf den Knieen lag, ward emporgerissen und unter Mißhandlungen in die inzwischen am Schlachtfelde zusammengetretene Versammlung der noch am Leben gebliebenen Ulmeni geführt, oder vielmehr, da er so schnell, als die Araucaner wollten, nicht zu folgen vermochte, gezerrt. Caupolican war erfreut, den Feind, welchen er, des von seinem Patriotismus gebotenen Hasses ungeachtet, als edeln und tapfern Mann achtete, lebendig zu sehen. Doch empfand er bei seinem Anblicke, weniger über die schrecklichen Wunden, welche er zeigte, als über das Erniedrigende der Lage, in welcher der stolze Spanier sich vor ihm befand, das innigste Mitleid. Der jähe Wechsel des Geschickes trieb ihm Thränen in den Blick, welche er aber eben so wenig als seine Theilnahme sehen lassen durfte. Die Rücksicht auf seine Stellung an der Spitze der auf das Tiefste erbitterten Araucaner nöthigte den Toqui, seine angeborene Großmuth zu verläugnen und den Gefangenen aufzufordern, wofern er sein Leben zu retten gedenke, demüthig und gehorsam um

den Frieden zu bitten und zu schwören, daß er Arauco frei und in Frieden lassen wolle. Diese Demüthigung genügte einem alten Ulmenen, einem Anverwandten Caupolican's, keineswegs. „Wie kannst du," sprach er zum Toqui, „einem Gefangenen Glauben beimessen wollen? Willst du das kaum Gewonnene schon wieder zum Verluste stellen?" Valdivia hat mit der Würde eines zum Tode bereiteten Christen, welcher weiß, daß er sein Leben zu schonen hat, bis Gott ihn ruft, oder seine Pflicht dasselbe zu opfern erfordert, um sein Leben, und erbot sich, das Land mit den darin noch vorhandenen Spaniern sogleich zu verlassen. Caupolican, der begriff, wie schwer einem so hochherzigen Helden, als Valdivia war, eine solche Sprache der Unterwürfigkeit werden mußte, ward gerührt und winkte Lautaro zu reden, weil er hoffte, die Fürsprache eines Jünglings, ohne welchen der eben erfochtene glänzende Sieg, menschlichem Ermessen nach nicht gewonnen sein würde, und welcher gewiß über Valdivia nichts äußern möchte, das nicht zu dessen Vortheil gereichte, werde den Sinn des alten Leocato, wie der übrigen Araucaner zu Gunsten des edeln Gefangenen stimmen. Lautaro, dessen kriegerischer Muthausbruch durch den glänzenden Sieg seiner Landsleute längst besänftigt war, und welcher gleich Caupolican die tiefste Theilnahme für seinen bisherigen Herrn empfand, der ihm nur Gutes erwiesen, bemühete sich, in einer feurigen Lobrede auf denselben alle empfangenen Wohlthaten auf's Nachdrücklichste zu seiner Empfehlung herzurechnen

und durch Hervorheben solcher Züge, für welche ein Araucanerherz auch dem Feinde gewonnen werden konnte, die Großmuth seiner Landsleute herauszufordern. Namentlich sprach Viele die Schilderung des väterlichen und schutzherrlichen Verhältnisses an, welches Valdivia zu ihm eingenommen hatte. Er und Caupolican versahen sich des besten Erfolges dieser Rede. Allein sie hatten sich in der Strenge der rauhen Araucanertugend, welche schon mancher Bewunderer dieser chilesischen-Völkerschaft mit den harten Tugenden der alten republicanischen Römer verglich, verrechnet. Leocato hielt den Versuch Lautaro's, Valdivia zu retten, für einen Verrath am Vaterlande, die Theilnahme, welche Caupolican und Lautaro demselben widmeten, für eine weichliche Gefühlserregtheit, deren Nachahmung und Verbreitung der Tapferkeit und dem Starkmuthe der Nation den Nerv abschneiden und den schmählichen Untergang des tapfern Volkes seiner Landsleute zur Folge haben würde. Diesem Urtheile glaubte er nicht rasch genug zuvorkommen zu können. Wie in einem Anfalle der Wiederkehr der riesigen Kräfte seiner Jugend, ergriff er eine mit Eisen beschlagene mächtige Keule, schwang dieselbe hoch aufwärts und ließ ihre mächtige Wucht auf Valdivia's Schädel niederfahren, welcher grausam zerschmettert war, bevor Caupolican und Lautaro dem fürchterlichen Greise, wozu beide sich angeschickt, in die Arme fallen konnten. Lautlos war Valdivia niedergesunken, die von ihren Sünden abgewaschene Seele

verließ schnell ihre gräßlich verwüstete Wohnung und befand sich bereits auf dem Wege zu dem ihr bestimmten Aufenthalte, ehe die Anwesenden den Gedanken gefaßt, daß ihr großer Feind aufgehört habe, zu leben. Bei einem jeden andern Anlasse würde Caupolican die ungestüme Barbarei des alten Ulmen auf das Härteste bestraft haben. Allein bei der gegenwärtigen Lage durfte er die volle Autorität seiner Toqui-Würde nicht zur Geltung bringen. Das Gefühl, daß Leocato der ganzen Nation durch die jähe Vertilgung ihres Hauptfeindes einen unermeßlichen Dienst geleistet, und der Beifall, welchen ein so wilder Patriotismus sich doch erworben, war in den meisten der anwesenden Ulmen so vorherrschend, daß Caupolican durch Aeußerung seines edeln Abscheus ein Unheil herbeigeführt haben würde, das wenigstens, nachdem es nichts mehr zu retten gab, ganz fruchtlos gewesen sein würde, und dessen Nachtheil für Caupolicans künftige Stellung sich gar nicht übersehen ließ. Das war das traurige Ende des gefeierten Eroberers Pedro Valdivia, eines Mannes, welcher, wie ihm kein Geschichtschreiber bestreitet, mit eminenten Geistesgaben ausgestattet war, und dessen Talente in der friedlichen Verwaltung, wie in der Kriegführung wahrhaft ausgezeichnet gewesen sind. Noch zu sehr in den chevalereskeu Gewohnheiten und Neigungen befangen, welche in dem längst hereingebrochenen modernen Zeitalter mit vielen neu hervorgetretenen Richtungen in grellem Widerspruche sich

befanden, stieß er zuweilen arg mit der Gegenwart zusammen und ermangelte des richtigen Urtheiles über die auch in Amerika vielfach hervortretenden Aeußerungen eines neuen Geistes, welchen jenes Zeitalter bereits geheiligt hatte. Eben so hatte er sich in den Araucanern verrechnet, welche er eben so leicht unterjochen zu können meinte, als seine Landsleute die weichlichen Peruaner unter ihre Botmäßigkeit zu bringen gewußt hatten. Valdivia ist der letzte Ritter Amerika's. Die Geschichte weiß ihm keine der Grausamkeiten vorzuwerfen, die den übrigen Eroberern der neuen Welt zur Last gelegt werden. Das Gerücht seiner zuletzt erwacht gewesenen Begierde nach Gelde ward von dem ruchlosen Marollo zu seinen diabolischen Zwecken noch auf eine scheußliche Art ausgebeutet. Kaum hatten Caupolican und die Ulmenen die Stelle, wo Valdivia's Leichnam lag, verlassen, um die Feier des Sieges für den folgenden Tag vorzubereiten, als der widerwärtige Gligua sich mit seinen Helfershelfern hervormachte, um den Leichnam zu mißhandeln. Mittelst einer besondern Kunst wußte er Geld zu schmelzen und flüssig zu machen, und goß solches dem todten Heerführer in den Hals, um höhnisch die Sättigung der ihm vorgeworfenen Geldgier zu parodiren. Er fand mit dieser verabscheuungswürdigen Symbolisirung des spanischen Lasters einen großen Beifall bei seinen Landsleuten, deren wildem Geschmack eine solche Versinnbildung sehr zusagte. Caupolican, welcher diese Brutalität vernahm, machte

dem elenden Anstifter derselben die strengsten Vorwürfe, welche den Marollo nur noch mehr im Hasse gegen den Toqui bestärkten und seine Intriguensucht wider ihn von Neuem wach riefen. Caupolican und Lautaro sorgten übrigens dafür, daß Valdivia's Leiche fernern Mißhandlungen entzogen ward. Vom ganzen spanischen Heere waren nur zwei Eingeborene übrig geblieben, welche in der Nähe des Schlachtfeldes unter einem Gebüsche sich verborgen gehalten und von dort den Ausgang Valdivia's beobachtet hatten. Nachdem die Sterne am Himmel hinaufgezogen waren, verloren sie sich lautlos in die Nacht und eilten ungesehen nach Concepcion, wohin sie die Schreckenskunde vom Untergange der ganzen Expedition brachten. Eine Zeit lang folgten diesen Flüchtlingen die gräßlichen Klänge der Freudenausbrüche, welche ihnen in die stille Dunkelheit vom Schlachtfelde her nachhallten, neben welchem die Sieger ihre barbarischen Jubeltänze aufführten und ihre wilden Schmausereien hielten, weil sie das morgige eigentliche Siegesfest der ganzen Nation in ihrer gewaltsamen Ungeduld nicht hatten erwarten können. Die Kunde des großen Sieges verbreitete sich mit derjenigen von der beabsichtigten festlichen Begehung desselben wie ein Lauffeuer im ganzen Araucanerlande. Ehe noch die Sonne über das östliche Gebirge sich erhoben, bedeckte sich das Feld mit Weibern, Greisen, Knaben und Kindern, welche von allen Seiten herbeigeströmt waren, um dem Freudenfeste sich anzuschließen. Kaum hatte der Vögel

munterer Gesang das volle Erwachen des Tages verkündigt, als auch die Araucaner ihre wilde Feier begannen. Sie hatten hiezu ein beschattetes Thal ausersehen, das mit hochragenden Waldbäumen umgeben und schönem Rasen gepolstert war. An den ihrer Aeste theilweis entkleideten Bäumen waren die Köpfe der erschlagenen Feinde als Trophäen aufgesteckt. Der Zulauf des Volkes war unglaublich. Alles wollte sich von der Niederlage dieser für unüberwindlich angesehenen Spanier in Person überzeugen und durch Anwesenheit seinen patriotischen Beitrag zur Erhöhung der Feier geben. Zum Zeichen des Triumphes hatten die Ulmenen die Kleider der erschlagenen Spanier angelegt. Selbst Caupolican erschien in der mit Golde gestickten Kleidung und Waffenrüstung Valdivia's. Bei dem Festschmause machte sich die Meinung geltend, daß man ungesäumt aufbrechen, in Eilmärschen den Mittelpunkt der spanischen Colonien in Chili gewinnen, die bestürzten Spanier hier angreifen und sie, nachdem sie geschlagen, bis Spanien verfolgen müsse, obwohl Niemand wußte, in welcher Himmelsgegend dieses für Alle fabelhafte Land zu suchen sein möchte. Dieser Plan war so recht nach dem Geschmacke des raschen Tucapel, und die tapfersten Ulmeni stimmten ihm beifällig zu. Colocolo dagegen und die Besonnenern, welche vorläufig sich schweigend verhielten, um durch Widerspruch nicht eine entschiedenere Partheinahme für jenen kühnen Plan hervorzurufen, hielten es für weit vortheilhafter

und sicherer, das Land vor allen Dingen von den noch vorhandenen Besitzungen und Besatzungen der Spanier zu befreien. Caupolican, welcher unter den Araucanern an Weisheit dem alten Colocolo am nächsten stand, war ganz seiner Meinung und wartete nur auf den günstigen Augenblick, um seine Festgenossen für dieses Vorhaben zu gewinnen. Endlich, als das Festgelage sich seinem Schlusse neigte, erhob sich der Toqui und sprach: „Nicht weniger als euch, meine Freunde und Mitfeiernde, liegt mir die unschätzbare Freiheit unseres Landes am Herzen; mit euch wünsche ich seine erhabene Unabhängigkeit, wo möglich, schon im gegenwärtigen Augenblicke wieder gänzlich hergestellt. Allein man wird hiezu doch den Zeitpunkt abwarten müssen, wo sich etwas gewinnen läßt, und nicht gefürchtet werden muß, Alles zu verlieren. Laßt uns nur nicht das bereits Gesicherte wiederum in Gefahr bringen. Gebt vorerst den Vorschlägen Raum, welche aus einer ruhigen Erwägung hervorgehen. Erfreuet euch zuvor erst wieder des ungestörten Beisammenseins mit Weib und Kind. Euer Ruhm, eure Ehre, euer Land und euer Gut werden wieder hergestellt werden; die Zeit, die fruchtbare Mutter heilsamer Rathschläge, wird uns schon den Weg an die Hand geben, welcher uns zum ersehnten Ziele führt. Valdivia und seine Leute sind von euch erschlagen, zwei wichtige Festungen zerstört. Sicherlich werden die Spanier zur Rächung dieser Niederlage schreiten, sobald sie davon unterrichtet sind. Laßt uns

also des Feindes gewärtig sein. Sucht er uns, so dürfen wir ihn nicht suchen und ersparen die Ungelegenheit und die Gefahren der Entfernung von der Heimath. Mögen sie kommen. Uns lasset sorgen, daß sie nicht wieder heimkehren! Der Sieg ist in unserer Hand. In unserm Land kennen wir jeden Pfad und Steg. Uns schützen Sümpfe, Felsen, Abhänge, Wälder und andere von der Natur uns gewährte Marschhindernisse. Wir Araucaner kämpfen besser hier auf bekanntem Boden, die Spanier dagegen vor ihren Wällen. Ein Jeglicher ist, wenn er in seinem Hause angegriffen wird, klüger, tapferer und stärker. So werden auch wir mit sichererm Erfolge unsern Zweck erreichen, wenn wir die Feinde abwarten. Sollten sie sich fürchten, uns aufzusuchen, dann wird es Zeit sein, ihnen selbst in's Haus zu rücken und darin unser Quartier aufzuschlagen." — Während die Weisheit von Caupolican's Rathe den meisten seiner Hörer einzuleuchten begann, wendete sich der Toqui gegen den Jüngling, dessen wunderbare Verwegenheit die Niederlage der Spanier herbeigeführt hatte, und ergriff mit seiner Linken die Rechte desselben. „Du," sprach er, „mehr als Mann, der du Arauco's gefeierten Namen wieder empor gebracht und in weitem Kreise berühmt gemacht. Durch dich ist das Land wieder zu sich selber gekommen, du hast ihm herausgeholfen aus der knechtischen Unterwerfung unter tyrannische Gewalt. Dir allein verdanken wir diesen Sieg, welcher unsterblichen Gedächtnisses und höchster Belohnung werth ist. Das

Verdienst Lautaro's, ihr Aeltesten meines Rathes, ist so zweifellos, daß ich von der Gewalt zu lohnen, die ihr mir übertragen, den weitesten Gebrauch mache, indem ich ihn hiermit zum Unter-Toqui und meinem Statthalter in allen öffentlichen Angelegenheiten ernenne, daneben ihm aber den Oberbefehl über die Mannschaften übertrage, welche an den Grenzen gegen die Einfälle der Spanier aufgestellt werden müssen, um dieselben angemessen zu empfangen, wenn es sie gelüstet, die Scharte von Valdivia's Niederlage auszuwetzen. Mit der andern Heeresabtheilung werde ich selber die Pässe am Elicura bewachen, um dem Eindringen von dieser Seite mich entgegen zu stellen." — Allgemeinster Beifall folgte dieser Rede. Lautaro nahm mit Freuden die ehrenvolle Stellung an. Caupolican schor ihm dann das noch auf spanische Weise getragene Haupthaar und ließ eine lange Flechte als das anerkennende Wahrzeichen der neuen Würde stehen. Diese Standeserhöhung ward gern zum Anlaß genommen, das Fest zu verlängern. Ein neues Spiel verdrängte das andere; Tanz, Wettkämpfe und Gesänge wechselten bis tief in die Nacht hinein mit einander ab. In die schönste Freude hinein stürzte sich athemlos, bleich und Entsetzen im Antlitz, von Blut und Staub besudelt, mit allen Spuren eines weiten Marsches, ein stämmiger Araucaner und rief, sorgenvolle Angst im Tone der beklemmten Stimme: „Eile schnell zu Hilfe, dein Heer ist vernichtet und das Verderben sicher. Die Mannschaften, welche du in den Hinter-

halt gelegt hatteſt, ſind getödtet oder verſprengt. Vierzehn ſpaniſche Helden, mit denen an Tapferkeit es Keiner hier aufnimmt, ſind durch die Päſſe am Elicura in unſer Land herabgekommen; in feinen zierlichen Rüſtungen werden ſie von Roſſen getragen, welche behend wie ein Wind im Laufe dahinſauſen. Dieſe kleine Zahl hat mittelſt unvorhergeſehenen Ueberfalles zwei deiner Geſchwader vernichtet." Solche Furcht wohnte einem ſonſt muthvollen Araucaner ſelbſt nach Valdivia's Untergange vor den Spaniern noch bei, daß er den Einfall von vierzehn Reitern wie ein großes Landesunglück betrachtete, ein Beweis, zu welchem Anſehen der gefallene Feldherr den ſpaniſchen Namen zu bringen gewußt hatte. Caupolican ſahe natürlich die Sache aus anderm Geſichtspunkte an, doch ertheilte er ſeinem neuen Statthalter den Befehl, augenblicklich die Spanier aufzuheben, damit eine ſolche Beſtürzung, wie den guten Boten, nicht auch noch andere ſeiner Landsleute ergreifen möchte. Derſelbe hatte aber in der That nicht zu viel geſagt, als er die vierzehn „Helden" genannt hatte. Unter ihnen befand ſich ein Almagro, ein Cortes, Maldonado, Caſtañeda und andere Namen von gutem Klange. Sie waren, ohne von Valdivia's Untergange Kunde zu haben, von Imperial aus dem Feldherrn nachgezogen, um Theil zu nehmen an den ruhmvollen Kämpfen, die ſie von ihm erwarteten. Erſt nachdem ſie die bei Elicura aufgeſtellten Araucaner in kühnem Kampfe zu Paaren getrieben und weiter vorrücken wollten, ward

ihnen durch einen voraufgesandten und bald zurückkehrenden Kundschafter der Untergang ihrer Landsleute bekannt. Sie stießen auch bald auf ein von Lincoyan geführtes Streifcorps, dessen muthvolle Haltung und zahlreiche Mannschaft sie so wenig aus der Fassung brachte, daß sie sich unter einander zu beklagen anfingen, nicht zwei weniger zu sein, um sich die „zwölf Ritter vom Ruhme" nennen zu dürfen. Dicht an einander geschaart, stürzen sie sich mit verhängtem Zügel auf Lincoyan's Truppen. Sie durchbrechen dieselben mit ungestümem Eindringen, wobei den meisten ihre Speere zersplittern. Sie werfen die Trümmer derselben aus den Händen, machen Kehrt und fallen mit gezückten Schwertern die noch verblüfften Araucaner von Neuem an, ohne Furcht vor dem Lanzenwalde, der sich den Kommenden entgegenneigt. Eine unbeschreibliche Gewandtheit, eine unermüdliche Beharrlichkeit und eine kaum schon da gewesene Tapferkeit entwickelt die eng geschlossene Schaar, deren einzelne Glieder sich gegenseitig auf's Vorsichtigste decken gegen Lincoyan's zahlreiche Mannschaft, welche ihnen an Muthe zwar nichts nachgiebt, aber an Geschicklichkeit weichen muß. Nur durch diese ward es möglich, daß sich die vierzehn Spanier gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht Stunden lang zu vertheidigen vermochten, ohne nur einen Mann zu verlieren oder schwere Verletzungen zu erhalten. Nun trat auf beiden Seiten die unausbleibliche Abspannung ein; das Bedürfniß, wieder zu Athem zu kommen,

meldete sich bei einem wie beim andern Theile unabweislich. Sich gegenseitig im Gesichte behaltend, weichen Araucaner und Spanier langsam von einander, ohne ihren Rücken sehen zu lassen. Als sie auf Pfeilschußweite sich entfernt, machten sie Halt. Nur das eine Bedürfniß der Abkühlung war jetzt in ihnen lebendig. Mit Entzücken sogen sie die erfrischende Kühlung der abendlich gewordenen Luft ein und milderten so die Gluth ihrer heißen Brust. Wie sehr der Kampf auch alle ihre Glieder ermüdet hatte, so war doch die Zunge, von welcher der Apostel sagt, kein Mensch könne dieselbe zähmen, von dieser Müdigkeit nicht ergriffen und fühlte sich versucht, so klein sie auch als Glied ist, dem Vermögen, „Großes anzurichten," das ihr der Apostel beilegt, zu entsprechen. Den Angriff, den die Hände hatten unterlassen müssen, nahmen nun die Zungen auf, und von einer Schaar zur andern flogen die von denselben abgeschleuderten Pfeile verletzender, schmähender Rede. Während dieses Zungenkampfes flog ein Araucanerpfeil dem tapfern Moran in's Auge und drang tief in dasselbe ein. Mit fester Hand zog der Verwundete das Geschoß aus der Wunde, leider folgte demselben, von Widerhaken festgehalten, das Auge. Als Gonzalo, seinem Nebenmanne, bei dem schrecklichen Anblicke ein mitleidiger Schreckensausruf entfuhr, rief Moran: „Freund, damit hat mein Muth mich noch nicht so verlassen, daß ich mich nicht trotz meiner Wunde allein im Stande fühlte, über alle Feinde, welche ich mit meinem

übrig gebliebenen Auge noch vor mir sehe, den Sieg davon zu tragen." Nahender Klang wilder kriegerischer Musik zog die Blicke der Kämpfenden nach einem nahen Hügel, auf dessen Gipfel Lautaro's Banner lustig flatternd erschienen. Er führte viertausend Mann. Lächerlicher Contrast, vierzehn gegen diese Unzahl! Gleichwohl erwarteten die Spanier furchtlos den Angriff, den Lincoyan, noch ehe Lautaro zu ihm herabeilte, wieder begann. Mit Löwengrimme wehrten sich die Ritter. Bald sind zwei erschlagen und zertreten. Tucapel, welcher Lautaro begleitete, übte den traurigen Vorrang des Hauptangreifers der zwölf ermatteten Helden. Der Himmel wollte aber nicht, daß sie alle erliegen sollten. Ein vom Winde zusammengetriebenes Unwetter brach plötzlich los und verdunkelte mit schwarzem Gewölke die Luft, daß die Kämpfenden kaum einander zu sehen vermochten. Dazu strömte, wie aus tausend mit einem Male geöffneten Schleusen von überall brechenden Wolken ein Sündfluthsregen hernieder, welcher die Kämpfenden förmlich auseinander spülte. Sieben Spanierleichen blieben auf dem Wahlplatze liegen. Die Ueberlebenden entkamen glücklich, nachdem sie vierundzwanzig Stunden lang auf den Pferden gewesen waren und davon fast die Hälfte im Feuer zugebracht hatten. Mit Recht durften sie sich nun Ritter vom Ruhme nennen. Als solche wurden sie auch in Puren, das sie glücklich erreichten, empfangen. Sie blieben nur so lange, als die nothwendige Rast es erheischte. Denn, nachdem

der Befehlshaber dieses Ortes die Vernichtung von Valdivia's Heere erfahren, konnte er bei der geringen Besatzung und schlechten Beschaffenheit der Befestigungswerke von Puren sich nicht verhehlen, daß es eine muthwillige Aufopferung seiner Leute sein würde, wenn sie hier den Feind erwarten wollten, dessen zahlreicher Ueberlegenheit er nur einen kurzen Widerstand würde haben entgegensetzen können. Nachdem sich die Nachricht von Valdivia's, des unüberwindlich gehaltenen, Niederlage durch das ganze Land verbreitet und die Spanier mit tiefer Niedergeschlagenheit erfüllt hatte, war es ohnehin nicht rathsam, mit so unzulänglichen Mitteln, wie Puren und dessen Besatzung darboten, sich dem Anlaufe der siegeswilden Araucaner entgegen zu stellen. Die verwundeten Ritter zogen sich daher mit Allen, die sich in Puren befanden, auf Imperial zurück.

Mit allem kriegerischen Pompe hatte Caupolican, dessen Großmuth alle barbarische Behandlung von Valdivia's Leiche auf's Schärfste untersagt hatte, dem gefallenen Feinde, dessen große Eigenschaften sein Scharfsinn längst erkannt und seine großartige Unbefangenheit anzuerkennen und zu schätzen sich gewöhnt hatte, ein feierliches Leichenbegängniß halten lassen, ohne des Anstoßes zu achten, welcher bei seinen Landsleuten durch eine so unerhörte, einem Feinde noch im Tode dargebrachte Huldigung erregt werden mußte. Der finstere Marollo wußte die Neider, welche jeder

große Charakter hat, und die auch einem Caupolican nicht fehlten, mit hämischen Bemerkungen über die Ehren, welche die Araucaner dem todten Feinde noch zu erweisen genöthigt wurden, zu noch feindseligeren Gesinnungen gegen ihren Toqui aufzustacheln, der ohnehin durch den Vorzug, welchen er dem jungen Lautaro durch Ernennung zu seinem Statthalter vor so manchem tapfern und in thätiger Vaterlandsliebe ergrauten Ulmen eingeräumt, sich mehr als einen unzufriedenen Gegner geschaffen hatte.

Dem Leichenbegängnisse Valdivia's hatte auch Pater Pedro mit seinen Gebeten und seiner, so weit die Umstände solches gestatteten, kirchlichen Assistenz beiwohnen dürfen. Er hatte, nachdem er den betäubenden Streich der araucanischen Keule, der im Dickicht neben Valdivia auf ihn geführt worden war, erhalten, daselbst eine Weile bewußtlos gelegen und war während des Siegesfestes der Araucaner wieder zum Bewußtsein gekommen. Mitleidige Weiber hatten ihn gefunden und zu Caupolican und Lautaro geführt. Letzterer wußte seinem Unterweiser in den Lehren der christlichen Kirche nur Gutes nachzusagen und nahm den Toqui durch dasjenige, was er ihm über die zarte Weise, wie der Pater Malaja behandelt, meldete, für den Gefangenen so ein, daß er in liebevoller Freundlichkeit unter leutseliger eigener Beihilfe ihm die Wunden auf das Sanfteste verbinden ließ und ihn in seiner Nähe zu weilen ersuchte, bis er gegen Malaja ausgetauscht werden könne, für welche der Pater

der erste würdige Preis war, den die Araucaner zu bieten vermochten. Nachdem Lautaro, Valdivia und der Pater Colocolo's Tochter fehlten und nur Guacolda als wahre Freundin ihr geblieben war, nachdem die erfochtenen Vortheile dem Vater wie dem liebenden Freunde die Hoffnung der Auslösung nahe gerückt, quälte beide eine weit schärfere Ungeduld, die Gefangene aus ihrer Haft wieder heimkehren zu sehen, als da es ihnen noch an Mitteln gebrach, diese Heimkehr zu ermöglichen. Pater Pedro aber fand sich wider seinen Willen auf einen Missions-Posten versetzt, welcher ihm anfangs nicht wenig zu bedenken gab. Darüber, daß er diese durch Fügung Gottes ihm zu Theil gewordene Stelle zur Ausbreitung der Kirche und ihrer heiligen Lehren benutzen müsse, war ihm kein Zweifel. Er nahm die ihm gesendete Widerwärtigkeit vielmehr, weil ihm diese Möglichkeit geboten worden, sich ein Verdienst zu erwerben, um so liebreicher auf und dankte Gott dafür ganz insbesondere. Allein, wie er auf dem weit vor ihm ausgebreitet liegenden Missionsfelde zu arbeiten und wie er namentlich den Anfang mit seiner Arbeit zu machen habe, war ihm noch nicht klar. Er begab sich daher in's Gebet und opferte sich und seine künftigen Bemühungen Gott auf, flehete um Licht auf der noch dunkeln Bahn, die sich vor ihm aufthat, und um den richtigen Verstand der neuen, ihm so unversehens gewordenen Aufgabe. Unter heißen Thränen gedachte er auch der vielen, aus der Blüthe eines unordentlichen

Lebens unvorbereitet heimgerufenen Landsleute, die unter den Streichen der Araucaner ihren Geist aufgegeben hatten. Obwohl ihm eine besondere Erleuchtung über dasjenige, um das er gebeten, nicht zu Theil geworden war, erhob er sich doch ziemlich gestärkt durch die Unterhaltung, die er mit Gott in seinem Innern gepflogen. Ohne es zu ahnden, hatte er einen stillen Zeugen seiner frommen Uebung gehabt. Caupolican, welcher der Stätte, wohin der fromme Pater sich zurückgezogen, von Ungefähr sich genähert und ihn auf den Knieen gefunden hatte, war von unerklärlicher Ehrerbietung wie an den Boden festgebannt, stehen geblieben. Die andachtsvollen Blicke, welche der Betende emporgesandt, die tiefen Seufzer, welche er ausgestoßen, das mehrmalige Neigen des Hauptes bis auf die Erde, um dieselbe zu küssen, das Ausbreiten der Arme und andere äußere Gebetsgeberden, welche vornämlich den Ordensbrüdern eigen sind, hatten seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregt. Gespannt erwartete er das Ende dieser ihm unbegreiflichen und doch anziehenden, mit Ehrfurchtsgrauen erfüllenden Bewegungen und der dabei gesprochenen Worte. Doch entging ihm nicht, daß die Seele seines Gefangenen für das Bestreben, sich zu demüthigen, in jenen Geberden einen äußern Ausdruck suche, und daß abwechselnd wiederum ein Begehren darin hervortrat. Da Niemand anwesend war, welcher diese Verdemüthigungsgeberden annehmen konnte und an welchen die begehrenden Acte gerichtet waren,

so meinte Caupolican, der Pater wende sich etwa an seinen todten Feldherrn und nehme vielleicht in einer ähnlichen Art von ihm Abschied, als die Araucaner von ihren Todten bei deren Begräbnisse, zumal er bei der Bestattung Valdivia's am Pater ähnliche, wenn auch weit kürzere und schwächere Geberden der Art bemerkt zu haben glaubte. Als nun aber mit voller und sonorer Stimme seine Uebung mit den Worten schloß: „Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto sicut erat in principio et nunc et semper et in saecula saeculorum. Amen!" da ergriff den Toqui ein unnennbares Gefühl, das ihn drängte, sich dem Pater bemerkbar zu machen und ihn um Aufschluß über die seltsame Scene, deren Zeuge er gewesen war, zu bitten. Freundlich willfahrte dieser seiner Bitte und dankte Gott, der ihn so unmittelbar erhört und Gelegenheit geboten hatte, dem Oberhaupte der Ungetauften christliche Heilswahrheiten an das Herz zu legen: „Gleich euch," sprach er, „erkennen wir Christen einen Urheber aller Dinge an. Allein uns genügt diese Erkenntniß nicht. Wir fühlen die Verpflichtung, diesem höchsten Wesen, das, weil es uns und Alles außer uns erschaffen, weit über uns erhaben sein muß, unsere Anbetung darzubringen und daraus einen Dienst zu machen, den wir diesem höchsten Wesen schulden. Da diese Anbetung das Grundziel und der Zweck unserer Zusammenkünfte in den eigens für solche Vereinigungen gewidmeten Räumen ist, so nennen wir dieses unsern Gottesdienst. Die Richtung unserer Gedanken auf das

höchste Wesen kann, eben weil es das höchste und über uns ist, nur in einer Erhebung bestehen. Unser Gemüth also erhebt sich zu Gott, giebt sich ihm hin und spricht seine Empfindungen und Gesinnungen vor ihm aus. Geschiehet dieses ohne bestimmte Worte, so ist dieses Emporstreben unseres Gemüthes Andacht. Ich müßte mich sehr in Dir irren, wenn nicht auch Du schon häufig diese Empfindung gehabt haben solltest. Bist Du nicht, wenn Du vom Ufer aus in die endlose See hinausgeblickt, von dem Gefühle Deiner Kleinheit dieser Unermeßlichkeit gegenüber durchschauert worden? Hast Du nicht, wenn Du auf einem Berge in ihrer Pracht die Sonne aufgehen oder sinken sahest, ein wonniges Beben bei der Größe dieses Schauspieles empfunden? Haben Dich nicht, wenn die Donner über Dir brüllten, die Blitze um Dich her zuckten, bange Empfindungen durchzittert, welche Dir die Geringfügigkeit Deiner Kraft gegen die ungeheuere Gewalt, deren Wirkungen Dich umrasten, zum Bewußtsein gebracht? Was empfandest Du, wenn eine geliebte Person vor Deinen Augen zu ewigem Schlafe die Augen schloß? wenn eine nicht geahnte große Freude Dir plötzlich zu Theil ward? — Und so könnte ich Dir noch eine Menge von Anlässen und Lagen vorführen, in denen Du Gedanken und Empfindungen in Deinem Herzen wahrnahmst, die Dich aus dem engen Kreise der irdischen Befangenheit herausrissen und Dich erhoben, obgleich sie Dir Deine Abhängigkeit von einem Höhern, denn Du, bezeugten, indem sie Dir die Gewißheit gaben,

daß dieses Höhere eine freundliche, gütige, allgewaltige Macht sei. Diese Empfindung der Andacht, welche den ganzen Menschen in den höhern Momenten seines Daseins durchwallt, sucht auch in der äußern Haltung seiner Leiblichkeit ihren Ausdruck. Sie ziehet den Leib, indem sie die Kniee beugt, zu Boden nieder, um dem Gefühle der Demüthigung vor dem Höhern Folge zu leisten; sie nöthigt uns zum Falten der Hände, die wir gleichsam hinreichen zum Binden, um uns der eigenen Gewalt in diesen Augenblicken zu begeben, zum Schlagen an die Brust, um das Gefühl unserer Unwürdigkeit vor dem Erhabenen, den wir uns gegenwärtig wissen, auszudrücken, so wie endlich zum Aufschlagen der Augen nach Oben, wie um den Gegenstand unserer frommen Empfindungen in der Höhe, wo er uns ist, zu suchen. Diese ganz naturgemäßen Zeichen innigster Andacht und Ehrfurcht vor dem Wesen, welches das allerhöchste ist, begegnen uns zu allen Zeiten und unter allen Völkern. Diese Uebereinstimmung ist ein Beweis, wie tief in der menschlichen Natur das Gefühl von der Nothwendigkeit der Gottesverehrung begründet ist. Verbindet sich nun mit diesen Andachtsempfindungen die Aussprache unserer ergebenen Gesinnungen gegen das höchste Wesen, so nennen wir diese Handlung ein Gebet. Flehet ihr Araucaner doch, wie mir bekannt, bei dringenden Anlässen euern Pillan und Meulen um Beistand an. Also auch ihr bezeugt durch euern Gebrauch die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Gebetes. Wäret

ihr nicht überzeugt, diese Götter könnten euch helfen und wären auch geneigt dazu, so würdet ihr euch wohl hüten, bedeutungslose Worte zu machen, zumal ihr Araucaner, von denen ich schon so viele schöne Züge, namentlich wie ihr euch scheuet vor Verstellung und Heuchelei und ein wie lebendiges Unabhängigkeitsgefühl euch erfüllt, vernommen habe. Diese Eigenschaften würden euch nicht gestatten, Beistand bei einem Wesen zu suchen, von welchem ihr voraussetzen könntet, es habe weder den Willen, noch die Macht euch zu helfen. Wir wenden uns aber an das höchste Wesen in unserm Gebete nicht bloß alsdann, wenn wir von demselben etwas begehren, sondern auch wenn wir für etwas Empfangenes danken, oder nur im Gefühle unserer Nichtigkeit und überwältigt von der Größe Gottes demselben die Gefühle unserer Bewunderung, unseres Lobes und der Ehrfurcht darbringen wollen, bei denen nur zu häufig Seufzer die Worte vertreten müssen, weil wir in unserer Schwäche es nicht zu deren Zusammensetzung zu bringen vermögen. Dieses Gebet ist das erhabenste, denn es nimmt gar nicht auf uns Rücksicht, sondern ist nur eine Huldigung dessen, der höher ist, als alles menschliche Können und Wirken. Denen, die Gott lieben, ist es gar nicht anders möglich: sie müssen ihren religiösen Gesinnungen, indem sie sich mit Leib und Seele in die Gegenwart Gottes versetzen, Ausdruck geben. Alles, was sie durchdringt und beseelt, erhebt und erfreut, beengt und bedrängt, müssen sie gleichsam aus-

gießen vor Gott, den sie einzig und über Alles lieben. Das Beten ist ihnen also Bedürfniß. Dasselbe ist uns Christen aber auch noch ausdrücklich vom göttlichen Stifter unserer heiligen Kirche vorgeschrieben, der es uns durch Lehre und Beispiel eingeschärft hat. Ja, wir sollen beten ohne Unterlaß, d. h. uns stets in einer Stimmung erhalten, in welcher wir beten können. Nach einer uralten Sitte aber beten wir regelmäßig am Morgen und Abend, vor dem Anfange und nach der Beendigung unserer Berufsgeschäfte, so wie vor und nach der Mahlzeit. Außerdem aber beten wir nach der Aufforderung und dem Vorgange unseres göttlichen Musters zur Zeit einer Versuchung, in Noth und Trübsal, beim Empfange neuer Wohlthaten und bei wichtigen freudenvollen oder leidenvollen Ereignissen unseres Lebens. Wir Mönche nun, die wir den besondern Beruf zum beständigen Verkehr mit Gott haben, indem wir uns allem Weltlichen absondern, uns einer besondern Regel unterwerfen und frommen Bußübungen obliegen, bilden so recht eigentlich einen betenden Stand und finden unser Glück darin, recht viel und recht eifrig, wo nicht für uns, doch für Andere beten zu können. Ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie selig und glücklich die Erfüllung dieser Obliegenheit mich machen kann. Ich habe daheim einen Freund, der ist ein rechter Meister in der beseligenden Kunst des Betens. Derselbe lebt jetzt in einsamer Zelle in einem hohen Gebirge meines Vaterlandes*).

*) Im Kloster Escala coeli in der Sierra de Cordova, zu

Dort übt er sich in dieser Meisterschaft und unterweiset andere darin. Von dort aus hat er mir eine Anweisung zum Gebete und zur Beschauung gesendet, welche für alle Tage der Woche und die Hauptzeiten des Tages zu andächtiger Betrachtung die heilsamste Anleitung giebt. O Vater Luis von Granada, wärest du hier und könnte ich deinem süßen gefühlvollen Vortrage lauschen, der wie durch Zauberberührung das Gemüth auf die innerlichste Weise zu tiefstem Mitleide, zu zerreißender Trauer, zu aufreibender Bangigkeit zu bewegen weiß! Schon wenn ich deine Betrachtungen lese, mein theurer Luis, vermag ich die Thränen nicht zurück zu halten. Welche Macht hat aber erst deine gewaltige Rede! Würde dieser werthe Held, den ein zwar barbarisches, aber edles Volk hervorgebracht und an seine Spitze gestellt hat, der überwältigenden Macht der Wahrheit, wie dieselbe deinem Munde entströmt, Widerstand zu leisten im Stande sein? Würde das Wesen deines erhabenen Geistes ihn nicht ergreifen und hinreißen, wenn du ihm von Gott erzählen könntest, wenn er dich zum Führer an dieses Meer aller Vollkommenheit haben möchte und mit dir fromme Blicke in die Unermeßlichkeit des Weltalls machen könnte, aus denen überall, wie du so schön aufzuweisen verstehest, die

dessen Reformation der Ordens-General der Dominicaner den Bruder Luis abgeordnet hatte. Während der acht Jahre, die er hier zubrachte, stellte er unter den dortigen Einsiedlerbrüdern die strenge Zucht und Buße wieder her.

schöpferische Weisheit hervorstrahlt? Wer vermöchte ihm so beredt, als du, des Menschen Gebrechlichkeit, die ihm noch verborgen ist und auf welche er noch den Traum seiner Geltung und seiner Selbstschätzung bauet, wenn du sie in ihrer nackten Gestalt erfassest und schilderst, vor Augen zu führen? Wer wäre im Stande, den Widerstreit des Menschen gegen das göttliche Licht, der ihn noch so fest ergriffen hält, zu offenbaren und ihn aus den Wirrnissen, mit denen er ihn umgarnt, den Ausweg sicherer zu zeigen, als du? Wer möchte sich unterfangen, ihm die Erbärmlichkeiten alles Weltlichen, die Nichtigkeit alles Irdischen so wie du zur Anschauung zu bringen?" So floß der gute Pater im Preisen seines herrlichen Freundes über. Er würde seiner Lobrede noch kein Ziel gesetzt haben, wenn nicht Caupolican ihn mit der Frage unterbrochen hätte: wie er denn einen so theuern, so unvergleichlichen Freund habe verlassen und sich auf so lange von demselben trennen können? „Wir beide gehören," entgegnete der von heiliger Freundschaft begeisterte Pedro, „Genossenschaften an, deren Mitglieder, wenn sie denselben sich zugesellen, ihren eigenen Willen der Gesammtheit zum Opfer bringen und mittelst des Gehorsams, den sie angeloben, dem Vorgesetzten unterthänig machen. Die Mitglieder dieser Genossenschaften haben den Entschluß gefaßt, der Welt und deren Annehmlichkeiten zu entsagen und in der Abgeschiedenheit von derselben Gott und seiner Liebe sich zu widmen. Sie legen zu dem Ende, wenn

sie der frommen Gesellschaft beitreten, feierliche Gelöbnisse ab, welche die Ausführung jenes Entschlusses verbürgen und ihnen zu einer immerwährenden Pflicht machen sollen. Diese Gelöbnisse haben eine dreifache Selbstentäußerung aus Liebe zu Gott zum Inhalte, indem die Eintretenden sich zur Keuschheit, zur Armuth und zum Gehorsame verbindlich machen. Vermöge dieses Gehorsams sind die Mitglieder des Ordens, so nennen sich die Genossenschaften, verbunden, den Anordnungen ihrer Vorgesetzten in Allem und Jedem Folge zu leisten, und sich namentlich an den Orten aufzuhalten, welche ihnen dieselben anweisen, und dasjenige zu verrichten, was ihnen jene auftragen. Diese große Genossenschaft ist in kleinere eingetheilt, welche zu einem gemeinschaftlichen Leben in dazu bestimmten Gebäuden, die wir Klöster nennen, vereinigt sind. So ist denn meinem Freunde die Weisung zugegangen, sich der Herstellung und Wiederbesetzung einer solchen Klostergenossenschaft, welche im Laufe der Zeit ihrer eigentlichen Aufgabe durch Entwöhnung von der vorgeschriebenen Ordnung entfremdet war, zu unterziehen. Mir dagegen fiel die von meinen Obern gestellte Aufgabe zu, meine Landsleute über das weite Meer in die neue Welt zu begleiten und ihr geistlicher Hirte zu sein. Dieses Amt legt mir die Verpflichtung auf, die Kunst aller Künste, die Führung der mir anvertrauten Seelen zu üben. Ich bin dadurch der geistliche Erzieher und Zuchtmeister der mir untergebenen Heerde. Ich muß sie

Alle genau kennen zu lernen, ihre Fehler zu erforschen suchen, und indem ich sie mit dem göttlichen Worte speise, ihnen durch Lehre und That Anleitung zum Guten geben und ihnen behilflich sein, ihre Fehler abzulegen. Ich muß stets bereit sein, Gesunden und Kranken die Gnadenmittel zu spenden, deren Verwaltung der Kirche durch ihren göttlichen Stifter übertragen worden sind. Du siehest also, welche Gründe mich abhalten, des Verkehrs mit meinem geliebten Luis zu pflegen, welcher vermöge der angelobten Unterthänigkeit eben so auf das Verlangen nach dem Umgange mit mir verzichten, als ich mir die Lust nach dem seinigen vergehen lassen muß." — „Du setzest mich in Erstaunen," entgegnete Caupolican dem Pater. „Wie kann eine Religion, welche sich der Vollkommenheit und des Vorzuges vor allen übrigen rühmt, wie die eurige, die harte Forderung aufstellen, daß die edelsten Empfindungen, deren ein Mensch fähig ist, vor der Willkühr eines vielleicht eigensinnigen Obern verstummen müssen und nicht nach der Seligkeit ihres Ausdruckes und Austausches ringen dürfen? Da ihr, wie ich vernommen, sagt, Gott habe euch erschaffen und alle guten Empfindungen in's Herz gelegt, so ist es doch offenbar eine Geringschätzung Gottes, wenn ihr die schönsten dieser Gefühle zurückdrängt und ihnen den Lauf versperrt, den sie nach der von Gott getroffenen Einrichtung nehmen sollen." — „Freilich," erwiederte der Pater Pedro, „ist die Freundschaft die Erzeugerin der reinsten und edelsten Gefühle, deren

ein menschliches Herz fähig ist. Allein eine noch höhere Empfindung ist die Liebe. Unsere heilige Religion lehrt uns, daß Gott die Liebe selbst ist und daß er uns liebt, wie kein Mensch den andern lieben kann. Er hat uns so geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn hingab, damit Alle, die an ihn glauben, das Leben der ewigen Seligkeit gewönnen. Darum erklärte denn eben dieser göttliche Sohn, als er unter den Menschen auf Erden wandelte, es sei das höchste Gebot: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe. Die Liebe zu Gott bethätigt sich, wie sein h. Apostel Johannes sagt, dadurch, daß wir seine Gebote halten. Wenn er uns nun durch seine Kirche und deren Stellvertreter und Diener seine Gebote zu erkennen giebt und er nun den letztern gesagt hat: wer euch höret, der höret mich, können wir vermöge der ihm schuldigen Liebe nichts Anderes thun, als demselben uns willig zu fügen. Daß wir dieß gern und mit Freuden thun, versteht sich ja wohl von selbst. Du wirst es natürlich finden (Deine vorherige warme Aeußerung über die Freundschaft berechtigt mich zu dieser Annahme), daß ein Freund, um seinem Freunde die Aufrichtigkeit und die Stärke seiner Freundschaft darzuthun, demselben Alles opfert, was ihm selber lieb ist, ja daß er ihm sogar seine Wünsche und seinen Willen zum Opfer bringt, selbst wenn dieselben noch so wohl berechtigt und natürlich sind. Wenn nun die Liebe

weit höher ſtehet, als die Freundſchaft, und ſchon die Freundſchaft alle jene Opfer darzubringen bereit iſt und ihre Stärke und Echtheit eben an dieſer Opferwilligkeit erkannt wird, ſo iſt doch nichts natürlicher, als daß der Menſch, um ſeine Liebe zu Gott darzuthun, demſelben Alles opfert, was ihm ſelber das Liebſte iſt, und dieſes iſt der eigene Wille. Bei uns Ordensgeiſtlichen tritt zu dieſer allgemeinen Verpflichtung aller Menſchen nun auch noch das beſondere Gelöbniß des Gehorſams gegen unſere Vorgeſetzten, welchen ſowohl Luis als ich, zu folgen uns nicht entbrechen dürfen. Wir üben deßhalb nur unſere Pflicht, wenn wir uns die Wünſche, welche die oft eigenſüchtig handelnde Freundſchaft hegt, vergehen laſſen und der Liebe Gottes eingedenk, ihm durch Gehorſam gegen die Gebote ſeiner Stellvertreter dienen und ſo unſere Liebe erweiſen.“ Als Caupolican dieſe Worte vernahm, ward ihm ungefähr ſo zu Muthe, als dem reichen und vornehmen Jünglinge im Evangelio, welchem Jeſus auf die Frage: was ihm noch zu ſeiner Vollkommenheit mangele, erwiedert hatte, er ſolle Alles verkaufen, was er habe, es den Armen geben und ihm folgen, ſo werde er einen Schatz im Himmel haben, und welcher, als er dieſes Wort gehört, traurig davon ging, weil er viele Güter beſaß. Unter allen Eigenſchaften, welche ſeine Landsleute auszeichnen, beſaß Caupolican keine in höherm Grade und hatte er keine ſorgfältiger ausgebildet, als die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Die Araucaner,

welche noch Jahrhunderte lang auf ihre Freiheit, die sie trotz der spanischen Herrschaft zu bewahren gewußt, stolz waren, liebten es vor andern mit dem Namen Auka, d. h. frei, genannt zu werden. Darum nannten auch die spanischen Soldaten, welche unter Philipp II. und seinem Nachfolger nach Chili kamen, dieses Land das araucanische Flandern oder den unbezwungenen Staat. Mehrere spanische Dichter haben deßhalb bewundernd die Tapferkeit der Araucaner besungen, die zur Erhaltung ihrer ehemaligen Freiheit das Blut ihrer Angehörigen in Strömen vergossen. Diese Tapferkeit und dieser Freiheitssinn waren auch der Anlaß, daß Arauco, obwohl die kleinste Provinz des zwischen dem Biobbio und Valdivia belegenen Staates, der ganzen Nation den Namen gegeben hat, so wie der Name Holland den sieben vereinigten Provinzen, welche sich von der spanischen Herrschaft losgerissen hatten, überhaupt gegeben ward. Kein härteres Ansinnen konnte daher einem Araucaner und zumal einem Caupolican, welcher in Freiheitsliebe das Ideal eines Araucaners war, gestellt werden, als einem Andern zu gehorsamen und von dem Willen und Winke desselben abhängig zu sein. Es war daher nur natürlich, daß er sich unangenehm berührt fühlte, als der Pater ihm die Entäußerung des eigenen Willens und die Hingabe desselben in den Gehorsam eines Andern in so warmer Weise als eine religiöse Pflicht darzustellen suchte. „Du magst wohl," entgegnete Caupolican in seinem Unmuthe dem Pater,

„in Deinem Leben niemals die Empfindung einer edeln Freiheit genossen, das Gefühl vollkommener Unabhängigkeit gekostet haben. Sicherlich würdest Du dann das Aufgeben dieser höchsten Güter des Lebens nicht gewissermaßen als eine Handlung betrachten, welche nur so leicht vom Belieben eines Menschen abhängt." „Daß der Gehorsam," erwiederte Pedro, „eine leichte Tugend ist, wage ich nicht zu behaupten. Ich möchte denselben nebst der ihm verwandten Tugend, der Demuth, welche man seine Zwillingsschwester nennen könnte, für die schwersten Tugenden erklären. Wie der Grundstein an einem Gebäude der wichtigste Stein ist, und wie man denselben als die Voraussetzung des ganzen Gebäudes, als die Bedingung der Möglichkeit des gesammten Baues betrachten muß, der alles Folgende und darauf Gesetzte trägt, so sind auch die genannten beiden Tugenden die Grundsteine zum ganzen Bau des religiösen Lebens, welcher die Aufgabe jedes einzelnen Menschen hier auf Erden ist. Der Grundstein ist der größte und schwerste Stein am ganzen Bauwerke. Seine Legung verursacht die größte Mühe. So sind denn auch Gehorsam und Demuth die schwersten Errungenschaften, deren Erwerb man sich vorsetzen kann. Sie gehen dem Feinde des menschlichen Glückes so zu sagen geradezu auf den Leib, denn dieser verführte den Menschen zum Ungehorsam. Wie dieser der Quell alles Bösen für das menschliche Geschlecht geworden, so ist der Gehorsam das erste und höchste Mittel zur Wiederbringung des Verlorenen und zur

Wiederbelebung der Tugend. Daher ist denn auch, wie unsere heiligen Urkunden melden, um den Ungehorsam des ersten Menschen Adam zu sühnen, durch welchen alles Unheil über das Menschengeschlecht kam, die größte uns bekannte That Gottes nöthig geworden, nämlich der Gehorsam eines zweiten Adam, welcher Gottes eingeborener, Mensch gewordener Sohn selber war und es für seine Speise hielt, den Willen seines himmlischen Vaters zu thun, und sich erniedrigte bis zum Tode am Kreuze, um Erlösung und Leben für Viele zu gewinnen. Dieser Gehorsam des göttlichen Sohnes Jesu Christi muß sich im Leben jedes seiner Anhänger wiederholen und die Aufgabe jedes Christen werden. Er ist der Anfang, die Fortsetzung und die Vollendung der Tugend. Die Freiheit, welche Du so hoch hältst, um deren willen Du und Dein Volk euer Blut vergießet und deren Vertheidigung euch mit wunderbarem Löwenmuthe erfüllt, ist noch nicht die wahre Freiheit. Sie ist nur ein äußerliches, irdisches, vergängliches Abbild derselben, also, wie schön sie sich anlassen mag, doch im Grunde nur eine falsche. Die wahre Freiheit bestehet in der freiwilligen Hingabe unseres Ich unter den Willen Gottes, in dem Entschlusse, diesen Willen zu thun, wo man denselben erkennt, in der unbedingten Unterwerfung unter die göttliche Autorität. Diese Bereitwilligkeit zur Befolgung der Befehle Gottes nimmt mit dem Wachsthume der Liebe zu Gott im Herzen des Menschen zu. Sie unterwirft sich nicht nur den

Befehlen, welche in der Offenbarung niedergelegt sind, sondern wo ihr sonst irgend nur der Wille Gottes deutlich wird, z. B. in den innern Mahnungen und Aussprüchen des Gewissens, in den Fügungen und Anordnungen, in Freude und Leid, die uns zustoßen. Wer sich auf diese Weise vom Geiste Gottes treiben läßt, ist ein Kind Gottes, wie einer unserer heiligen Apostel sagt. Natürlich erwirbt man diesen Gehorsam nicht ohne Selbstüberwindung. Die Natur sträubt sich, ihren Willen zu lassen, wovon ihr Araucaner die deutlichste Vorstellung gebt. Nichts ist und wird euch ja schwerer, als euch dem Willen des Volkes unterzuordnen, das mit überlegenen geistigen und materiellen Mitteln gegen euch um die Herrschaft dieses schönen Landes kämpft. Allein mit der Zeit wird, wenn die Demuth und Liebe in der Seele gegründet sind, der Gehorsam süß und leicht und es ist ihm eine Freude, in den Wegen der Gebote Gottes zu wandeln. Er erzeugt in der Seele jenen unzerstörbaren Gleichmuth, der weder durch Glück noch Unglück, weder durch Leid noch Wohlbehagen um seine Ruhe gebracht werden kann, jenen heroischen Muth, der im Vertrauen auf das Wort des Befehlenden: „ihm ist Alles möglich," die schwierigsten Handlungen und bittersten Leiden übernimmt und freudig, entschlossen und ausdauernd alle seine Handlungen zur Ehre Gottes und darum verrichtet, damit er in denselben den Willen seines höchsten Herrn und Gebieters, seines Schöpfers und vollkommensten Gutes erfülle.

In diesem Gehorsame sind im Abendlande, aus dem wir kommen und welches für euch ein irdisches und geistiges Morgenland ist und werden mag, Kaiser und Könige von ihren Thronen herabgestiegen, haben Fürsten ihren Purpur abgelegt, Vornehme sich ihres Ansehens und ihrer Macht entäußert, Reiche ihre Schätze von sich gethan und Andere Anderes, das ihnen hoch, theuer und köstlich war, hinweggegeben und sind einfache Kinder Gottes geworden, welcher sich ihnen in dankbarer Anerkennung dessen, was sie ihm geopfert, dafür selber hingab, so daß sie mit einem unvollkommenen das vollkommenste Gut, für ein niedriges das höchste erwarben. Ich könnte Dir hiervon lange und erbauliche Geschichten erzählen. Da Du aber in den europäischen Verhältnissen, deren Bekanntschaft zum Verständnisse solcher Erzählungen vorausgesetzt werden muß, nicht Bescheid weißt, muß ich mir um so mehr diese Freude versagen, weil Du nicht Zeit haben wirst, mich so lange anzuhören, als ich zu erzählen haben würde. Nur eine nicht sehr umfangreiche Geschichte dieser Art möchte ich Dir vortragen, um Dir eine Vorstellung zu geben, wie es ungefähr bei solchen Unterwerfungen unter den göttlichen Gehorsam herzugehen pflegt, weil die Verhältnisse einfach sind und Du ohne nähere Erklärung den Hergang begreifen wirst. Es kommt nur darauf an, ob es Dir genehm sein wird, die Erzählung anzuhören." Caupolican nickte in seiner schweigsamen Art beifällig mit seinem ausdrucksvollen Haupte und der Pater begann:

„In meinem Vaterlande Spanien liegt an dem merkwürdigen Flusse Guadiana die schön ummauerte Stadt Merida, welche von einem alten Volke, den Römern begründet worden, die lange Zeit drei Erdtheile beherrschten, deren Macht aber seit länger als Tausend Jahren nur noch in der Erinnerung der Geschichte lebt, vom Erdboden aber, wie alles Vergängliche, verschwunden ist. Keine Stadt meines Vaterlandes vermag so viele Trümmer ehemaliger Größe aufzuweisen, wie Merida. Wenige Häuser sind ohne Säulen, Inschriften, Ueberbleibsel von Statuen und reichen Gesimsen. Eine prachtvolle Wasserleitung, ein weiter Circus zur Aufführung von Waffenspielen, ein umfängliches Wasserbecken zur Darstellung von Schiffskämpfen und ganze Tempel, welchen die Römer ihren fabelhaften Göttern Opfer darbrachten und welche noch heute mehr oder minder erhalten sind, geben eine reichliche Kunde von der Macht, dem Schönheitssinne und der Tüchtigkeit jenes alten Volkes. Einem großen Beherrscher desselben, dem Kaiser Trajan, ist dort ein mächtiger Triumphbogen errichtet, welcher wohl erhalten, ein herrliches Zeugniß für seinen Werth und die Dankbarkeit seines Volkes noch heute ablegt. Eine unzerstörbare römische Brücke von fünfzig Bogen, welche über die Zeit triumphirte, verbindet noch heute die beiden Ufer des Guadiana. Sie hat sich dauerhafter als die Natur selber erwiesen. Denn der Fluß hat seinen Lauf theilweise verändert und mehrere Brückenbogen verlassen, während die Arbeit der Römer noch in ihrer ganzen un-

verwüstlichen Stärke bestehet. In der Herrschaft über Spanien folgte ein anderes großes und mächtiges Volk den Römern, die Araber, welche siebenhundert Jahre lang in meinem schönen Vaterlande ihr heidnisches Wesen trieben. Auch von ihnen sind in Merida häufige Spuren und Denkmale zurückgeblieben, namentlich das noch ganz unversehrte mitten in der Stadt belegene Maurenschloß. Geweidet von den Erinnerungen, welche ihm diese allerwärts umringenden Denkmäler einer mächtigen und ereignißreichen Vergangenheit von allen Seiten her zuriefen und wach erhielten, wuchs vor einem Vierteljahrhundert in einem Hause vornehmer Eltern zu Merida ein Jüngling auf, welchen der Glanz des Adels seiner Familie, der Reichthum, in welchem dieselbe lebte, hohe Verwandtschaft, vortheilhafte körperliche Bildung und von seinen Lehrern bezeugte besondere Geistesfähigkeiten die Anwartschaft auf eine große Zukunft ertheilten. Mit nicht geringern Ansprüchen auf eine glänzende Folgezeit als Diego wuchs in einem Nachbarhause die edle Eulalia auf, das einzige Kind eines hohen Granden, welcher seinen Stammbaum zum Throne der alten castilischen Könige hinaufleitete, ansehnliche Hofämter bekleidete und überaus begütert war. Ihre Eltern hatten vor ihr bereits viele Kinder gehabt, welche aber theils in der Geburt, theils im ersten Lebensjahre wieder gestorben waren. Eulalia's Mutter, Donna Maria, eine sonst fromme und ergebene Frau, vermochte sich vor Kummer über den Verlust so vieler Kinder kaum

zu trösten. Einsam saß sie in ihrem reichen Palaste. Die Hofämter riefen ihren Gemahl acht Monate lang von ihrer Seite, da Kaiser Carl, dessen beglückender Scepter noch heute über Spanien herrscht, die wenigste Zeit in seiner spanischen Monarchie weilte, sondern seinen Hof in Deutschland, Flandern und Italien weit öfter als in Spanien hielt. Als sie einst wieder Mutter zu werden Aussicht hatte, that sie bei der heiligen Eulalia, einer vornehmen römischen Jungfrau, welche unter dem Kaiser Diocletian aus glühender Liebe zu Christo unserm Heilande zu Merida mit unerschütterlicher Standhaftigkeit für ihren Glauben den schmerzlichsten Martyrer-Tod in den Flammen gestorben war und in jener Stadt vorzugsweise verehrt wird, das Gelübde, daß, wenn ihr Gott die Freude bescheeren möchte, das Kind, dessen Geburt sie erwarte, am Leben zu lassen, dasselbe seinem heiligen Dienst gewidmet sein sollte. Leicht und glücklich genas sie eines überaus lieblichen Kindes. Die kleine Eulalia wuchs, sich nach allen Richtungen hin edel entwickelnd, zur Freude ihrer Eltern heran, welche ganz einig darin waren, daß das Kind, sobald es die erforderlichen Jahre und Einsicht gewonnen, in das Kloster der heiligen Eulalia, deren Altar mit ihren irdischen Ueberresten noch heute in Merida stehet, aufgenommen werden solle. Der aufblühenden Jungfrau ward aber von diesem Vorhaben einstweilen nichts verrathen. Das zärtliche Herz der Eltern vermochte es nicht über sich zu gewinnen, die unschuldige und kindliche Weise,

in welcher sich Eulalia an den kleinen Freuden, welche ein ziemlich eingezogenes Leben ihr übrig gelassen, vergnügte, vor der Zeit durch Eröffnung ihrer Bestimmung zu unterbrechen. Sie glaubten zu einer solchen Eröffnung um so mehr Zeit zu haben, weil Eulalia ein gar frommes Kind war, offenbare Anlage zu einem beschaulichen Leben zeigte, sich von Kindheit an den lärmenden Spielen ihrer Altersgenossinnen entzogen und die meisten ihrer Mußestunden im Hause des Herrn vor irgend einem Altare im Gebete zugebracht hatte. Dazu kam, daß sie eine ganz vorzügliche Andacht zu der jungfräulichen Mutter unseres göttlichen Heilandes bezeigte und vor deren Altare in der Kirche der heiligen Eulalia, gar oft stundenlang in frommer Betrachtung zubrachte, den Marien-Psalter betete und täglich nach Anleitung desselben alle Geheimnisse der Erlösung, das ganze Leben, die Leiden und Triumphe Jesu Christi, unseres Meisters und seiner makellos gezeugten Mutter feierte. Bei der Bethätigung eines so frommen Sinnes meinten die Eltern keiner großen Vorbereitung zu bedürfen, um Eulalia zu dem Entschlusse zu vermögen, Gott ihre Jungfräulichkeit zu weihen, sich von der Welt zu scheiden und mit anderen Jungfrauen ihre ganze Thätigkeit Gott aufzuopfern. Ihre Berechnung zeigte sich auch bis zu dem Tage ganz richtig, wo Eulalia, nachdem sie ihr Gebet am Muttergottesaltare beendet, die Augen aufschlug und den Blicken Diego's begegnete, welcher ihr gegenüber seine Andacht verrichtet hatte

und sich gleichzeitig vom Gebete erhob. Sie war damals fünfzehn und der Jüngling achtzehn Jahre alt. Als Kinder hatten sie, wie es bei Nachbaren wohl zu geschehen pflegt, häufig mit einander an Spielen sich vergnügt und sich ein freundliches Wohlwollen bewahrt, nachdem die Reifung zur Jungfrau und zum Jüngling die in unserm Lande von der guten Sitte geforderte größere Zurückhaltung beider Geschlechter von einander auch an ihnen zur Geltung gebracht hatte. Der Ausdruck begeisterter Andacht, welchen er an jenem Tage auf Eulalia's schönem Antlitze gewahrte, hatte Diego, so oft er denselben auch mit Wohlgefallen geschauet, noch nie so gerührt und durchdrungen als dieses Mal. Selber zur reinsten Erhebung im Gebete gelangt, fühlte er sich gleichsam göttlich berührt, als die beiderseitigen Blicke zusammentrafen. Etwas Aehnliches mochte Eulalia begegnet sein. Obwohl sie züchtig die dunkele Wimper über das reine Feuer ihres strahlenden Blickes herabließ, empfand sie doch eine wunderbar wohlthuende Wärme im Herzen, welche ihre ganze Person von diesem Sitze ihres Lebens aus durchdrang. Bei aller Andacht und feierlichen Stimmung, welche sie den ganzen Tag über erfüllte, mußte sie doch immer und immer nebenbei an Diego denken, und seine Augen waren den ihrigen fort und fort gegenwärtig und schienen unaufhörlich ihren Blick in ihr Herz zu richten. Nicht viel anders erging es Diego. Was war nach dieser wunderähnlichen gegenseitigen geistigen Berührung na-

türlicher, als daß beide junge Leute am nächsten Morgen um die gleiche Zeit auf der gleichen Stelle vermeintlich zur Abhaltung ihrer Andacht sich recht frühzeitig einstellten? Diese unverfänglichen Besuche des Hauses der heil. Eulalia wurden von beiden jungen Leuten, welche sich sonst nicht sahen noch sprachen, Tag für Tag fortgesetzt, bis es dem Feinde des menschlichen Geschlechtes gelungen war, der geistlichen Freude, welche die beiden jugendlichen Herzen an einander gehabt, ein irdisches Wohlgefallen an ihrer leiblichen Persönlichkeit unterzuschieben. Nachdem er die Sinne in seine Geleise gezogen, versuchte er, die neue Neigung auf die abschüssige Bahn des Verderbens zu leiten, das ihm zwei Seelen zuführen sollte, welche der Himmel sich aufbehalten zu haben schien. Von einer bis dahin unerhörten Dreistigkeit ergriffen, wagten Diego und Eulalia auf dem Wege aus der Kirche einander anzureden und sich, nachdem sie heimlich zu längern Gesprächen zusammen getreten waren, gegenseitig ihr Wohlgefallen an einander zu versichern. Zwar vermochten beide ein Hinderniß, welches einer Verbindung zwischen ihnen etwa entgegengestanden hätte, nicht aufzufinden, und sie hatten keinen Grund zu zweifeln, daß ihre Eltern, deren Absichten mit Eulalia noch verborgen waren, zu einer solchen Verbindung ihren Segen spenden würden. Allein die aus dem Reiche der Finsterniß stammende Freude an der Heimlichkeit und das eigensüchtige Gelüsten, für sich sein zu wollen, welche der Böse als Hebel zu so vielen Thaten, die

ihm die Seelen gewinnen sollen, benutzt, ließ den Liebenden die krummen dunkeln Pfade angenehmer und freundlicher erscheinen, als den offenen hellen Weg ungefälschter Aufrichtigkeit. Da sich die jungen Leute, welche weltlich noch ganz unerfahren geblieben, doch im Ganzen nur kurze Zeit zu sehen und zu sprechen vermochten, die Zwischenzeit ihnen aber in tödtender langer Weile verlief, weil sie weder in den gewohnten Andachtsübungen die bisherige geistliche Unterhaltung und erhebende Beschäftigung fanden, noch einen andern Gedanken, als den, sich bald wieder zu sehen, festzuhalten vermochten, so verfielen sie auf den Ausweg, sich die Zeit dadurch mit ähnlichen Vorstellungen und Empfindungen, als in ihnen sich regten, zu vertreiben, daß sie die Romane lasen, welche Spanien überschwemmten, und deren übereifrige Lesung eine vom Throne bis in die elendeste Hütte reichende allgemeine Unsitte in meinem Vaterlande war. Wer nicht selber lesen konnte, ließ sich diese Geschichten erzählen*). Diese Romane aber sind aus

*) Man wird sich erinnern, daß Pedro's Zeitgenossin und Landsmännin, die h. Theresia, sich in ihrer frühern Jugend mit aller Gluth ihrer lebhaften Phantasie dem Lesen der damals in Spanien umlaufenden Ritter-Romane leidenschaftlich ergeben hatte. Ihre Mutter, welche viele Trübsale erlitten, suchte in dieser Lectüre Erholung und hatte viele dergleichen Geschichten im Hause. „Wir aber, "so erzählt die Heilige in ihrer Selbstbiographie, „erdreisteten uns, diese Bücher auch zu lesen. Meinem Vater mißfiel dieses sehr. Es mußte daher Acht gegeben werden,

den abenteuerlichsten Begebenheiten mit allem Aufwande von Erfindungsgeist und vielerlei dichterischer Zuthat zusammengewebten Ritter- und Liebesgeschichten, wie sich deren denn auch in der Wirklichkeit viele theils in Folge des besondern Naturelles meiner Landsleute, theils durch den Einfluß der allgemeinen Lesung solcher Erzählungen hervorgerufen, begeben haben. Keine Schilderung zog unsere jungen Leute aber stärker an, als wenn sie lasen, wie heimlich Liebende sich durch die Flucht den Beschränkungen, welche ihnen die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, in denen sie lebten, in ihrer Neigung auferlegten, geschickt und glücklich zu entziehen gewußt. Ohne sich einmal zuvor die Frage ernstlich vorzulegen oder zu beantworten: ob denn nicht die Eltern zu dem steten Zusammensein, welches der Liebenden einziges Sinnen und Trachten war, ihre Zustimmung zu geben, geneigt sein möchten, hatten sie in erfindungsreichster Weise einen Plan zu einer nächtlichen, in nächster Zeit aus-

daß er es nicht bemerke. Ich begann, mich an dieses Lesen zu gewöhnen, und dieser geringe Fehler, den ich an meiner Mutter wahrgenommen, erkaltete allmählich meine guten Vorsätze und ward der Grund, daß ich auch im Andern nachzulassen begann. Ich fand nichts Arges darin, viele Stunden des Tages und der Nacht bei einer so eiteln Beschäftigung zu vergeuden und solches vor meinem Vater verborgen zu halten. Ich war dieser Neigung so äußerst ergeben, daß ich meinte, mich nicht zufrieden geben zu können, wenn ich kein neues Buch hatte. Ich begann, mich zu putzen und zu wünschen, durch äußern Anschein Wohlgefallen zu erregen" u. s. w.

zuführenden Flucht verabredet. Hat der Böse einmal ein Menschengemüth zu bethören und für unrechte Absichten zu gewinnen gewußt, so verblendet er es auch noch so, daß es sogar die erlaubten und unverfänglichen Mittel, durch die es jene Absichten erreichen und zu erlaubten machen könnte, übersiehet und unangewendet läßt. Natürlich! Denn ohne solche Verblendung würden viele Verirrte, noch ehe es zu spät geworden, sich auf den verlassenen rechten Pfad zurückfinden, und das will eben der böse Geist nicht. Ganz hingerissen von den phantastischen Luftgebäuden, welche sie in den Romanen aufgeführt sahen, hatten ihnen Phantasie und Gedächtniß so tiefe Eindrücke von den Bildern und zierlichen Darstellungen, welche ihnen vorgeführt worden, erhalten, daß die jungen Leute schon nach wenigen Monaten den Gehorsam und die Achtung vor der anerzogenen Ordnung und Sitte und sich selber so weit vergessen hatten, daß sie in schwarzer Undankbarkeit gegen gütige und liebevolle Eltern kein Bedenken trugen, durch eine heimliche Entfernung Schmach und Schmerz über zwei Häuser zu bringen, welche die Vorbilder in Ehrbarkeit und sittsamer Eingezogenheit für die ganze Stadt Merida bisher abgegeben hatten. Beide hatten sich in einem verschmitzten Diener aus Diego's Hause, welcher den Liebeshandel seines jungen Herrn mit der schönen Eulalia erspähet und mit Gelde zum Schweigen und zum Ersinnen von Geheimhaltungsplänen bewogen war, ein nur allzu geschicktes und willfähriges Werkzeug

zur Ausführung des Vorhabens gefunden, dessen Gedanke aus der Hölle emporgestiegen, das Verderben der jungen Leute bezweckte. Der abgefeimte Gil war unvermerkt mit allen Vorbereitungen zur Flucht zum Ende gekommen. Diese sollte zunächst nach Salamanca gehen, wo ein vertrauter Freund Diego's seiner gelehrten Ausbildung oblag, welcher in einer Seestadt Galiciens einen reichen Handelsherrn zum Oheime hatte, dessen Schiffe alle Meere befuhren. Auf einem derselben hofften die Liebenden die jüngst entdeckte neue Welt, von deren Wundern ganz Spanien sich zu erzählen wußte, zu erreichen und daselbst, was sie in Europa nicht verwirklichen zu können vermeinten, einander ungestört zu genießen. Obwohl die Flucht unter Gil's Leitung glücklich ihren Anfang nahm, wurden die jungen Leute doch bald von ihren zärtlich besorgten Eltern vermißt. Während früher von dem Einverständnisse der Liebenden niemand etwas geahnet zu haben schien, wußten jetzt fast alle Zungen lange Geschichten davon zu erzählen und das Herz der armen Eltern traf manche verletzende Bemerkung. Die Spur des Weges, den Diego und Eulalia genommen, war bald genug aufgefunden und eine besonnene Verfolgung, welche alles Aufsehen vermied, schnell eingeleitet. Die Fliehenden hatten bei der Eile ihrer durch untergelegte Maulthiere beförderten Flucht indessen einen ziemlichen Vorsprung vor ihren Verfolgern gewonnen und waren bereits an den Gränzen von Estremadura angelangt. Dieses ist der Name

des Landestheiles, in welchem Merida belegen. Derselbe bildet eine weite einförmige Ebene, durch welche mehre Bergketten ziehen. Der Name rührt von den beiden Gegensätzen (Extremen) her, welche sich im Klima dieser Provinz begegnen, indem die Tage ungemein heiß und die Nächte sehr kalt sind. Nachdem sich die Eilenden durch die Sierras im Norden von Estremadura hindurch geschlagen und als sie an den südlichen Abhängen der Höhen von Penna de Francia hinaufritten, gewahrten sie weit hinter sich in der Gränzebene einen eilig reisenden Zug. Gil's scharfes Auge hatte sogleich erspähet, daß derselbe nur das Einholen der Liebenden zum Ziele haben könne, weil der Zug sich auf keiner Straße bewegte, welche zum Reisen dienen konnte. Er rieth deßhalb, durch die Felsenschluchten, welche sich gähnend vor ihnen aufthaten, in das Innere des Gebirges vorzudringen, welches gewiß Zufluchtsstätten darbieten würde, in denen man mit dem auf mehre Tage ausreichenden Mundvorrathe wohl eine Woche lang sich verbergen und den Blicken der Verfolger sich werde entziehen können. Weil die Gesellschaft von den Maulthieren in den je höher, desto unwegsamern Felsengegenden keinen Gebrauch mehr machen konnte, verließ sie dieselben, belud sich mit deren Last und klimmte getrost den Windungen und immer enger sich emporwindenden Felsenthälern und Schluchten nach, bis sie in ein von aller Welt abgeschiedenes Thal gelangte, das aus zwei Abtheilungen bestand, die etwa eine Stunde im

Umfange haben mögen. Hohe Felsenhäupter schauen von allen Seiten in das Thal hernieder. Sie umragen dasselbe in solcher Höhe, daß es im Winter nur vier Stunden lang täglich des Sonnenscheins genießt. Rauh und unwegsam ist der Boden. Ein Flüßchen, das mit Mühe sein Wasser durch die Felsen zwängt, mit denen die Thalsohle sich übersäet zeigt, benetzt das Thal. Dieses Thal war, als die beiden Liebenden darin eintrafen, in Spanien noch ganz unbekannt. Denn die schweigsamen Klausner, welche sich aus der Welt verloren und darin niedergelassen hatten, waren nicht die Leute, welche ganz gegen ihr Interesse die glücklich gefundene heimliche Freistätte verrathen mochten. Im Gebirge verirrte Wanderer, welche das Thal geschauet, waren von den Schauern der Einöde entsetzt. Diese erschienen durch die wilden Kastanienbäume, die darin hin und wieder emporgewachsen sich zeigten, wenig gemildert, weil das finstere Laub dieser riesenhaften Schattendächer der schon so sparsamen Helligkeit nur Eintrag that, daß niemand, der sie einmal empfunden, nach deren Wiederholung Verlangen trug. Von einem Klausner freundlich aufgenommen, erholten sich die erschöpften Flüchlinge zunächst in der geräumigen Höhle, welche dieser zu seiner Einsiedelei erkoren. Unter den Schrecken des Schweigens und der Verlassenheit, welche alle Umgebungen auf sie herabschütteten, fanden die Liebenden hier zum ersten Male Zeit, über das Thörichte ihres Beginnens vernünftige Erwägungen anzustellen. Als wären ihnen Schuppen

von den Augen gefallen, erkannten sie mit einem Male die vollkommene Unnöthigkeit und Zwecklosigkeit ihrer Flucht und die Größe des Unrechtes, das sie damit gegen einander und ihre Eltern begangen. Während Gil sich in den Bergen auf's Spähen legte, vollendete und befestigte der Klausner, dem Diego und Eulalia offen ihre Geschichte darlegten, in ihnen die Ueberzeugung von der Sträflichkeit ihres Schrittes, und sie waren fast schon entschlossen, heimzukehren, sich reuig ihren Eltern zu Füßen zu werfen und dieselben zu bitten, den Bund ihrer Herzen zu segnen. Da erschien mit erschreckter Miene Gil und verkündete, daß die Verfolger und namentlich die beiden Väter des geflohenen Paares bereits in der Nähe seien, und sie sich in's Innere der Höhle zurückziehen möchten, der Klausner aber sollte, wenn er befragt werde, die Anwesenheit der Gesellschaft läugnen. Wie entsetzte sich aber der schlaue Verführer, als er die Macht der wiedererwachten und vom Klausner glücklich wieder zu einer sich weiter stärkenden Flamme angefachten Tugend in seinem kurzen Absein bei den jungen Leuten so stark geworden fand, daß sie beharrlich seinen Rathschlägen die Folge versagten und sich ihren Eltern auf Gnade und Ungnade ergeben zu wollen betheuerten. Gil, welcher unter veränderten Umständen sein letztes Brod hier aufgetragen erachten mußte, machte sich mit demjenigen, was er noch in der Eile zusammen zu raffen vermochte, und den Kostbarkeiten, welche ihm aufzuheben gegeben waren, und welche die Mittel zur

Seereise herzugeben bestimmt gewesen waren, aus dem Staube. Bald nach seinem Verschwinden trafen die betrübten Väter ein. Die Erbitterung und der Zorn, womit sie den Flüchtlingen, wenn sie dieselben erreichen würden, ein Willkommen zu bieten, sich vorgenommen, schmolzen aus ihrem Vorsatze hinweg, als dieselbe der Strahl der Freude über das Wiederfinden der vermißten mit seiner lieblichen Gluth traf. Statt der Vorwürfe erfuhren die Wiedergefundenen nur liebende Umarmungen, und von Bestrafung war erst recht keine Rede mehr, nachdem die Flüchtlinge ein unumwundenes Eingeständniß aller ihrer Verfehlungen abgelegt und die Väter erkannt hatten, daß ungeachtet der Größe ihrer Verirrung, die jungen Leute von ihren heiligen Schutzengeln vor Sünden bewahrt waren, welche Eulalia's Eltern die Erfüllung des Gelübdes für ihre Tochter unmöglich gemacht hätten. Nachdem Eulalien's Vater dem frommen Klausner anvertraut, wie erleichtert ihm durch diese Wahrnehmung das Herz geworden, rieth dieser, um dem fernern Wachsthume der Neigung der jungen Leute zu einander den Boden zu entziehen, sie mit dem in Bezug auf Eulalia gethanen Gelübde bekannt zu machen, indem er urtheilte, diese Eröffnung werde den Liebenden ein stärkerer Antrieb sein, auf den erstrebten gegenseitigen Besitz zu verzichten, als alle von der Weltklugheit ersonnenen Maßregeln und angelegten künstlichen Pläne. Er hatte Recht. Auf dem durch heiße Reuethränen fruchtbar gemachten Boden der von schweren Verschuldungen

noch nicht verdorbenen Herzen der jungen Leute fand die Nachricht bei allen Schrecken, die sie ihnen mittheilte, eine gute Stätte und beide erkannten es für einen Gottesraub, für und von einander besitzen zu wollen, was dem Himmel geweihet und nach sehr berechtigter Auffassung der Preis war, um den diese Tochter unter vielen Kindern den Eltern gelassen war. Nachdem Diego sich ein Bild davon zu machen gesucht, wie die Zukunft Eulalien's sich gestalten und wie es ihr die Erfüllung des mütterlichen Gelübdes erleichtern würde, wenn sie den Schleier mit der Gewißheit nehmen könne, daß seine Hand, welche die ihrige nicht werden durfte, auch nie einer Andern gehören würde, so faßte er den heilsamen Entschluß, auch seinerseits der Welt und den Hoffnungen zu entsagen, welche er auf dieselbe gesetzt hatte. Jetzt, da ihm die höchste und einzige, welche er bisher gepflegt, vernichtet worden, konnte ihm ein solcher Entschluß, welcher zugleich seiner geliebten Eulalia den ihrigen erleichterte, nicht so schwer werden, als es unter andern Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. Bei Eulalien brachte diese Mittheilung augenblicklich eine wunderbare Ruhe hervor und sie drückte ihrem geliebten Freunde mit Innigkeit die Hand, während in ihrem großen dunkeln Auge eine diamanthelle Thräne der Dankbarkeit leuchtete. Dieß war der letzte Blick herzlichen Einverständnisses, den Diego von der werthen und ihm so traut gewesenen Jungfrau empfing. Denn auf Betrieb des Klausners traten

die Väter der glücklich eingeholten Flüchtlinge die Rückreise nach der Heimath an. Um das von der seltsamen Expedition unzertrennliche Aufsehen möglichst zu vermindern, erfolgte diese in getrennten Gesellschaften. Zuerst verließ Eulalia mit ihrem Vater das Thal, das sie mit so ganz andern Empfindungen und Aussichten vor erst wenigen Stunden betreten hatte. In der kurzen Zeit war für sie eine wahre Weltrevolution vollzogen, deren Schauplatz zwar hauptsächlich nur ihr Inneres gewesen war, die aber nicht minder gewaltsam und stürmisch gewüthet hatte, als manche politische Weltumwälzung. Nach einigen Stunden verließen Diego und dessen Vater das Thal, welches kein anderes ist, als das seitdem weltberühmt gewordene Thal der Battuecas, welches in dem letzten Vierteljahrhundert in meiner Landsleute Volkssagen, Romanen und Komödien so vielfach gefeiert worden und von dem jetzt jedes Kind in Spanien zu erzählen weiß, wie es erst im Anfange der glorreichen Regierung unseres noch herrschenden Königs Carlos von zwei Liebenden entdeckt worden, welche sich vor der Verfolgung ihrer Familie dahin geflüchtet. Diese Geschichte fand so viele Theilnahme, daß sie bald von Mund zu Munde flog und, vielfach ausgeschmückt und erweitert, zahllosen Dichtern zu den mannichfaltigsten poetischen Erzeugnissen den Vorwurf abgab. Alle diese Kunstgebilde schöpften aber nicht aus der Quelle der Wahrheit. Die Geschichte hat sich aber buchstäblich so ereignet, wie ich Dir dieselbe vorgetragen;

ich weiß sie genau, denn ich — — bin Diego.“ Mit Staunen ergriff Caupolican des Paters Hand und sein fragender Blick sprach deutlicher, als die von der Plötzlichkeit der Nachricht gebundene Zunge es vermocht, die ungehörten Worte: „Was sagst Du? Ist es wahr?“ — „Ja, mein lieber Caupolican, — ich bin der Diego der eben vernommenen Geschichte, der ich nur Weniges hinzuzusetzen habe. Als ich mit meinem Vater in Merida ankam, hörte ich, daß Eulalia bereits in den Convent der unbeschuheten Franciscanerinnen gebracht worden, den sie freiwillig zu ihrem künftigen Aufenthalte gewählt hatte. Dieß war für mich ein ausreichender Grund, auch mich dem heiligen Franciscus zuzuwenden, da ich einen süßen Trost darin fand, in einem Orden mit meiner heiß geliebten Eulalia zu stehen und nach denselben Regeln, wie sie, unserm Erlöser und Schöpfer zu dienen. Als einziger Sproß eines ansehnlichen Hauses, hatte ich einen schweren Kampf mit den Meinigen, welche mich durchaus in der Welt zurückhalten wollten, damit ich durch eine glänzende Verheirathung und eine ansehnliche Nachkommenschaft den Ruhm meines alten Geschlechtes fortpflanzen und erweitern möchte. Ich blieb stark, und da meine Eltern gottesfürchtige Leute waren, fanden sie sich in meinen Entschluß. Derselbe machte es mir nicht unmöglich, gar viele Pflichten, die ich ihnen als Sohn schuldete, zu erfüllen und ließ es zu, daß ich sie häufig sehen und in ihrem Hause sein durfte. Sobald ich durch ihren Tod, den ich auf-

richtig beweinte, Erbe eines großen Vermögens wurde, das unseren Satzungen zufolge dem Orden zufallen mußte, erwirkte ich von meinen Obern die Erlaubniß, im Thale der Battuecas ein Kloster anlegen zu dürfen. Dasselbe ist längst vollendet. Seine Zellen sind unter den steilen, Einsturz drohenden Felsen und den sie beschattenden Bäumen wie vergraben. In Europa ist wohl schwerlich ein Ort, der zu einer Freistätte des Schweigens und der Einsamkeit so geschaffen wäre, wie dieser." —

Der geneigte Leser darf kaum darauf aufmerksam gemacht werden, daß der gute Pater, als er sich in seine Jugendgeschichte vertiefte und ein Stück derselben aus dem wohl behüteten Schachte seines Gedächtnisses heraufbeförderte, trotz seiner in den Anfang hingestellten Befürwortung, viel eher einen Spanier, als einen Araucaner sich zum Zuhörer gedacht zu haben schien. Denn so einfach diese Erzählung auch ausfiel, so mußte doch manches Einzelne, was unerläutert blieb, selbst die unter seinen Landsleuten unerhörte Fassungskraft eines Caupolican überschreiten. Wie dem auch sein mag, der Toqui hatte die Hauptabsicht des Erzählers, welcher ihm anschaulich machen wollte, wie man aus höhern Beweggründen die Welt und Alles, was in derselben anziehend ist, verlassen kann und sich Gott gehorsam erweist, indem man ihm Alles opfert, ganz wohl begriffen, obwohl Pedro in seiner rührenden Bescheidenheit die schönsten Züge dieses Gehorsames und das Maaß seiner Selbstauf-

opferung verschwiegen hatte. Voll dankbarer Anerkennung drückte Caupolican dem Priestermönche die Hand und wendete sich wieder seinen Leuten zu, welche in zwei Partheien gesondert auf der Ebene ihr beliebtes Palican spielten, das ein lebhafter Ausdruck der auch in der Erholung kriegerisch bleibenden Gesinnung dieses tapfern Volkes ist. Dieses Spiel, welches einer wohl geordneten Schlacht gleicht, wird mit einer hölzernen Kugel, Pali, wovon der Zeitvertreib seinen Namen erhalten, gespielt. Von der Ebene war durch eingesteckte Baumzweige eine große Fläche, über eine Viertelstunde lang und breit, als Spielplatz abgegränzt. Die Spieler, dreißig an der Zahl, hatten sich mit dicken, gegen die Spitze zu etwas gekrümmten Knütteln in zwei Reihen aufgestellt. Sobald die Schiedsrichter das Zeichen zum Anfange des Spieles gegeben, waren die beiden Spieler, welche die Ordnung des Vortrittes traf und die in den beiden Reihen einander gerade gegenüber standen, bemühet, die hölzerne Kugel, welche in einer kleinen Vertiefung liegt, aus derselben mit den Knütteln herauszubringen und nach der Seite ihrer Parthei hinzutreiben. Die übrigen Spieler suchten die Kugel, je nachdem sie ihren Lauf nimmt, entweder vorwärts oder rückwärts zu treiben, denn das Gewinnen der Parthie bestand darin, die Kugel nach einem gewissen Ziele zu bringen, welches deutlich bezeichnet ist. Da bei diesem Spiele oft Streitigkeiten vorkamen, so währte eine Parthie oft einen halben Tag. Diejenigen, welche in diesem

Spiele besondere Geschicklichkeit zeigten, erwarben sich einen unsterblichen Ruhm und wurden im ganzen Lande zu allen beträchtlichen Parthieen eingeladen. Zuweilen ward aus diesem Spiele ein allgemeines Schauspiel, wenn zwei Provinzen einander herausforderten, was nicht selten der Fall war. Das Spiel ist so unterhaltend und dem Geiste der Araucaner so angemessen, daß es sich unter denselben lange Zeit erhalten, auch nachmals den Beifall der spanischen Eroberer in einem solchen Maße gefunden hat, daß wegen der Leidenschaftlichkeit, womit es betrieben ward, von der Regierung Verbote für nöthig erachtet wurden, welche jedoch das Interesse daran nie völlig auszurotten vermochten. Am eifrigsten sahe man an diesem unterhaltenden Spiele, als Caupolican sich von der Unterredung mit seinem neuen Freunde Pedro demselben zuwendete, den jungen Lautaro Theil nehmen, welcher seine durch die lange Nichtübung während seines Aufenthaltes unter den Spaniern verlorene Gewandtheit in demselben durch seinen Eifer wieder zu gewinnen bemühet war. Das war eine Beschäftigung ganz nach seinem Geschmacke, und der junge Sausewind, dem bei aller Tüchtigkeit doch die Tiefe des Sinnes, der Empfindung und des Charakters mangelte, die den Toqui auszeichneten, konnte sich in solche Belustigungen so ganz hingeben und verlieren, daß er nicht einmal seiner Guacolda gedachte, welche mit ihrer Freundin Malaja in Concepcion von den Spaniern zurückgehalten wurde.

Malaja's Lage war, nachdem Valdivia und Pater Pedro, die einzigen Personen, welche ihr den Aufenthalt unter den Spaniern erträglich und selbst anziehend zu machen verstanden hatten, von Concepcion abgezogen waren, in der That keine beneidenswerthe. Nachdem sie aber die Trauernachricht von beider Verluste empfangen und die Hoffnung auf ihr baldiges Wiedersehen, welche sie noch aufrecht erhalten, vernichtet worden, schlich sich eine bange Trostlosigkeit in ihr Herz ein, über welches die Wolke der Ungewißheit über ihre Zukunft einen schweren, schwarzen Schatten geworfen hatte. Sie empfand nun erst, was ihr Valdivia gewesen und wie sich eine stille, aber schon tief gehende Neigung zu dem spanischen Feldherrn neben das Interesse, mittelst dessen sie Caupolican zugewendet war, in ihre Seele eingeschlichen hatte. Dem stillen Ernste, der ihr von Natur eignete, und der schmerzlichen Trauer, welche ihr der grausame Tod ihres verehrten und geliebten Beschützers erregte, gesellte sich das Gefühl tiefer Verlassenheit zu. Sie wendete sich in Gedanken an den in Menschengestalt gekreuzigten Gott und dessen jungfräuliche Mutter, vor deren Bildern sie den Pater Pedro so oft in besondern Anliegen und zur Verehrung knieend angetroffen hatte und die ihr nun, da sie dieser Verehrung entbehren mußten, wie verwaist vorkamen. Obwohl sie eine bewußte Andacht zu den Personen, welche diese Bilder darstellten, nicht hatte, auch wohl noch nicht haben konnte, so war es doch Colocolo's

Tochter eine wehmüthig liebe Beschäftigung, auf den Stellen zu knieen, wo sie den ritterlichen Valdivia und den frommen Pater so oft in gleicher Stellung gefunden, und sich vorzustellen, daß sie vor den Bildern der gnadenreichen Mutter und ihres hochgebenedeieten Sohnes etlichermaßen die leeren Stellen, welche durch die beiden werthen, ihr so traut gewordenen Gestalten der verlorenen Gönner sonst eingenommen waren, ausfülle. Ihre Empfindungen stiegen in ihr selbst unverständlichen Seufzern aufwärts, und sie diente, ohne es zu wissen, dem unbekannten Gotte, nach dessen Erkenntniß ihr Verlangen im Herzen aufstieg, über welches sie sich selber keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ein anderer Paulus, welcher etwa in die Hallen ihres reinen Innern seinen Kennerblick geworfen haben möchte, würde ohne Zweifel noch weit besser, als der erste Paulus zu Athen, vor diesem Altare des unbekannten Gottes in Malaja's Herzen haben stehen bleiben und dadurch ihren Blick zum richtigen Schauen und Erkennen des einzigen und wahren Gottes haben erwecken können, welcher von der Jungfrau geboren und Mensch werden wollte, um Alles zu erleuchten und selig zu machen, was verloren war. Abgesehen von der dürftigen Lehre, welche die Religion ihrer Väter ihr darüber ertheilte, hatte Malaja eine innere Stimme schon lange, ehe sie mit einem christlichen Priester zusammentraf, auf das Bestimmteste versichert, daß ein Gott sei. Ueberall ist ja die Wahrheit von einem Gotte dem Menschen an-

geboren. Den Eindrücken, welche uns hierüber tagtäglich zukommen und denen nicht auszuweichen ist, ist der Atheïsmus durchaus entgegen und widerspricht dem Rufe der ganzen Natur, der im Weltall fortwährend ertönt. Die Menschheit ist einmal im Besitze der Idee von Gott. Malaja hatte vor Allen ein Herz erhalten, in welchem diese Idee sich auf das Lebendigste regte und nach einer besondern Gestalt und Ausdrucke rang. Denn wenn sie als Kind hineinschaute in die große und schöne Welt und die Erhabenheit und Mannichfaltigkeit der Schöpfung unwillkührlich bewundern mußte, hatte sie die bestimmteste Empfindung, daß die Welt sich nicht allein gemacht habe, sondern einen von ihr verschiedenen Urheber haben müsse. Sie fühlte auf das Lebhafteste, daß die Vergänglichkeit, die sie überall wahrnahm, der Wechsel, der ihr aus Allem entgegentrat, auf einen Anfang deute, vor welchem Alles, was zur Welt gehört, einmal nicht gewesen war. Es war ihr eine Gewißheit, wie unmöglich die Welt das Ewige sein könne, welches jede Seele auf und hinter derselben sucht und ersehnt. Außer der Welt mußte also die Grundursache, welche dieselbe in's Dasein gerufen, jenes oberste Sein, dem die Fülle, die Unveränderlichkeit, die Unabhängigkeit und Ewigkeit des Seins, in welcher die unstete Seele ihre Ruhe verlangt, innewohnt, gesucht werden. Die engelmäßige, geordnete und harmonische Bewegung, welche Malaja in der ganzen Welt wahrnahm, konnte sie sich schon, ehe sie vom Lichte des Evangeliums

durch den Verkehr mit Christen berührt ward, nur als das Ergebniß eines intelligenten, eines weisen und vorsehenden Willens, einer unkörperlichen Weisheit und Vorsehung denken. Denn wie sollte der Ursprung des menschlichen Geistes von geringerem Gehalte sein können, als dieser selbst, dessen Erhabenheit über alle irdischen Dinge Malaja mit unzweifelhafter Klarheit erkannte? Am stärksten aber vernahm sie die Stimme, welche ihr zurief, es sei ein Gott, in ihrem Gewissen, wo er sich durch sein unverjährbares und unverletzliches Gesetz auf das Deutlichste vernehmen ließ. Schon der h. Apostel Paulus macht darauf aufmerksam, wie auch die Heiden, welche die geoffenbarten göttlichen Gebote nicht haben, aus natürlichem Antriebe das thun, was zum Gesetze gehört und auf diese Weise zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben worden, indem ihr Gewissen ihnen davon Zeugniß giebt und die Gedanken sich unter einander anklagen (Römerbrief II. 14). — Bei solcher Zurichtung ihres Innern war es nicht befremdlich, wenn es Malaja vor dem Crucifixe, wo sie Valdivia und Pater Pedro ihre Andacht hatte verrichten sehen, auf die Kniee zog und die Wellen ihrer Andacht emporflutheten, nicht zwar im stürmischen Brausen, vielmehr im linden Gerieſel, und ihre Seele auf denselben gleichsam hinaufschwamm, um in der sichern Bucht auszumünden, welche sie in das Meer der allgemeinen Gnade und Güte führen mußte. Gleichsam von den Banden des Leibes gelöst, drang ihr

Geist vorwärts, wie auf lieblich dunkeln Pfaden, sanft geschaukelt auf den leisen Wogen zu endlich immer lichter werdenden Höhen, bis er den zunehmenden Glanz nicht mehr zu ertragen im Stande, in süßer Selbstvergessenheit in einen holden Traum sich entschlafen vorkam, in reicher Genüge nichts mehr begehrte und nur die Fülle der Freude empfand. Wie lange sie in dieser entzückenden Trunkenheit zugebracht, war ihr, nachdem sie das, was sie äußerlich umgab, wieder mit ihren Sinnen aufzufassen begann, nicht erinnerlich. Zeit und Ort waren wie hinweggeschmolzen aus ihrem Bewußtsein. Sie hatte, ohne es zu wissen, geschmeckt, wie süß der Herr sei, das unbekannte Gut, nach welchem sie ein unverstandenes Verlangen in ihrem Herzen gespürt. Räthselhaft war ihr, nachdem die süßen Schauer, in denen sie so sanft zu vergehen und zu zerfließen gemeint, von ihr gewichen, sich so gänzlich wieder an die Alltäglichkeit hingegeben zu finden, als wäre ihr nichts Besonderes begegnet, und daß, wäre nicht ein tiefes Sehnen nach der Wiederholung einer solchen Entrückung in ihrem Herzen zurückgeblieben, sie kaum daran erinnert wäre, sich je in einem so außerordentlichen Zustande befunden zu haben. Auch das war eine, aber erst später von ihr erkannte Folge des jetzt Erlebten, daß sie von der Anwesenheit und Gesellschaft ihrer Freundin Guacolda sich weit weniger, als sonst, angesprochen fühlte und eine Leere bei ihrer muntern Unterhaltung zu empfinden begann, welche ihr früher nie so bemerkbar

geworden war, ihr aber nun mehrfach Anlaß gab, sich von ihrer Seite hinwegzustehlen und die Einsamkeit zu suchen. Wenn sie die Räume betrat, in denen Valdivia's Freundlichkeit und Pedro's Milde ihr theilnehmend begegnet waren, wandelte sie stets ein sanft dringender Antrieb an, in dankbarer Erinnerung des Guten, das sie ihnen zu verdanken hatte, ihre Seelen dem Heilande zu befehlen, von dem sie, wie sie ihr so oft versichert, ihre Seligkeit erwarteten. So zeigte sich auch hier, wie sich von selbst verstehend das Beten für Andere, das der h. Apostel Paulus so vielfach empfahl, gebot und selber übte, dem menschlichen Herzen erscheint, indem sogar eine, freilich von Christo schon stark gezogene Heidin, den innern Drang dazu empfand. In dieser Erhebung ihres Gemüthes reinigte sich die Neigung, welche sie für Valdivia empfunden, von ihren irdischen Bestandtheilen, und der anfänglich so nagende, an ihrem Herzen zehrende Schmerz linderte sich zu einer wehmüthigen Trauer, womit sie das Andenken des gefallenen Helden auf eine gewissermaßen wohlthuende Weise bei sich feiern konnte, was ihr in ihrer Einsamkeit eine gern und häufig vorgenommene Unterhaltung gewährte.

Während Malaja auf ihre Art ihrem Schmerze nachhing, äußerte sich die Trauer über die Nachricht vom Untergange Valdivia's und seines Heeres auf eine weit ungestümere Weise in Concepcion. Nach dieser in der kurzen Zeit ihres Bestandes schnell empor-

geblüheten Stadt hatten die beiden Indianer, welche allein dem Blutbade bei Valdivia's Niederlage entgangen waren, die entsetzliche Botschaft überbracht. Als dieselbe in der Stadt verbreitet war, liefen Greise, Weiber und Kinder zusammen und stimmten öffentlich herzzerreißende Klagen an. Unter ihnen befanden sich frische Wittwen, verwaiste Väter, bruderlos gewordene Schwestern, Kinder, deren Väter geblieben waren; kurz, es war fast keine Familie in Concepcion, welche nicht den Tod eines oder des andern ihrer Mitglieder zu betrauern hatte. Diese öffentliche Aeußerung des allgemeinen Schmerzes trug einen vernichtenden Ausdruck. Jegliche Wildheit schien dabei losgelassen zu sein. Krampfhaft geballte Fäuste führten wilde Schläge auf lilienhaft blühende Gesichter und ruheten nicht eher, bis sie denselben durch ihre Mißhandlungen purpurne Tropfen entlockt; goldene Haare, die Zierde lieblicher Köpfe, wurden von rasenden Fingern zerwühlt; silberweiße Locken greiser Häupter zerrauften kraftlos erachtete Hände. Kostbare Kleider wurden zerrissen, Juwelen und werthvoller Zierrath, als die Trauer höhnender Plunder, von den Inhaberinnen hinweggeschleudert. Alle Verwüstungen, welche die Aeußerungen eines ungezügelten Schmerzes im Gefolge haben, kamen in wildester Mannichfaltigkeit zu traurigem Vorschein. Die Männer dagegen eilten zu den Waffen, legten dieselben in eiliger Hast an und richteten die Geschütze, als ob sie den Feind bereits vor den Thoren der Stadt sähen. Das Klirren der

Schwerter, das Rasseln der Harnische, das Klappern der Speere vermischte sich mit den Klagen, in welche nun auch der mit Verlusten verschont gebliebene Theil der weiblichen Bevölkerung mit einstimmte, die sich im Geiste schon ihre männlichen Stützen, welche sie zum Kriege abliefern sollten, entrissen sahen. Nachdem man sich von dem ersten Schrecken erholt, eröffnete man eine Schrift, welche Valdivia in der Statthalterei bei seinem Abzuge niedergelegt hatte und in welcher seine Nachfolger in dieser Ordnung bestimmt waren: Geronymo Aldrete, Francisco Aguirre und Francisco Villagran. Aldrete war in Spanien, Aguirre in der Provinz Cujo abwesend. Villagran mußte also die Befehlshaberstelle übernehmen. Vorsichtiger als Valdivia, traf er wohl überlegte Vorbereitungen und trat erst, nachdem er hinreichende Mannschaften an sich gezogen, den Zug gen Arauco an. Zuvor aber wendete er noch eine blutige Grausamkeit ab, womit das spanische Rachegefühl die Niederlage Valdivia's sühnen zu müssen geglaubt hatte. Es war nämlich, nachdem irgend ein unbedachtes Wort hiezu Anregung gegeben, laut von den Bewohnern Concepcion's die Forderung gestellt, die araucanischen Gefangenen müßten hingerichtet werden, um den Tod Valdivia's, welcher nur für einen Mord angesehen werden konnte, so wie die Tödtung und Verstümmelung der kleinen ihm voraufgesendeten Schaar zu rächen, weil der Tod dieser Leute nicht in der Schlacht erfolgt sei. Einen Augenblick stand auch Malaja's

und Guacolda's Leben in Gefahr. Allein der Pater Jago, welcher in Pedro's Stelle als Feldprediger eingetreten war, wußte durch seine Vorstellungen auf Villagran zu erreichen, daß derselbe durch wirksame Befehle das Leben der Gefangenen unter sichere Obhut stellte. Ihre Lage ward freilich dadurch eine sehr lästige. Sie mußten sich vor dem öffentlichen Unwillen verbergen und auf manche Erleichterungen und Freiheiten verzichten, welche ihnen Valdivia's Hochherzigkeit gewährt gehabt hatte. So kam es, daß die beiden araucanischen Freundinnen sich aus der Statthalterei, in welcher sie ihren frühern Aufenthalt behielten, nicht herauswagen mochten und sich mit dem Genusse der freien Luft in deren Höfen und Gartenanlagen, welche erst noch im Entstehen waren, begnügten. Villagran war ohne Hinderniß über den Biobbio gegangen. Hier stieß er auf eine große Schaar von Araucanern, welche sich ihm in einem Engpasse auf das Tapferste widersetzten. Allein nach dreistündigem blutigen Gefechte glückte es ihm, die Araucaner zum Weichen zu bringen und bis an den Fuß des Berges Mareguano zurückzudrängen, auf welchem der junge Vice-Toqui sich verschanzt hatte, weil er voraussahe, daß die Spanier auf dem von ihm gewiß erwarteten Zuge zur Rächung ihres gefallenen Feldherrn diese Straße kommen würden. Der Gipfel dieses felsigen Berges läuft in eine schöne Ebene aus, die von zahlreichen Bäumen angenehm beschattet wird. Die Seiten desselben sind äußerst schroff und felsig,

vorzüglich aber gegen Abend, wo auch das Meer mit stürmender Brandung ihren Fuß bespült. Auf der Morgenseite ist der Berg mit einem undurchdringlichen Walde besetzt. Ein einziger, sehr unbequemer Fußpfad führt auf der mitternächtlichen Seite zum Gipfel empor. Zwischen Verschanzungen von Pallisaden erwartete Lautaro hier ganz ruhig die Spanier. Drei Geschwader ihrer Reiter hatten auf Befehl Villagran's den Berg bis nahe zum Gipfel erklimmt und alle Beschwerden bis dahin glücklich überwunden. Nun aber wurden sie plötzlich von oben herab durch einen Hagel von Steinen, Pfeilen und andern Waffen, die Lautaro aus seiner Verschanzung auf sie herabschleudern ließ, empfangen. Villagran bemerkte außerdem, daß von droben verschiedene Abtheilungen Bewaffneter abgesandt wurden, um die Spanier zu umgehen. Gegen diese Leute stellte er an geeigneter Stelle sechs Feldstücke auf. Durch das unaufhörliche Feuern aus diesen Kanonen, welche Lautaro's Leuten mörderischen Schaden thaten, wurde der ganze Gipfel des Mareguano mit Flammen und Rauch erfüllt und der Geschützesdonner brüllte von allen Seiten, als müßte der Boden sich öffnen und einen unterirdischen Ausbruch emportreiben. Als Lautaro gewahr ward, wie dieses Alles die Zerstreuung der Seinigen beförderte, rief er das Geschwader des tapfern Leucoton herbei, trug demselben die Wegnahme der Geschütze auf und ließ sich laut also vernehmen: „Getreue, siegreiche Gefährten, die das Glück zu solchen Thaten beruft,

jetzt ist es an der Zeit, daß eure tapfern Arme die Gerechtigkeit unserer Sache beweisen. Stoßet muthvoll zu mit euern Speeren; mögen euere Eisen den Feinden die Brust zerschmettern, öffnet mit demselben dem rothen Strome einen Ausgang ohne Rücksicht auf Freundschaft und Verwandtschaft. Auf die feindlichen Geschütze richtet euer Augenmerk; gelingt es eurer Anstrengung, dieselben zu gewinnen, so werden eure Schwerter weithin gefeiert werden und das Gedächtniß dieses Ruhmes wird ein ewiges sein. Das ganze Heer wird euren Fußtapfen folgen, gehet vor und werdet die Urheber neuen Ruhmes." Stolz begeistert beginnen die also angeredeten Mannen Leucoton's den verwegenen Angriff. Geschändet achtet sich der Zurückbleibende; denn der Letzte im Angriffe zu sein, ist die größte Schmach, welche sie kennen. Selbst der Furchtsamste strebt nach dem vordersten Platze und versucht am Feinde seines Speeres Schärfe. Kaltblütig sehen sie die Gefährten neben sich fallen, eine Kugel zehn und zwanzig niederwerfen, Köpfe vom Rumpfe fliegen und die Glieder zerstückt in der Luft umhergeschleudert werden. Blinde Furcht fesselt hier weder Arm noch Fuß; reißt einem die Kugel die Rechte hinweg, so ergreift er sogleich mit der Linken das Schwert. Unaufhaltsam dringen sie zum Walle vorwärts, auf welchem die Feuermaschinen stehen, deren Ungestüm die araucanische Wuth bändigt. So umringen sie die Verschanzung und verdecken mit ihren Pfeilen Erde und Sonne. Niemand vermag die

Wildheit des Andranges zu beschreiben, womit sie heranstürmen. Gehör und Gesicht vergehen ihnen vor dem Getös, vor Rauch, Feuer und Staub. Nichts vermag dieses Alles aber gegen ihre Wuth. In dieser künstlich geschaffenen Dunkelheit reichen sie einander die Hände und dringen so vereint vorwärts. Während Leucoton die spanischen Batterieen mit so vieler Todesverachtung angriff, ging Lautaro mit seinem gesammten Heere dem Villagran bis auf die Hälfte des Berges entgegen, damit die Spanier den Batterieen wirksame Hilfe zu leisten, verhindert werden möchten. Ein mörderischer Kampf entspann sich nun auf allen Seiten des Berges. Durch ihre Stellung und große Uebermacht den Spaniern überlegen, kamen die Araucaner, aller Anstrengungen der Spanier ungeachtet, bald in Vortheil. Villagran ließ es an nichts fehlen. Wie ein Allgegenwärtiger zeigte er sich an allen Punkten voran, wo die Gefahr am größten war, erwies sich unermüdlich im Anfeuern und Ermuthigen und legte abwechselnd Sanftmuth, Strenge, oder mahnenden Ernst in die Worte, welche er nach dem Bedarfe des Augenblickes an die einzelnen Schaaren richtete. Allein er vermochte, so Unglaubliches er auch vollführte, doch nicht das Unmögliche zu leisten. Als er ein zunehmendes Zurückziehen der Seinigen gewahr ward, redete er sie also an: „Ritter, lasset Niemand unter euch von den Pflichten der Ehre auch nur einen Fuß breit zurückweichen. Ueberlasset euch ja der Furcht nicht; sie ist unseres Glückes größte

Feindin. Schüttelt ihr dieselbe nicht von euch, so werdet ihr Schmach und offenbare Schande bald nahe sehen. Die schmähliche entehrende und blinde Furcht ist eine schwerere Plage, als das feindliche Eisen. Lasset euch nicht beirren, erholet, beruhiget euch; auf diesem einzigen Punkte hier beruhen euer Ruhm, eure Ehre, euer Leben, eure Habe; was hier verloren gehet, ist unwiederbringlich dahin, was hier gefehlt wird, nimmer wieder zu verbessern. Nur vorwärts kann jetzt unser Weg gehen. Darum hinweg mit den Hindernissen, die uns vor den Füßen sind! Wie schmachvoll und erniedrigend würde unser Empfang bei den Unsrigen ausfallen, wenn wir hier uns schlagen ließen? Vom Siege hangen unser Leben und unsre Ehre ab; die Niederlage bringt uns Tod und Schmach. Beachtet dieses, Flucht bringt euch nur Schimpf und stellt doch euer Leben nicht sicher." Villagran's Beredsamkeit zeigte sich aber ohnmächtig, die Truppen zur Erneuerung des Kampfes zu bewegen. Von denselben wenig unterstützt, warf er sich in die dichtesten Haufen der Araucaner und focht wie ein Löwe mit verzweiflungsvollem Muthe um einen ehrenvollen Tod und mit dem Vorsatze, auch keinen Daumen breit zurück zu weichen und nimmer den Rücken zu kehren. Er that den Feinden einen unermeßlichen Schaden und brachte dieselben in die höchste Wuth. Sie zerrten ihn endlich vom Pferde herunter. Einige wollten ihn lebendig in ihre Gewalt bringen, andere ihn tödten Allein seine guten Waffen blieben ihm

treu und so focht er, bis ihn dreizehn seiner Krieger, welche sich durch ihren außerordentlichen Muth auszeichneten, aus dem Getümmel und den Händen der Feinde erlösen und auf ein Pferd bringen. Umsonst ist sein wiederholtes Bemühen, seine Schaaren den siegreichen Barbaren noch einmal entgegen zu führen. Von dem Erfolge berauscht, rufen die Araucaner: „Herab in die Ebene!“ weil sie sich dort weniger im Siegen beengt glauben, und zwingen mit allseitig drängendem Angriffe die Spanier den Berg hinab, wobei sie Alle, die ihnen in die Hände fallen, auf das Grausamste behandeln; besonders sind die Fußgänger und befreundeten Indianer übel daran. Gern hätten die erschöpften Fußgänger sich mit dem Ende und der eisernen Krempe des Sattels begnügt. Vergebens erinnern sie die Berittenen an ihre alte vergessene Freundschaft. Diese weisen jene von sich und wenn sie nicht freiwillig folgen, wie den verhaßtesten Feind, sogar mit Säbelhieben. Denn jetzt dünkt ihnen für die Freundschaft keine Zeit zu sein. Von dem furchtbaren Getöse dröhnen Berg und Thal. Waffengeklirr, Geschrei und bange Klagen der Spanier und ihrer getreuen Indianer, die unter der Hand ihrer erbitterten Landsleute fallen, schallen weit umher. Kaum sah man irgendwo ein so blutiges Opfer, eine so unmenschliche Zerfleischung, als die wilden Araucaner an denjenigen vollzogen, die hier ihren Tod fanden. Hier sinken eine Menge Verwundeter, durch die Hüfte, den Unterleib oder sonst an tödtlichen Stellen durchstochen,

sterbend zu Boden, dort wird Andern der Kopf zerspaltet. Nicht Wenige sterben ehrenvoll enthauptet. Viele, welche um Gnade flehen, werden mit ausgestochenen Augen athemlos über steile und abschüssige Felsen gejagt und müssen elend das Genick brechen. Keine Art der blutigsten Grausamkeit läßt die entfesselte Wuth der Araucaner unversucht. So werden die Spanier bis zu dem vorgedachten Hohlwege verfolgt. Hier begann auf's Neue ein großes Schlachten. Lautaro hatte den Weg durch eine Menge von abgehauenen Baumstämmen versperren lassen. Das Gemetzel dauerte eine geraume Zeit lang und wahrscheinlich würde von den Spaniern auch nicht ein Mann entkommen sein, hätte nicht Villagran mit alleräußerster Lebensgefahr alle seine Kräfte aufgeboten und sich einen Weg durch den Verhau gebahnt. Alle, die dem tapfern Führer folgten, entgingen dem Blutbade, dem diejenigen verfielen, die sich hatten beigehen lassen, Nebenwege einzuschlagen, um den nachsetzenden Araucanern zu entgehen. Denn diese waren alle wohl besetzt und kein Spanier entging den wachsamen Wegelagerern. Nachdem Villagran aus dem Hohlwege sich hinausgeschlagen, artete der Rückzug der Spanier in eine wilde Flucht aus; obwohl es den Araucanern schwer ward, die berittenen Spanier zu verfolgen, so ließen sie doch nicht ab, ihnen bis an den Biobbio nachzusetzen. Hier fanden die Flüchtigen, bevor sie erreicht wurden, Gelegenheit, in einem Barkschiffe, das mehrmals die Fahrt von einem Gestade zum andern

machen mußte, das andere Ufer zu erreichen. In der traurigsten Verfassung erreichten Villagran und seine Leute, von denen die meisten verwundet waren, Concepcion. Einige Tausend seiner Kriegsgefährten bedeckten mit ihren Leichen die furchtbaren Abhänge des Mareguano und den Weg von da bis an den Biobbio. Fast jede Familie in Concepcion hatte wieder nahe Anverwandten verloren. Von Hause zu Hause fliegen die Namen derer, welche nicht wieder mit heimgekehrt waren. Ein allgemeines Klagegeschrei füllt die Stadt und macht sich besonders in der Nacht in herzzerreißender Weise vernehmbar. Das Gerücht schildert Lautaro's Macht und Schnelligkeit in übertreibender Weise, und so vermehrt die Angst über die vermeintliche Nähe der Araucaner die ohnehin schon in's Fabelhafte gestiegene Furcht und Verzweiflung. Alles rennt wild durch einander. Aller Rückhalt hört auf. Der sonst so eingezogene weibliche Theil der Bevölkerung hat sich auf den Gassen zerstreut und achtet nicht der Finsterniß. Alle Vorschriften des äußerlichen Anstandes haben im Ausbruche des allgemeinen Schmerzes ihre Geltung verloren. Glieder einer und derselben Familie schweifen getrennt von einander umher. Die sonst sorgfältig gehüteten Jungfrauen suchen weinend und bangend, ohne Schleier und Begleiter auf offener Straße umherirrend, die verlorenen Mütter. Dem furchtsamen Lamme gleich, das von der geliebten Mutter getrennt, ängstlich schreiend umherirrt, auf einem kurzen Wege unzählige Male stehen bleibt,

bei jedem Geräusche furchtsam lauscht, sich nahet und wieder zurückbebt. So rufen die zarten Mägdlein weinend nach ihren Müttern. Nach kurzen Pausen erneuet sich und wächst die Klage, das Jammern und die Betrübniß. Plötzlich verstummt Alles wieder und alle Sinne scheinen im Gehöre zusammen zu fließen. In jedem Schatten erblicken die namenlos Eingeschüchterten Lautaro, in jedem Geräusche hören sie seine schreckliche Stimme, laut schreien sie auf und laufen; sie wissen nicht warum, bloß weil sie Andere laufen sehen. Alles sinnt nur auf Flucht und man beginnt bereits die Stadt zu räumen. Vergeblich widersetzt sich ein edler Greis so feigem Vorhaben. Eine vornehme Frau, Donna Mencia de Nidos, die Gemahlin des von Valdivia nach Spanien heimgesendeten Geronymo de Aldrete, lag von Schwäche darnieder gehalten auf dem Krankenbette, als sie das Jammern und die Aufmunterung zur Flucht draußen vernahm. Diese Frau hatte etwas Heldenhaftes und Prophetisches. Sie besaß alle Mittel zu einer christlichen Debora. Bei dem muthlosen Benehmen ihrer Mitbürger riß ihr aber der Faden christlicher Langmuth. Ihr Heldensinn trat in den Vordergrund. Voll hochherziger Entrüstung erhob sie sich, ergriff ein Schwert und einen Schild, trat in die Straße hinaus und den fliehenden Nachbarn in den Weg, wo sie in die unwilligen Worte ausbrach: „Muthiges Volk, das seinen Ruhm und seine Schätze so theuer durch das Schwert erkaufte, wo ist die alte Tapferkeit, die du

einst die, welche dich jetzt so furchtbar dünken, fühlen ließest? Wo der stolze Geist, der brennende Durst nach Ruhm und Unsterblichkeit? Wo ist die Kraft, der Stolz, der angeborene Muth, dessen du dich rühmest? Wohin führt dich deine feige Angst? Ihr fliehet? Ach! und — niemand verfolgt euch! Wie oft warf man euch sonst Uebereilung, allzuraſche Hitze und zu sorglose Kühnheit vor, die blind in Gefahr sich stürze und weisen Verzug hasse. Welch' eine Menge von Feinden habt ihr gebändigt und dienstbar gemacht, wie viele Thaten verrichtet, die euch, ihr fühltet es selbst, Unsterblichkeit verbürgten? Schauet euch um, sehet mit Trauer erfüllten Blicken diese Mauern, diese Paläste, welche durch eure Schuld dahinsinken werden; schauet die fruchtbaren Auen, welche ihren Tribut für euch schon in Bereitschaft halten; sehet die reichen Minen, die Ströme mit den Goldkörnern, die Heerden, welche von Hügel zu Hügel eilen werden, um die treulosen Hirten zu suchen. Selbst die vernunftlosen Thiere geben mit Recht ihre Klagen zu erkennen und verrathen ihr Schmerzgefühl; ihre harten, der Empfindung ungewohnten Herzen erweichen und ihr klägliches Gebrüll, dessen Klang der Wind von den Bergen durch die Ebene zu uns herüberträgt, klagt eure schimpfliche Flucht an. Ihr verlaßt eure ruhigen Wohnungen, wo ihr dem Wohlstand und dem Ansehen im Schooße saßet, die ihr durch eures Armes Kraft euch erobert hattet, und wollet nun nach fremden Plätzen eilen, wo man euch als

läſtige Eindringlinge mit kalten Mienen empfangen wird, um dort die Vergünſtigung eines ärmlichen Aufenthaltes zu erbetteln? Was läßt ſich Schrecklicheres denken, als ſein Leben lang Fremdling und Gaſt zu ſein! Kehret zurück! Männern von Ehre ziemt nur ein ehrenvolles Leben oder ein zeitiger Tod. Wendet euch, verlaßt dieſen ſchimpflichen Weg. Ich ſelbſt gelobe euch, wenn der Feind ſich zeigt, mich zuerſt in ſeine Schwerter zu ſtürzen. Die That ſoll meine Worte nicht verläugnen, deß ſollet ihr Zeugen ſein! Wendet um, kehret zurück!" Vergeblich erſchöpft Donna Mencia ihre männliche Beredſamkeit. Die Feigen dünkt ihre edle Begeiſterung Wahnſinn. In das eine Ohr mit Unwillen aufgenommen, ward die treffliche Rede ſofort zum andern wieder hinausgewieſen und entbehrte jeglichen Eindruckes, deſſen ſie doch ſo werth war. Vielleicht mißfiel es Gott, daß Donna Mencia, welche doch ſonſt eine ſeiner treueſten Jüngerinnen war, ihre Beredſamkeit nur auf weltliche und irdiſche Gründe geſtützt hatte, ohne ihm die ſchuldige Ehre zuzuwenden, und er entzog ihr dafür den ſonſt verdienten Erfolg. Wenigſtens fand Donna Mencia nachmals in dieſer Vernachläſſigung des Allerhöchſten den Grund der Vergeblichkeit ihres gut gemeinten Bemühens und rechnete ſich dieſe Vergeblichkeit zur Strafe dafür an, daß ſie in ſo wichtiger Sache Gott nicht die Ehre gegeben, ſondern mit eigenen Mitteln dem über das Volk gekommenen Schrecken habe Einhalt thun wollen. Bei der allgemeinen Muthloſigkeit

und in Ermangelung aller zu einer längern Vertheidigung nothwendigen Erfordernisse schien dem ganz ermüdeten Villagran das Halten der Stadt eine Unmöglichkeit. Er ließ alle Weiber, Kinder und Greise, welche nach dem eiligen Fortzuge der behenderen Feiglinge, die Donna Mencia nicht aufzuhalten vermocht hatte, noch zurückgeblieben waren, auf zwei großen Fahrzeugen, welche sich glücklicherweise im Hafen befanden, einschiffen, um sie nach Imperiale und Valparaiso überzuführen. Er selber trat mit der ihm übrig gebliebenen Mannschaft den Marsch nach San Jago an und überließ Concepcion sammt Allem, was darin war, dem folgenden Feinde. Lautaro, dessen Leute vor dem heißen Tage am Mareguano Tage lang in Erwartung der Spanier wach gewesen, und vom langen Dienste und ermüdendem Kampfe höchlich erschöpft waren, bedurften der Ruhe und er war deßhalb, um ihnen diese zu gönnen, am Biobbio stehen geblieben. Die Ermattung war so groß, daß von einzelnen erzählt wird, sie hätten, ohne zu erwachen, fünfzig Stunden hinter einander geschlafen, ohne durch das Bedürfniß der Speise und des Trankes ermuntert zu werden. Nachdem Lautaro's Heer sich erholt, brach es nach Concepcion auf. So groß war die Begierde nach Raub und Beute, daß die Araucaner, welche sich auf eine lange Belagerung gefaßt gemacht, als sie erfuhren, daß Concepcion oder Penco, wie sie es nannten, verlassen sei, um ja nichts einzubüßen, die noch zurückzulegenden sieben Meilen in

einem Tage machten. Ein Wunder dünkte es sie, die Thore der hochbethürmten Stadt offen und alle Häuser und Plätze von Menschen leer und verlassen zu finden. Sie werden, wie Donna Mencia richtig vorausgesehen, vom Geschrei hungriger Hühner, den Jammerlauten vereinsamter Katzen, dem Geheule herrenloser Hunde, den klagenden Tönen verflogener Tauben und anderer eingesperrt gehaltener Vögel empfangen. Ohne eine Erlaubniß ihres Feldherrn abzuwarten, stürzen sich die Araucaner in die Häuser, erbrechen Schränke, Kisten und Kasten und führen sich zu Gemüthe, was ihnen eben ansteht. Was sie nicht mit sich zu schleppen vermögen, wie die Möbel und Hausgeräthe, zertrümmern sie in übermüthigem Siegesrausche. Kein vier Stunden hatten dazu gehört, das Werk dieser wilden Verwüstung zu vollenden, das die Araucaner mit Anzünden der ohnehin wenig gesund gebliebenen Gebäude beschließen. Bald ist die ganze Stadt ein Flammenmeer, das seinen schrecklichen Schein weithin wirft, und ehe der Morgen graut, ein Haufen Asche, dem nur noch ein finsterer Dampf entwirbelt. Auch die Festung ward von Grund aus zerstört. So ließ der Herr die Spanier, welche in ihrem Uebermuthe und ihren Eroberungsgelüsten, denen eine niedere Habsucht, ein widernatürlicher und unheiliger Durst nach Golde zum Grunde lagen, einmal wieder seine starke Hand fühlen, um sie an seine waltende Vorsehung und die kräftige Fortdauer seines Regimentes zu erinnern, in welches er den hochfahrenden Plänen

der Sterblichen keine Eingriffe gestattet. Er ließ zu, daß der verachtete Feind, der hochmüthig behandelte Barbar den stolzen Spanier, der ihn unterjocht und in aller Weise bedrückt hatte, aus dem Lande und den Besitzungen hinauswarf, welche er durch feierliche Besitznahme, durch Emporblühen schön gelegener Städte auf ewige Zeiten in seinen Besitz gelangt wähnte und deren Verlust er sich gar nicht als möglich vorzustellen vermocht hatte. —

Der weise Caupolican, welcher erkannte, wie der wiederholt glänzende Erfolg der araucanischen Waffen mit Mäßigung benutzt und die Erwägung über die weitern kriegerischen Maaßnahmen unter ruhiger und allseitiger Theilnahme aller weisen Männer seines Volkes vorgenommen werden müsse, das weitere unbedachte Vordringen aber nicht in das Belieben der heißen Kampfbegierde des als besonnen noch nicht bewährten Heißspornes Lautaro gestellt werden dürfe, ließ diesem durch einen besondern Abgeordneten seinen Dank für den herrlichen Sieg und die erfochtenen großen Vortheile abstatten, ihm aber zugleich den Befehl zugehen, mit seinem ganzen Heere augenblicklich nach dem Thale von Arauco aufzubrechen, wo ein großer Volkstag anberaumt war. Lautaro folgte in gehorsamer Hingabe an den Willen seines Oberfeldherrn, der ihn auf das Freundlichste, Ehrenvollste und mit großer Festlichkeit empfing und wahrhaft brüderlich ohne allen Ruhmesneid aufnahm. Bald hatten sich auch alle übrigen Caziken eingefunden.

Caupolican und sie erschienen auf spanische Art gekleidet. Jener trug Valdivia's Anzug. Selbst die gemeinen Krieger hatten, jeder, was er an spanischen Bekleidungsgegenständen zu erhalten vermocht, angelegt; oft hatte einer nur ein armseliges Stückchen, einen spanischen Lappen an sich gehängt, um nur eine Trophäe aufweisen zu können. Die dadurch entstandene Buntscheckigkeit nahm sich verwunderlich genug aus. Nachdem die Versammlung vollzählig war, traten die hundertunddreißig Caziken oder Ulmenen, welche gewissermaßen den Senat, das Oberhaus bildeten, besonders zusammen. Tiefe Stille herrschte. Caupolican ergriff das Wort. Er glaubte bei der vorherrschenden Stimmung mehr den kriegerischen, als friedlichen Ton vorherrschen lassen zu müssen. Daher sprach er: „Was soll ich euch die bekannte Thatsache verkünden und versichern, daß unser Ruhm sich zunehmenden Wachsthumes erfreut? Nur andeuten wollte ich diese Wahrheit. Eure tapfern Herzen lassen mir den Entschluß leicht und gerechtfertigt erscheinen, in Spanien einzufallen und den großen unbesiegten Kaiser Carl der araucanischen Herrschaft zu unterwerfen. Zu ihrem nicht geringen Schaden haben die Spanier die Wucht unserer schweren Streitkolben empfunden. Weder im Blachfelde, noch hinter den Mauern wagen sie, uns zu erwarten. Wir wissen, wie ihre Schwerter schneiden und wie wenig die Panzerhemden ihnen gegen die Schneide unserer gestählten Streitäxte Schutz gewähren. Wie mächtig und stark ihre Speere auch

sein mögen, wir haben sie mit den unsrigen gemessen und sind dabei nicht zu kurz gekommen. Ich wollte mich nur eurer Absicht vergewissern. Eure Tapferkeit ist mir zweifellos, denn wenn euer Muth gegen dieselben anstürmt, werden auch dicke Wände von gehärtetem Stahle nicht Widerstand leisten sondern, vor euch niedergeworfen. In diesem Vertrauen werde ich als Erster euerm Banner voranschreiten und euer Recht vertreten, das mächtige Spanien siegreich zu unterwerfen, um die weite Welt zu erobern. Wir wollen die Gottheit unseres Volkes vernehmen und wenn sie von ihrem kryſtallenen Himmel herabsteigt, wollen wir uns mit dem reinen Eisen einen weiten Weg bahnen und das Geschlecht und den Stamm unserer Feinde vertilgen; kein Heer, und käme es vom Himmel, keine Macht eines Gottes, kein göttliches Bemühen oder Kunst sollen uns Widerstand zu leisten vermögen, wenn wir Alle zusammenhalten. Ich kann, ihr tapfern Krieger, ohne dem bessern Ermessen klügerer Einsicht vorzugreifen, mich nicht näher erklären. Solltet ihr für den Krieg stimmen, so soll mich jeder für seinen Feind halten, welcher Anerbietungen des Friedens zum Vorschein bringen möchte." Nachdem nun auch Lincoyan gesprochen und erklärt hatte, er möge nicht König des Himmels und der Erde sein, wenn gegenwärtig der Krieg ein Ende haben solle, versicherte der greise Peteguelen Curaca, der Fürst des schönen Thales, in welchem der Caziken-Congreß abgehalten ward, er werde, wenn es zum Aufbruche gegen die

Feinde gehe, der ersten einer sein, aber er mache darauf aufmerksam, wie noch viel daran fehle, daß man die Spanier zum Lande hinausgejagt habe und es sich daher noch nicht geziemen wolle, den Krieg nach Spanien hinüberzuspielen. Man möge sich darauf beschränken, die Feinde aus den Theilen von Chili, die sie noch inne hätten, zu vertreiben. Solche Rede stachelte den Unmuth des jähzornigen Tucapel auf, welcher mit der prahlerischen Bemerkung hervorstürmte, ihn erschrecke Spanien nicht und man möge ihn für keinen Menschen halten, wenn er allein nicht alle Christen vertilge, gleichviel, ob sie Menschen oder Götter seien. Sie bloß aus Chili zu vertreiben, sei eine ungenügende Aufgabe. Er allein wolle sie, wenn niemand ihm helfe, in den Mittelpunkt der Erde hinabtreiben und sie mit seiner Keule aus der Welt hinwegfegen. Ueber diese und andere großsprecherische Reden erhitzte sich selbst das kühle Blut des alten Petegnelen, und er wollte heftig gegen Tucapel auffahren. Caupolican aber, welcher aus dem Aufeinanderstoße zweier hitziger Geister eine unerquickliche Unterbrechung der Berathungen fürchtete, wußte geschickt dem drohenden Ausbruche vorzubeugen und den ruhigen Fortgang der Abstimmung zu vermitteln. Die angesehensten Ulmeni erklärten sich fast alle im kriegerischen Sinne. Der weise Colocolo aber sprach: „Die blühende Jugend reißt euch zur Leidenschaft fort, meine Söhne. Wir Alten aber sollen der Welt dadurch nützlich sein, daß wir gesunde Rathschläge er-

theilen; denn uns blenden nicht die benebelnden Dämpfe der jugendlichen Gluth und der Drang üppig wuchernder unreifer Entschlüsse. Von diesen Störungen durch die Jahre befreit, erkennen wir, was dem jugendlichen Blicke verhüllt blieb. Ihr tapfern Anführer fühlt euch, durch einen einzigen Sieg berauscht, so erhoben, daß ihr keinen richtigen Blick mehr habt für das, was um euch ist. Mäßigt den tapfern Ungestüm eurer Herzen und lenket den übel geleiteten in die rechte Bahn. Denket nicht so verächtlich von den Spaniern, denn sie verkaufen ihr Leben nicht um wohlfeilen Preis. Habt ihr sie jetzt auch zweimal besiegt, so gedenkt, wie ihr ihnen, als sie zuerst hieher kamen, nicht zu widerstehen vermögend gewesen, denn sie haben euch mehrfach besiegt. Noch vor ganz Kurzem habt ihr erfahren, was vierzehn einzelne spanische Ritter vermochten. Nichts Geringes wird geschehen und ein glückliches Loos gezogen sein, wenn wir das verlorene Land und den eingebüßten Ruhm wieder gewinnen. Mit Verstand und Umsicht müssen wir unser Vaterland erlösen und uns die Freiheit wieder geben, wobei ihr aber euerm Muthe den wenigsten Einfluß gestatten dürfet; denn dieser wird uns mehr schaden als nützen. Leget euern Kriegszorn in Fesseln und blicket mit reiflicher Erwägung in die Zukunft. Der heilsamste und angemessenste Vorschlag würde meines Erachtens der sein, das Heer in drei Abtheilungen zu sondern und damit von verschiedenen Seiten die Leute von Cauten zu überfallen. Diese

den Spaniern ergebene Bevölkerung wird sich zwar tapfer vertheidigen, allein sie ist wenig zahlreich, und nachdem sie überwunden, muß Valdivia fallen. Mich beunruhigt nur Santiago. Allein dafür wird sich später Rath finden lassen." — Diese Rede des alten Colocolo fand vielfachen Anklang. Nach ihm erhob sich Puchecalco, ein alter, von Jahren bereits entkräfteter Wahrsager, dessen Orakel aber in einem bedeutenden Ansehen standen, weil er nicht selten vorausgesagt, was eingetroffen war. Mit einem langen, aus tiefster Brust emporgezogenem Seufzer sprach er im klagenden Trauertone: „Den schwarzen Epunamun, unsern Kriegsgott, rufe ich zu Zeugen dessen an, was ich immer gesagt habe und was ich jetzt sage: noch auf eine kurze Zeit wird euch die Freiheit belassen. Ihr habt euch derselben die längste Zeit erfreuet; dieses ist in den Sternen beschlossen. Dem Beschlusse entgeht ihr nicht; das Glück wird bald beginnen, sein Rad für euch abwärts laufen zu lassen. Ein hartes Geschick, das unwiderruflich feststeht, ruft euch unter ein hartes Joch und schwere Bedrückung. Mögen wenigstens so viele unnöthige Tode erspart werden, die ihr in nutzloser Kriegsführung verschwenden wolle. Die Luft gehet schwanger mit unglücklichen Anzeichen. Nächtliches Gevögel stört mit trägem, schweigendem Fluge des Tages helle Heiterkeit und verkündet vielfaches Unheil. Bei überreichem Nasse im untern Grunde verwelken die Pflanzen, ohne Frucht zu tragen. Ein trauriges Anzeichen jägt das

andere. Die Gestirne aber sind am Himmel in eine Stellung gegen einander getreten, welche blutigen Krieg und tödtliche Niederlage für uns in Aussicht stellt, wenn wir auf weiteren Widerstand unsern Sinn richten. Schon nahet uns der grimme unabwendbare Tod mit zürnender Rechten, und das Glück, ein bisher günstig gestimmter Freund, zeigt uns ein gänzlich verändertes Antlitz; der furchtbare und entsetzliche Epunamun taucht sich in unser noch warmes Blut." Ergrimmt über den Unglückspropheten, erhob der trotzige Tucapel seine mächtige Keule und schmetterte denselben durch einen ungeheuern Schlag zu Boden, daß er nimmer wieder den Lauf eines Planeten maaß, noch weissagete und den Propheten spielte. Voll düstersten Zornes runzelte Caupolican die hohe edle Stirn und hielt in Entsetzen und Wuth eine Weile an sich. Dann rief er mit dröhnender Stimme: „Ulmeni, er sterbe, er sterbe!" Sogleich erhoben sich hunderte von Händen wider den rasenden Tucapel, welcher mit solcher Wuth um sich her die Waffen zückte, daß von der hohen Bühne, auf welcher, von dem Volke gesondert, die Ulmeni saßen, ihrer hundert herabsprangen, so beträchtlich die Höhe war, um dem Grimme des wilden Tucapel zu entgehen. Ihrer dreißig blieben mit Caupolican an der Spitze ruhig droben und erinnerten durch ihre ruhige Erhabenheit und würdevolle Kälte an die Haltung, worin Brennus und seine Schaaren, als sie in Rom eindrangen, die alten Senatoren auf dem Capitole antrafen, deren Ansehen

Furcht und Bewunderung einflößte. Caupolican's Befehle gehorsam, stürzen von allen Seiten die Araucaner auf Tucapel, welcher ebenfalls von der Bühne herabgesprungen, los; allein er haut sich im Getümmel mit dem Schwerte immer eine Bahn durch die Menge. Ueber den unerhörten Fall in Grimm gerathen, wäre Caupolican selber von seinem Standorte herabgestiegen, hätten es sein Ansehen und seine Würde ihm nicht verboten. Lautaro dagegen ergötzte sich an diesen Aeußerungen so außerordentlichen Muthes und beispielloser Behendigkeit, womit Tucapel sich wider diejenigen vertheidigte, welche ihn greifen wollten. Er wagte es, an den Toqui eine bescheidene Fürbitte zu richten, daß er dem Tucapel seinen aus einem ungebändigten Vaterlandsgefühle hervorgegangenen blutigen Frevel in Betracht der vielen Verdienste, die der tapfere Ulmen sich um Arauco erworben, verzeihen und Amnestie des Begangenen bewilligen möge, zumal er gegenwärtig wieder den Beweis ablege, wie er mehr vermöge, als das ganze auf ihn einstürzende Volk. Betroffen vernahm Caupolican diese bei aller Bescheidenheit verwegene Rede. Allein in Betracht der hohen Verdienste des Bittenden, welcher jetzt der Abgott der Araucaner war, erheiterte der Toqui seine Stirne, auf welcher finstere Wolken lagerten und sprach: „Tucapel hat in Dir einen wirksamen Helfer gefunden. Um deinetwillen werde ihm verziehen. Gehe Du selbst, verkünde die Rücknahme meines Befehles und beschwichtige das aufgebrachte Volk." Behenden

Schrittes begiebt sich Lautaro herab und stößt in sein reich belegtes Schlachthorn. Gern folgte das Volk dem Rufe zur Ruhe. Derselbe befreite es aus peinlicher Gefahr. Weniger zufrieden mit dieser Wendung, erhob der grimme Tucapel gegen Lautaro barsch seine Stimme und machte es ihm zum Vorwurfe, daß er ihm die Gelegenheit nehme, sich am wüsten Pöbel zu rächen und zu zeigen, was er vermöge. Nachdem Lautaro den jähzornigen Stürmer beschwichtigt, geleitet er ihn auf die nun wieder gefüllte Bühne zurück, wo Caupolican in edler Nichtbeachtung des heftigen Zwischenfalles in gefälliger Weise die unterbrochene Berathung wieder in ihr Geleise bringt. Lautaro tritt Colocolo's Vorschlage bei, dessen Weisheit sich von jeher unübertroffen gezeigt habe. Er selber erbot sich, die Führung des Zuges gegen Santiago, da ihm von seinem Leben unter den Spaniern her das Land auf jedem Schritte bekannt sei und er mit den Spaniern so häufig in Gemeinschaft gekämpft und deren Kriegführung, Künste und Gewohnheiten kennen gelernt habe. Lautaro forderte zu dieser Unternehmung nur fünfhundert, aber auserlesene Leute und versprach, seinem Oberbefehlshaber die Stadt mit den Köpfen von hundert vornehmen Spaniern zu übergeben. Dieser Vorschlag fand den Beifall der Fürsten und ward dem harrenden Volke verkündigt, worauf die gewöhnlichen Feste begannen, welche vierzehn Tage währten und mit Spielen, Schmausen und Trinkgelagen gefeiert wurden. Lautaro schlug dann

mit seinem auserlesenen kleinen Heere den Weg nach Santiago oder Mapocho ein, während Caupolican mit dem Hauptheere auf Imperial losging. Von dieser schwach bewehrten Stadt war er nur noch drei Meilen entfernt, als sich ein großes Doppelwunder begab und plötzlich eine von jenen außerordentlichen Erscheinungen wie mit greller Zudringlichkeit aus der nach berechenbaren Gesetzen wohlgefügten Ordnung der Natur heraus oder vielmehr in dieselbe hineintrat, welche nach jenen Gesetzen gar nicht begriffen werden können, denselben widersprechen und den Beweis liefern, daß noch eine andere Macht als die Naturnothwendigkeit und deren Mechanismus in der Welt sich thätig erweist. Sie ist über jene Gesetze und die mittelst derselben erhaltene Ordnung erhaben, da sie außer denselben, ja wider dieselben zu wirken vermag, ohne daß übrigens dadurch die Ordnung des Ganzen gestört und der allgemeine Lauf unterbrochen und aus seiner Bahn gebracht wird. Hieraus folgert man mit Recht, daß diese Macht auch die Herrin jener Gesetze, die Verordnerin derselben und die Regiererin nach denselben ist. Denn sonst müßte nach dem alten, auch von dem Munde der Wahrheit selbst bestätigten Satze: „Ein jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden, und eine jede Stadt und ein jedes Haus, das wider sich selbst uneins ist, wird nicht bestehen," das Reich der Welt zu Grunde gehen und sich auflösen, wenn einander entgegengesetzte Gewalten darin herrschen und ihre Ein-

flüsse geltend machen würden. Da wir nun aber trotz der vielen Wunder, welche sich zu allen Zeiten und unter allen Völkern begeben haben, die Welt bestehen und nach denselben Gesetzen nach wie vor regiert werden sehen, können jene anscheinenden Eingriffe in die Gesetze der Natur, ihre Ordnung und ihren Lauf nur von demselben Wesen ausgehen, das jene Gesetze gab, jene Ordnung einrichtete und jenen Lauf vorschrieb. Denn nur dieselbe Macht, welche die Ordnung geschaffen und erhält, kann solche Abänderungen derselben treffen, welche derselben nicht nachtheilig werden. Dieser Satz giebt zugleich den Schlüssel zu der angefochtenen Möglichkeit der Wunder. Nur ein Unbesonnener kann diese Möglichkeit in Frage stellen. Ist doch die Natur, welche er den Wundern entgegenstellt, selbst anfangs nur die Wirkung eines Wunders gewesen und zwar des größten, das wir kennen, des Wunders der Schöpfung. Ein nicht minder großes Wunder, dessen Augenzeugen stündlich tausend Millionen Menschen sind, ist das fortwährende Wunder der Erhaltung der Welt. Diese Wunder fallen nur in die sinnlich wahrnehmbare Sphäre. Ein unzählige Male beobachtetes Wunder: die Bekehrung und namentlich die plötzliche Bekehrung eines Sünders ist eine so gewöhnliche Erscheinung, daß man kaum mehr die ungeheure Auffälligkeit spürt, welche darin zu Tage kömmt, daß ein Kind der Hölle wie im Umsehen sich auf dem Pfade zur Seligkeit findet und die größten Gegensätze von Selbstvergötterung und

Selbstverachtung, welche es giebt, an sich darstellt. Wer wollte hiernach noch die Möglichkeit des Wunders bezweifeln? Was wir Wunder nennen, sind ja nur Modificationen des großen Wunders der Weltschöpfung und Welterhaltung, mithin nur geringere Wunder in dem größten der Wunder. Sehr weise klingend, aber albern, ist die wunderfeindliche Bemerkung, die Vorsehung Gottes, welche im Voraus Alles weise geordnet, vertrage sich nicht mit einer Störung, welche sie mittelst der Wunder am eigenen Werke vornehme. Woher weiß denn der kluge Bemerker, daß die Vorsehung nicht auch vom Anfange an die Wunder vorbereitet und mit in die Oekonomie seines ganzen Werkes gebracht hat, so daß sie keine Störung desselben sind? Der Klügling beantworte doch gefälligst auch, wie er es mit der Vorsehung Gottes räumt, daß ein der Erndte nahes reifes Kornfeld vom Hagel zerschmettert wird, daß ein in der schönsten Entwickelung begriffener reicher Menschengeist, wenn er eben verspricht, seine fruchtbare Kraft vielleicht dem ganzen Geschlechte ersprießlich zu machen, durch jähen Tod aus dem Kreise seiner Wirksamkeit abgerufen wird, und weßhalb wir täglich millionenfache Ansätze zu mannichfaltigem Leben und großartiger Wirksamkeit vernichtet werden sehen? Hat man auf solche Fragen kein anderes Auskunftsmittel, als den Hinweis auf die Unerforschlichkeit der Rathschlüsse Gottes, warum nicht auch bei dem doch nur anscheinenden Widerspruche, in welchem die Wunder mit den Gesetzen in der Natur stehen? Man

darf deßhalb auch schon zugeben, daß sie der Weisheit würdig sind. Bei Lichte besehen, sind die Wunder aber die einzigen Mittel, durch welche den Menschen das unmittelbare Eingreifen des Schöpfers kund gethan werden kann. Sie erscheinen hiernach sogar nothwendig. Hierauf weiset Christus auch hin, wenn er sich auf die ihm von seinem Vater gegebenen und vor den Augen der Menschen ausgerichteten Werke dafür beruft, daß ihn der Vater gesandt. Auf die Frage, weßhalb die Wunder, wenn dieselben sogar für nothwendig erachtet werden können, nicht immer geschehen und nur die Zeitgenossen Jesu vorzugsweise das Vorrecht genossen, diese Zeichen seiner Gottheit zu schauen, ist wohl kaum treffender zu antworten, als der heilige Augustinus es zu seiner Zeit gethan, da er sagte: „Die Wunder können nicht fortwährend geschehen. Sie ergreifen uns nur dann, wenn sie auffallend sind; sie sind es aber nicht mehr, wenn sie gewöhnlich werden. Denn die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, die periodische Wiederkehr der vier Jahreszeiten, die Entkleidung der Bäume und die Erneuerung ihrer Blätter, die wunderbare Kraft des Sommers und die Schönheit des Lichtes, die Mannichfaltigkeit der Farben, der Töne, des Wohlgeruches, der Säfte — alles das würde für den, der es zum ersten Male sähe, fast betäubend und niederschlagend sein. Wir aber geben kaum Acht darauf, nicht, weil wir die Ursachen leicht erkennen, — denn was könnte uns verborgener sein? — sondern weil wir uns daran

gewöhnt haben. Es ist also sehr nützlich, daß Gott Wunder that, welche der erstaunten Menge Achtung einflößten und deren Sitten umwandelten." Wer hat auch ein Recht, Wunder zu schauen? Nachdem das Gesetz Christi überall Autorität hat und die Wunder, welche er wirkte, beglaubigt worden und für alle Zeit Gültigkeit haben, sollte man glauben, daß wenigstens die Christen nicht nach noch mehren Wundern Verlangen tragen und darnach fragen dürften. Wozu bedürfen Seelen, welche Jesum unter der Hülle des Sacramentes anbeten und welche mit festem Glauben bekennen, „daß in dem heiligsten Sacramente des Altares zugleich mit der Seele und Gottheit unseres Herrn Jesu Christi sein Leib und Blut wahrhaft, wirklich und wesentlich da sei," noch besonderer übernatürlicher Erweise dieser Gottheit oder Entschädigung dafür, daß sie seine glorreiche Menschheit nicht in der Gestalt, wie sie über die Erde wandelte, mit irdischen Augen geschauet haben? Ihnen ist ja die Seligkeit zugesprochen, wenn sie nicht sehen und doch glauben. Ein Wunder bekehrt weit gründlicher, wenn man es nicht siehet. „Gründe, die man in der Ferne siehet, scheinen unserer Aussicht Schranken zu setzen. Ist man ihnen aber nahe gekommen, so fängt man an, auch noch jenseits etwas zu sehen. Den wetterwendischen Geist ist nichts im Stande zu halten. Es giebt keine Regel ohne eine oder die andere Ausnahme" *). Abgesehen hievon, scheint jetzt aber der

*) Pascal pensées.

unmittelbare Anblick der Wunder weit weniger nothwendig zu sein, als früher. Denn als Christus lebte, gab es für ihn und die Göttlichkeit seiner Lehre keine andern Beweise, als seine Wunder. Dasselbe war auch mehr und minder in den ersten Zeiten der Kirche der Fall. Heutzutage und schon seit lange her stehet es ganz anders und was in den Anfängen des Christenthumes die Wunder beweisen sollten, kann jetzt durch die Erfüllung der Prophezeiungen auf Christum und die Kirche bewiesen werden. Die Hauptsache aber ist, daß die Kirche, die Säule und Grundveste der Wahrheit seit dem ersten Pfingstfeste unerschütterlich da stehet und eine lebendige und untrügliche Zeugin für Alles ist, was christliche Wahrheit und Thatsache ist. Wozu, kann man denjenigen, welche es befremdet, daß sie die Wunder nicht mehr so häufig wahrnehmen, als solche im Anfange des Christenthumes sich zeigten, antworten, bedarf es jetzt derselben, wo das allgemeine Wunder der Gründung des Christenthums den Sturz der heidnischen Welt, die Bekehrung des ganzen Erdkreises zum Kreuze Christi Jedermann fortwährend vor Augen stehet, wo wir schon christlich geboren und erzogen werden und Alles in der uns umgebenden Gesellschaft uns den Glauben mittheilt? Ungläubig zu sein, wie diejenigen, welchen durch die Wunder der Glaube zugänglich gemacht werden sollte, ist jetzt eine Art Kunststück, eine Naturwidrigkeit. Nur eine Verkehrnng, ein Fehltritt, eine Verführung können uns hinausdrängen aus dem Glauben. Da die Juden

und Heiden die Beweise nicht hatten, welche uns geläufig sind, so mußten früher die Wunder eine weit größere Bedeutung haben, als jetzt. Wenn auch mit Bekehrung der Welt der Zweck der Wunder erreicht war, so sind dieselben uns doch unverloren, denn der Erfolg, welchen die Wunder hatten, läßt uns dieselben erkennen, und so werden diese Wunder auch stets für uns ein Beweis für die Göttlichkeit des Christenthumes und der christlichen Kirche sein. Wenn gleich nun die Wunder nicht mehr nöthig erscheinen, der ganzen Welt die Göttlichkeit des Christenthums zur Evidenz zu bringen, so fehlt doch viel daran, um behaupten zu können, daß sie nicht noch in einzelnen Fällen, ja für ganze Nationen eben so zweckmäßig und nothwendig seien, als im Anfange der Kirche. Daher finden wir denn auch in der That von jeher überall, unter allen Völkern und zu allen Zeiten eine Menge von Wundern als geschehen gemeldet, von deren Mehrzahl freilich noch zu erweisen bleibt, ob sie wahre Wunder gewesen. Von vielen aber ist nach allem menschlichen Ermessen und angestellter sorgfältigster Prüfung nicht anders zu urtheilen, als daß sie wirkliche Wunder waren. Sind eine Menge für Wunder angesehene Thatsachen auch falsche Wunder, d. h. von Betrügern nachgeahmte und dafür ausgegebene, oder von leichtfertigen oder unwissenden Beobachtern ohne genügende Untersuchung dafür angenommene, so kann dadurch nicht, wie wohl geschehen, ein Mißtrauen gegen Alles, was Wunder heißt, gerechtfertigt werden, sondern eher

die Annahme wirklicher Wunder als gesichert erscheinen, indem die falschen Wunder wahre voraussetzen, und wenn es keine wahren gäbe, gar keine Möglichkeit existirte, falsche in Umlauf zu bringen. Denn das Falsche kann sich nur durch den Schein des Wahren Geltung verschaffen und halten. Es mußte vorher wahre Wunder geben, ehe falsche zu Ansehen gelangen konnten. Den Wundern des Evangeliums, durch Gottes Wort bezeugt und denjenigen, welche uns die Kirche in ihrer umsichtigen Autorität empfiehlt, darf man Glauben schenken, weil die ersten an sich selber über allen Zweifel erhaben sind, der Annahme der andern aber eine Untersuchung vorangegangen ist, gegen welche vergleichsweise die meisten Untersuchungen, welche vor bürgerlichen Gerichtshöfen geführt werden und in Folge deren über Leben und Tod erkannt wird, wahre Leichtfertigkeiten und Ungründlichkeiten zu nennen sein dürften, obwohl alle Welt die Urtheile für wohl erwogen und gerecht erachtet. Die wenigsten geschichtlichen Thatsachen, welche bewährte Historienschreiber melden, und an deren faktischer Wirklichkeit kein Mensch zweifelt, sind so wohl verbürgt, so gründlich untersucht und so genau festgestellt, wie die Wunder, welche die Kirche als erwiesene bezeichnet. Niemand ist gleichwohl verpflichtet, dieselben zu glauben. So soll denn noch weniger Jemand angesonnen werden, die Erscheinungen, deren Augenzeuge Caupolican auf dem Wege nach Imperiale mit den Seinigen gewesen und welche von vielen Aura-

canern nachmals den Spaniern bezeugt wurden, als zweifellose Thatsachen anzunehmen, da es ihnen an einer kirchlichen Empfehlung gebricht und die Poesie bald, nachdem sie dieselben wahrgenommen, sich bemühet hat, ihnen ihr Gewand anzulegen. Die Spanier zweifelten, als sie von der wunderbaren Vision, von welcher ein ganzes Heer Zeuge gewesen*), vernahmen, nicht daran, daß dieselbe den Zweck gehabt, einem blinden Volke über die Lüge und Unzulänglichkeit seiner bisherigen Religion die Augen zu öffnen und demselben über den Weg, der zur Wahrheit führt, eine andeutende Offenbarung zu Theil werden zu lassen, sowie ihnen selber in augenblicklicher Bedrängniß eine überirdisch gewirkte Hilfe zu senden. Am 23. April des Jahres der Gnade 1554 also war es, als Caupolican, um den letzten Marsch auf das schwach besetzte, schlecht befestigte und übel versorgte Imperial anzutreten, das Zeichen mit dem Horne zum Aufbruch geben ließ. Kaum war der Ton verhallt, als sich mit eilends von allen Seiten zusammenziehenden Wolken die Luft verfinsterte, in welcher ein dumpfes Getöse, als führten die vier zu Stürmen angefachten Winde mit einander im Widerstreite heftigen Krieg, sich vernehmen ließ. Wasser, Hagel und Steine schleuderten die gefüllten Wolken hernieder. Blitz und Donner zerrissen dieselben und spalteten dröhnend die Erde, von welcher ein Wirbelwind alles leicht Bewegliche mit Hast empor-

*) Que fue todo un exercito testigo.

riß und aufwärts kreiselte. Eine allgemeine Furcht erfaßte das ganze Heer; kein Muth war so beherzt, kein Wille so unbeugsam, daß er in solchem Aufruhr der Elemente alles Bangen von sich fern zu halten gewußt hätte. Zunächst hatte ein Jeglicher nur Anstrengung und Kampf zu bestehen, sich aufrecht zu erhalten und nicht umgeworfen oder hinweggeschleudert zu werden. In dem Augenblicke, wo die Furcht und der Schrecken am höchsten gestiegen, stellte sich die furchtbare Erscheinung Epunamuns dar, welcher in dem Sturme in Gestalt eines wilden schrecklichen Drachen, den gewundenen Schweif in Feuer gehüllt, brausend dahergefahren kam und mit entsetzlicher dumpf und rauh tönender Stimme, nachdem er sich ihnen als den Gott des Krieges zu erkennen gegeben, die Söhne Arauca's anredete und ihnen befahl, sie sollten ohne Verzug die in Trauer versunkenen und muthlos gewordenen Spanier aufsuchen; ohne Mühe würden sie jede Abtheilung derselben, die sie anträfen, überwältigen. „Mordet sie, werft sie in die Flammen, lasset keine Mauer stehen und keinen Christen am Leben!" So rief er vernehmlich, daß alle ihn hörten. Sodann löste er sich in Rauch auf und verschwand. Alsbald begannen die empörten Elemente sich zu beruhigen und die entzügelten und fesselloss daherfahrenden Winde flohen in ihre Höhlen zurück. Die Wolken suchten ihren Aufenthalt wieder, frei strahlten alsbald Sonne und Himmel. Nur die Furcht gab selbst im Busen der Tapfersten ihre Eroberung noch nicht auf. Der Sturm

war vorüber und der heitere Himmel bekleidete das feuchte Gefilde mit freundlicher Anmuth, als im schnellen leuchtenden Fluge auf einer Wolke eine weibliche Gestalt herabschwebte. Sie war mit einem schönen, weißen Schleier verhüllt und von einer Glorie umstrahlt, vor welcher der Glanz der Sonne verschwand, wie am Mittage in der Nähe der letztern ein Stern sein Licht einbüßt. Ihr heiliges Antlitz verscheuchte die Furcht und beruhigte alle Gemüther. Mit ihr kam ein Greis im Silberhaare, dem Ansehen nach von heiliger und strenger Lebensart. Mit sanfter und lieblich tönender Stimme redete die Frau die Wilden an. „Wohin trachtest du, verlorenes Volk? Unverzüglich kehre heim in dein Land und trage nicht die Schrecken des Krieges in die nahe Stadt. Gott hat beschlossen, seinen Christen beizustehen und ihnen Macht und Herrschaft über euch grausame, undankbare Empörer zu verleihen, die ihr euch erkühntet, ihnen den schuldigen Gehorsam zu versagen. Sehet euch vor, weicht zurück, denn in ihre Hände wird Gott Schwert und Urtheil legen.“ Mit diesen Worten verließ sie die Anhöhe, von welcher sie dieselben gesprochen, und schwebte durch den weiten Aether zum Himmel empor. Mit begierigem, unverwandten Blicke, offenen Mundes, wie athemlos, verfolgen die Araucaner die strahlende Erscheinung. Verschwunden war sie. Seltsamer Anblick! Wie Leute, die aus einem ängstlichen Traume erwachen, betrachten die Araucaner einer den andern, aber kein Wort kömmt über

ihre Lippen. Alle, als wäre es ein Sinn und ein Wille, schlagen, ohne des Feldherrn Befehl abzuwarten, den Weg nach Arauco ein. Sie eilen, ohne Ordnung, schnell wie der Wind. Es bedünkt sie, es entzünde sich ein stechendes Feuer auf ihrem Rücken, und so stürzen sie unaufhaltsam von dannen. Nur Caupolican, welcher seinen Blick der Erscheinung nachgesendet in den Himmel und ihn dort gleichsam verloren zu haben, aber vergeblich wiederzusuchen schien, blieb wie aus der Gegenwart mit dem geistigen Theile seiner Persönlichkeit entrückt, und mit dem leiblichen auf dem Schauplatze des Wunders angewurzelt, allein zurück. Wie lange er gleichsam sich selber abhanden gewesen und wo sein Sinnen und Denken inzwischen geweilt, wußte er sich selber nicht anzugeben, als er nach Wiederkehr des Bewußtseins sich von allen seinen Leuten verlassen sahe und nach allen Wahrnehmungen, die er um sich her machte, wohl erkannte, wie sie nicht vorwärts gegangen, sondern heimwärts gekehrt waren. Zu andern Zeiten würden ihn über ein solches Erlebniß Gram und Wuth erfaßt haben, vielleicht hätte er sogar, um eine Schmach wie diese nicht zu überleben, Hand an sein eigenes Leben gelegt. Von dergleichen ward er aber so wenig angewandelt, daß er ruhigen Schrittes dahin wandelte, nur in Gedanken über dasjenige vertieft, was er geschauet. Mit höchster Gewißheit bezeugte er sich selber, daß hier keine Gaukelei seiner Sinne mit ihrem Spiele seine Vernunft berückt. Er hatte ja wahrgenommen, wie alle

seine mitanwesenden Landsleute das Gleiche geschauet und konnte an der eingetretenen Wirkung dieses Anblickes am besten ermessen, welch einen tiefen Eindruck derselbe auf sie gemacht, da sie völlig ihre Natur verläugnet hatten, ihrem Charakter untreu geworden waren und vor einer Macht, die sich noch niemals in solcher Energie ihnen offenbart, den Trotz ihres wilden Muthes demüthig eingezogen und der Mahnung, die ihnen aus dem Munde der überirdischen schönen Frau zugegangen war, unverzügliche Folge geleistet hatten. Er fühlte sich selber erfaßt von einer höheren Gewalt, da er so gar keine Aufwallung seines sonst so leicht emporlodernden Jähzornes verspürte. So wandelte er in sanfter Niedergeschlagenheit und zerstreuender Unentschlossenheit dahin bis der Abend um ihn her auf die Flur sich niederließ und er an die Stätte gelangte, wo er am vorigen Tage den Pater Pedro unter der Obhut einiger vertrautern Araucaner zurückgelassen, der zwar als Kriegsgefangener von seinen Landsleuten behandelt werden mußte, dem er aber eine so starke geheime Zuneigung zugewendet, daß er ihn, um vor wilden Ausbrüchen der Art, wie sie einen Tucapel und ähnlich naturirte jähe Persönlichkeiten unter den Araucanern wohl überraschten, eine Sicherung herbeizuführen, nur unter einer Bedeckung von zuverlässigen Mannen zurückließ, wenn er ihn nicht in seiner eigenen genugsamen Schutz gewährenden Nähe haben konnte. So hatte er denn den Pater beim Zuge auf Imperial vorsichtig zurück-

gelassen, um ihm theils den Anblick der Schreckensscenen, welche die Eroberung der Stadt in Aussicht stellte, zu ersparen, theils aber den Folgen der Entrüstung zu entziehen, womit ein unerwartetes Mißgeschick die Araucaner etwa erfüllen möchte. Pedro war durch die heimwärts eilenden Araucaner bereits von dem Wunder unterrichtet, dessen Augenzeugen sie gewesen. Sie hatten natürlich nicht versäumt, wie unter ähnlichen Umständen überall geschehen wird, die Geschichte in ihrem Sinne mit den Farben des Schreckens wie einer angenehmern Ueberraschung auf das Beste auszuschmücken. Caupolican's erstes Geschäft nach dem Zusammentreffen mit dem Pater war eine möglichst gegenständlich gehaltene Darstellung des Vorganges und die daran geknüpfte Frage: was er davon halte? „Sage mir lieber, entgegnete der Pater, was du selber davon hältst." Caupolican gestand, daß ihn nach den mancherlei Unterredungen über Gegenstände, die den Kreisen der sinnlichen Wahrnehmung entrückt seien und die er mit ihm gepflogen, die schon früher nicht sehr fest bei ihm gewesene Ueberzeugung, die Götter seiner Nation hätten sich in sichtbarer Gestalt dem Volke gezeigt, sehr wankend geworden sei; daß er aber, nachdem er mit seinem ganzen Heere gleichsam handgreiflich den Gott des Krieges geschauet, an die Erscheinung der Götter zu glauben sich gedrungen fühle. Allein die nach Epunamun's Verschwinden eingetretene Erscheinung der himmlischen Frau und des verklärten Greises gebe doch zu erken-

nen, daß es noch andere Gottheiten, als die Araucanischen geben müsse und daß auch andere Nationen die ihrigen haben möchten, ja daß die Gottheiten verschiedener Nationen sich in einem feindlichen Verhältnisse gleich den Nationen selber gegen einander befinden könnten. Die Erscheinung der himmlischen Frau, welche sich ganz deutlich als eine Gönnerin der Christen zu erkennen gegeben und ihren feindlichen Sinn gegen die Araucaner unverholen an den Tag gelegt habe, scheine ihm durch die Gottheit der Christen gesendet zu sein. Er müsse sagen, daß, so viel sichtlichen Aufschluß ihm die Erscheinungen auch gegeben, um so viel verworrener nun seine Vorstellungen und was er sich bei dem wunderbaren Vorgange zu denken habe, geworden. Pater Pedro entgegnete: „Deine Meinung, mein lieber Caupolican, daß ein jedes Land oder Volk seine eigenen Götter habe, ist, wenn man sie auf den wahren Gehalt zurückbringt, nicht ohne allen vernünftigen Grund. Wie du die Sache angesehen, ist sie irrig. Allein wie der Irrthum in der Regel immer nur eine falsch angewendete oder ausgeartete Wahrheit ist, so auch hier. Das Falsche hat nur deßwegen Bestand, weil ihm das Wahre Interesse und Glauben verschafft. Dem Irrthum verschafft jederzeit nur irgend eine Wahrheit, deren Bild er nachahmt, Geltung und Umlauf. Der menschliche Geist hat dagegen eine angeborene Hinneigung zur Wahrheit. Er ist aber deßhalb auch für alle Arten von Täuschungen empfänglich, weil ihn die darunter ver-

borgene oder damit vorgespiegelte Wahrheit anziehet. Die Wahrheit ist nun die, daß unsern heiligen Urkunden, welche wir als das Wort Gottes verehren, zufolge die einzelnen Reiche und Länder ihre besondern Schutzgeister haben, welche gleichsam die Aufsicht über dieselben führen, ihr Wohl und Wehe wahrnehmen, und so weit ihnen die Macht dazu von der Vorsehung eingeräumt worden, auch eine thätige Fürsorge für die ihnen anvertrauten Provinzen eintreten lassen. Ja nach der heiligen Schrift treten sie wohl für das Wohl der ihnen befohlenen Völker in eine Art Kampf mit einander *). Daß ein Engel, den man sich als einen vollkommenen Geist zu denken hat, im Widerspruche mit einem andern seiner Art sich befindet, darf nicht befremden. Die heiligen Engel sind und bleiben unter einander in der vollkommensten Liebe geeint, können aber doch verschiedene Ansichten und entgegengesetzten Willen in Dingen haben, rücksichtlich deren ihnen Gottes Rathschluß noch nicht bekannt ist. So kann der eine für diese Sache, der andere aber für deren Gegentheil wirken, obwohl beide immer mit völliger Unterwerfung unter den Willen des Allerhöchsten. So wäre es an sich nicht unvernünftig und der Offenbarung zuwider, wenn man annehmen wollte, die spanische Nation und die Araucanische hätten eine jede ihren besondern Schutzengel, welche ihre Interessen sich angelegen sein lassen und

*) Daniel X. 13—20.

darüber selbst in Widerstreit kommen könnten. Ob ein solcher Zwiespalt aber sich in der Erscheinung offenbart hat, deren Zeuge du gewesen, mag ich nicht behaupten, ja möchte es fast bezweifeln. Jedenfalls werden wir je nach dem Eintreffen die Vorhersagungen, die bei diesem Anlasse verlautbart wurden, zu ermessen im Stande sein. Ich glaube aber schon vorläufig annehmen zu dürfen, daß nicht euer guter, sondern euer böser Geist euch erschienen, dagegen die weibliche Erscheinung die uns Spanier oder Christen beschützende geistige Persönlichkeit gewesen ist. Es ist nämlich eine uralte, wenn gleich weniger, als die Lehre von Schutzengeln beglaubigte Annahme, daß einem jeden Menschen wie ein guter, so auch ein böser Engel zugesellt sei oder sich zugesellt habe. Letzterer übt, wenn der Mensch ihm durch böse Neigungen und lasterhaftes Verhalten huldigt und sich in dem Maße, worin er beiden sich hingibt, von seinem guten Engel und Gotte, der ihm denselben zum Schutze bestellt, abwendet, die Herrschaft über ihn. So werden die bösen Geister Urheber und Beförderer des Bösen unter den Menschen. Dieser Ansicht entsprechend finden wir denn auch in unsern heiligen Schriften die Vorstellung ausgedrückt, daß der große Haufen der Menschen, welcher böswilliger Unwissenheit des Guten und der Sittenverderbniß sich hingegeben, von den feindselig gegen Gott gesinnten Geistern und deren Oberherrn, dem Teufel, beherrscht wird. Diesem gehorchen sie, seine Kinder sind sie und gehören zu

seinem Reiche. Von allen denen also, die ihren bösen Begierden und Lüsten folgen, die der Sünde dienen und Gottes Willen widerstreben, heißt es, sie gehorchen dem Teufel oder stehen unter der Herrschaft desselben, weil sie seinem Willen gemäß handeln und ihn nachahmen. Daher stehen die Heiden, denen es an richtiger Gotteserkenntniß und Sittlichkeit mangelt, unter seiner Herrschaft. Die Meinung, daß in den heidnischen Ländern böse Geister die Stelle einnähmen, welche beim Volke Gottes oder andern seiner Fürsorge sich erfreuenden Nationen die Schutzengel dieser Länder inne haben, findet sich daher auch schon unter jenem auserwählten Volke in früher Zeit verbreitet. Ihr Araucaner selber theilt die Herrschaft über die geistige Welt unter gute und böse geistige Wesen. Da eure Väter, denen die heilige Ueberlieferung und die Wahrheit abhanden gekommen war, den Ursprung des Guten und Bösen sich nicht zu erklären vermochten, haben dieselben ihre Zuflucht zu der Annahme oder vielmehr Entdeckung zweier entgegengesetzten Wesen genommen, um dem Widerspruche wenigstens eine scheinbare Grundlage zu geben. Euer höchster Geist und Welturheber regiert euern Ueberlieferungen zufolge, die unsichtbare Welt wie du als Toqui dein Land. Er ist gewissermaßen der Toqui jener Welt und hat, wie du, seine Ulmeni unter sich, denen er die Ausrichtung seiner Befehle und die Besorgung geringerer Dinge überträgt. Eure Religion lehrt, daß diese himmlischen Ulmeni gerade die näm-

lichen Obliegenheiten erfüllen, welche bei uns den Schutzengeln zugewiesen sind. Da sie mit der guten Gottheit, euerm Meulen übereinstimmen, so mäßigen sie das Uebergewicht des Guencubu, eures bösen Principes und Geistes. Ich habe vernommen, daß ihr Araucaner euch jeder einen weiblichen, jungfräulichen Schutzgeist, Amci-Malghen, zu haben rühmt. Nicht selten hörte ich, wenn einem etwas nach Wunsche und wohl gerathen war, ihn sagen: Nien cai qui Amcimalghen, d. h. ich habe meine Nymphe nahe: Ob Guencubu ähnlicher Weise von untergeordneten bösen Geistern bedient wird, als Meulen, habe ich mir aus euern mir bekannt gewordenen Ueberlieferungen noch nicht klar machen können. Da ihr aber an Gespenster glaubt, auch annehmt, daß die Geister der Verstorbenen, welche ihre ehemaligen Leidenschaften und Neigungen behalten, mithin, wenn sie hienieden böse waren, solches auch bleiben, so wird die Annahme wohl nicht gewagt sein, daß diese Geister von Guencubu zur Vollführung seiner bösen Absichten und Verleitung der Menschen gebraucht werden. Du siehest aus dieser Vergleichung, mein theurer Caupolican, wie sich meine dir vorhin gemachte Bemerkung auch hier bestätigt, daß allem Irrthume ein größerer oder minderer Theil von Wahrheit beigemischt ist, welcher jenen trägt und erhält, weil eine Täuschung ohne Wahrheit daneben oder dahinter gar nicht bestehen kann. Was an Wahrheit in euern religiösen Vorstellungen sich findet, sind die Ueberbleibsel dessen, was sich von

den ursprünglich durch Gott den ersten Menschen offenbarten Wahrheiten im Bewußtsein eurer Nation erhalten hat, welches, von der Gnadensonne nicht beschienen, in seiner Finsterniß das Falsche von dem Wahren nicht abzugränzen, noch jedem davon seinen Theil zuzuweisen verstehet. Nach diesen Auseinandersetzungen glaube ich nun annehmen zu müssen, daß die Erscheinung des Drachen, welchen Du und Deine Araucaner heute geschauet, eine Offenbarung eines bösen Geistes gewesen, weil nicht nur die Art und Weise, wie, sondern auch die Gestalt, in welcher er sich gezeigt, nicht diejenige zu sein pflegt, in welchen gute Geister sich darstellen, sondern er erschien gerade so, wie der Herr einem alten Heiligen, dem Job (Cap. 41), den Teufel offenbart hat in den Worten: „Seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröthe. Aus seinem Munde fahren Fackeln, wie entflammte Feuerbrände. Aus seiner Nase gehet Rauch, wie aus erhitztem oder siedendem Kessel. Sein Hauch entzündet Kohlen, und Flammen fahren aus seinem Munde." Das Nahen und die Erscheinung böser Geister ist mit Verwirrung, Getöse und Lärm verbunden. Dasselbe erzeugt Furcht in der Seele, Verwirrung und Unordnung in den Gedanken, Niedergeschlagenheit, Angst und andere unheimliche und drückende Empfindungen, so wie überhaupt Unordnung und Störung in unserm innern Haushalte. Ganz verschieden wirkt aber die Anwesenheit von guten Geistern. Diese werden nie in so erschreckender Gestalt, nicht unter Tosen und Lärmen

und andern Furcht oder Angst erregenden Zeichen sich zu erkennen geben. Ruhe und Gelassenheit werden die Begleiterinnen ihrer Erscheinung sein. Freude, Vertrauen und Wonne werden die Seele derjenigen erfüllen, denen gute Engel sich nahen, denn mit ihnen ist der Herr, welcher unser Heil und unsere Freude ist. Die Stimmung der Seele bleibt hell und rein und sie fühlt sich erleuchtet, daß sie zu schauen vermag, was ihr erscheint. Es bemächtigt sich ihrer eine Sehnsucht nach den himmlischen und zukünftigen Gütern und sie möchte durchaus an die seligen Geister sich anschließen und mit ihnen gehen. Sollten sich Menschen aber doch über die Erscheinung guter Engel entsetzen und fürchten, wovon wir in unsern heiligen Schriften wohl auch Beispiele haben, so benehmen ihnen die Engel doch durch ihr leutseliges Verhalten, ihre liebliche Freundlichkeit und die bestimmte Aufforderung, sich nicht zu fürchten*), alsbald alle Gefühle der Beklommenheit und Angst. Die wiederum Ermuthigten erkennen, wie ihre Furcht, wenn sie nicht etwa die Folge einer Täuschung über die Natur der Erscheinung gewesen, welche sie irrig für die eines bösen Geistes genommen, nicht aus der Bangigkeit der Seele vor einem Unholde, sondern aus dem Erkennen der Anwesenheit eines erhabenen Wesens hervorgegangen war. So habe ich mich denn überzeugt, daß die Angst, welche deine Landsleute nach der Er-

*) Lucas XI. 10. — Matth. XXVIII. 10.

ſcheinung der hehren Frau, die auf dem Hügel mit dem Greiſe im Silberhaare vor euch ſtand, empfanden und welche in ihnen den einmüthigen Entſchluß zur Heimkehr und deſſen ſofortige Ausführung zur Folge hatte, aus dem Gefühle hervorging, daß hier eine erhabene Macht ſich verlautbarte, der ſie zu folgen hätten. Sie achteten daher der Aufforderung des Drachen zum Gegentheile nicht, obwohl dieſer in Entſetzen erregender Weiſe ſich gezeigt und ſie mit furchtbarem Drohen angeredet hatte, ſie auch in der Meinung, *ihren* Epunamun vernommen zu haben, ſich ihm weit gefügiger hätten zeigen ſollen, als der Erſcheinung einer unbekannten Frau, welche ſich offenbar als mit ihren Feinden, den Spaniern, im Bunde zu erkennen gab, weßhalb ſie naturgemäßer Weiſe gerade das Gegentheil von dem hätten thun müſſen, was wir ſie haben thun ſehen. Dieſe Auffaſſung von der Erſcheinung gab ich Dir nur als Vermuthung und verweiſe Dich für die Erkenntniß der wahren Bedeutung nochmals auf die Zukunft, welche die wahre Bewandtniß an den Tag bringen wird."

Die Araucaner haben an der Wahrheit der wunderbaren Erſcheinung nachmals um ſo weniger gezweifelt, als in Folge derſelben ihr Land zwei Jahre hindurch von zahlloſen Widerwärtigkeiten heimgeſucht ward. Das Meer hielt ſeine Ausdünſtungen zurück und ſo begann der Regen zu fehlen, die Gebirge verweigerten ihre Gewäſſer und eine Dürre überzog die Landſchaft. Die Erde zerbarſt und die Pflanzen welkten

und unterließen die Hervorbringung der Frucht, welche ihre Aufgabe war. Folge hievon war eine lange Hungersnoth, welche das Gebiet von Arauco verwüstete und einzelne zu den fürchterlichsten Thaten verleitete, indem sie Andere tödteten, um mit dem Fleische derselben ihre hungernden Magen zu füllen. Es kam vor, daß Brüder einander auf diese entsetzliche Weise verzehrten und die Mutter das Kind, das sie einst geboren, als Speise jetzt wieder zu sich nahm. Arauco litt unter diesem göttlichen Fluche, welcher so lange Zeit auf demselben lastete, grauenvoll. Krankheiten aller Art verbreiteten sich im unglücklichen Lande und führten wieder andere Plagen herbei, so daß kaum eine Person ganz unangefochten und ungeschädigt blieb. Es schien sich hier in veränderter Weise zu wiederholen, was einst in der alten Welt am Nile sich begeben hatte, wo Gott, um den Trotz des Königs Pharao und seiner Egyptier zu beugen und zu demüthigen, jene zehn schrecklichen Plagen wüthen ließ, welche uns die heilige Schrift schildert. Allein Pharao's Herz, wenn auch von momentaner Angst erschüttert und anscheinend auf kurze Zeit zur Nachgiebigkeit gestimmt, ward doch durch keine bis auf den Grund gerührt und für den Herrn gewonnen. In der Tiefe seines Innern blieb er verstockt und sein Stolz bäumte sich wider den Allmächtigen. Caupolican, obwohl über die gemeine Niedrigkeit eines Pharao hoch erhaben, stand ihm doch in der Selbsterhebung und eigensüchtigen Verblendung nicht nach.

Obwohl vom treuen Pater Pedro fortwährend darauf hingewiesen, wie Gott seine Landsleute heimsuche, um ihren stolzen Sinn zu brechen und sie von dem Vertilgungskriege gegen die Spanier, welche als Christen seine besondern Pflegebefohlenen waren, abzuschrecken, konnte Caupolican's unbeugsamer Stolz sich doch nicht dazu bequemen, dem Herrn der Heerschaaren, welcher so sichtlich die Araucaner durch die über sie zugelassenen Drangsale in seine göttliche Zucht nahm, die Ehre zu geben, deren Forderung diese Zeichen seiner Allmacht an ihn und sein Volk gestellt hatten. Hier bewährte sich an Caupolican die Natur und das Wesen des Heidenthumes. Bei der Fülle edler Eigenschaften, welche die Natur ihm gleichsam verschwenderisch mitgetheilt, blieb er doch eben nur auf dem Boden der Natur stehen. Die Zeit der Gnade war für ihn noch nicht gekommen und er daher nicht empfänglich für das Verständniß der deutlichen Sprache, welche diese Fügungen an sein Herz richteten. Die persönlichen Vorzüge Caupolican's, welche fast überall die Gränzlinie der wahren Tugenden erreichten und für solche auch beinahe allgemein galten, waren und blieben von der Substanz des Heidenthumes, welche nichts Anderes ist, als die objective Substanz der Sünde, angesteckt. Diese bestehet in der selbstischen Trennung des Menschen von Gott und in der mittelst Befolgung des eigenen Gelüstens vollzogenen Hingabe an die Natur. Diesen Fall thaten in der aus Stolz oder Hochmuth hervorgegangenen ersten

oder Abfallssünde die ersten Eltern und wurden so die unbewußten Stifter des Heidenthumes. Sie verloren ihre ursprüngliche Gerechtigkeit und Heiligkeit, wurden an Leib und Seele verschlimmert und dem Tode unterworfen. Dieser sündhafte Zustand ging auf alle ihre Nachkommen vermöge der Abstammung von ihnen über. Er hatte die Folge, daß niemand allein durch sich selber im Stande war, Gott wohlgefällig zu handeln und gerecht vor ihm zu werden. So begründete die Erbsünde den Zustand der nackten Endlichkeit, der entblößten, auf sich beschränkten, sich selbst überlassenen Natur. Aus der Ablösung des göttlichen Einflusses und dem Abscheiden der göttlichen Einwirkung, durch welche seine Natur bisher geleitet und erhalten worden war, ging ein krankhaftes, mattes, welkes Dasein der Seele hervor. Adams Erben sind deßhalb mit einer Pflanze verglichen worden, die in Ermangelung der erwärmenden Sonne, des befruchtenden Regens, des erquickenden Thaues, kurz aller Einflüsse von Oben, allmählich dahin schwindet. In dem eigentlichen Heidenthume ist diese Entartung bis in das Ungeheuere gediehen. Dasselbe ist den Thorheiten der Lüge, der Begierlichkeit des Fleisches in ausschweifender Weise verfallen und hat sich selber zur entsetzlichen Caricatur vergöttlicht und göttliche Gerechtsame und Besitzthum angemaßt. Gegen alle Gnade und allen Segen von oben unempfänglich, weiß es, wissen seine Anhänger, wo ihnen von der allbarmherzigen Güte Gottes die Wahl zwischen Natur

und Gnade angeboten und frei gestellt wird, die rechte Wahl nicht zu treffen und in der Probe sich nicht zu bewähren. So vermochte denn auch Caupolican sein selbsterrungenes natürliches Wissen von Gott und von den göttlichen Dingen nicht aufzugeben, weil er für das Wort Gottes, wie es ihm der Pater Pedro vorlegte, keinen Sinn hatte und für den übernatürlich herabgekommenen Glaubensinhalt zu einem Gefäße sich noch nicht eignete. In ihm war, ihm unbewußt und von ihm ungewollt, das Princip des Heidenthums noch mächtig, welches mit der dem Menschen angeborenen und durch die Tradition hergebrachten Gottes-Idee mit Allem, was des Geistes im Menschen ist, eine Verfälschung vornimmt, indem es ihm eine aus dem Reiche der Finsterniß entnommene Grundlage anlügt und diese mit einem religiösen Umhange ausstaffirt, der nur den bösen Geist, welcher zugleich der Urheber jener Verfälschung ist, verhüllen soll. So ging Caupolican's trefflicher Geist in die ärmlichen Lumpen widerchristlicher Selbstgerechtigkeit und verblendeten Selberwissens gekleidet, wie ein durch Mißgeschick um die Erinnerung seiner Abkunft gebrachter und zum Bettler gewordener Königssohn, welcher, weil er nicht anders weiß, als daß er ein Lump ist, sich ganz wohlgemuth bewegt, arglos und unbefangen einher, ohne zu wissen, wie ihm der Böse die Augen verbunden, damit er die Wahrheit nicht erkennen und die providentiellen Zwecke der den Araucanern gewordenen Wundererscheinung nicht ent-

decken möchte. Obwohl von edlem Schrot und Korn, half ihm diese Beschaffenheit nicht davon, daß er es an Verstocktheit dem alten Pharao gleich that. Seine Hochherzigkeit, wie sie auch einem unerleuchteten Heiden eigenen kann, ließ es nicht zu, daß er persönliche Grausamkeit übte wie der Egyptier. Pater Pedro blieb daher unangefochten, so laut und häufig auch der durch die Landesdrangsale immer von Neuem aufgerufene Unwillen der Araucaner den Tod des Spaniers als Sühnopfer forderte. Caupolican und Lautaro bürgten mit Ehre und Leben für Pedro's Sicherheit und die übrigen Ulmeni wetteiferten im Edelmuthe mit ihren Oberanführern, um Pedro gegen jeglichen, auch den kleinsten Unglimpf zu schützen. Jener Racheruf, welcher das Leben des gefangenen Spaniers zum Opfer verlangte, ging nur von dem gemeinen Volke aus. An der Sicherheit, deren der fremde Ordensgeistliche sich unter dieser wilden Nation erfreute, war aber nicht bloß die Großmuth ihrer Führer Schuld, sondern es lag in der sanften, liebevollen, hingebenden leutseligen Weise des Fremden, welcher überall nur Gutes that und seine Wohlthaten gerade denen zu Theil werden ließ, welche dieselben durch ihre feindseligen Gesinnungen wider ihn am wenigsten verdient hatten, eine allen Haß entwaffnende Innigkeit der Nächstenliebe, welcher der nicht zu widerstehen vermochte, der dieselbe einmal gekostet hatte. Dieser milde Blick, dem die Klugheit, die er ausstrahlte, von seiner lieblichen Taubeneinfalt nichts zu nehmen ver-

mochte, war eine Sicherheitswehr von höherm Werthe, als Caupolican's mächtiger Speer, Lautaro's behendes Schwert oder Tucapel's gewaltige Streitaxt, die sich alle erhoben haben würden, wenn dem Spanier ein Haar gekrümmt worden wäre. Er genoß alle Ehren eines Propheten. Wie ein Jeremias verkündete er einem verkehrten und halsstarrigen Volke die Wahrheit, rieth, warnte und wies auf die sich furchtbar erfüllenden göttlichen Strafgerichte hin. Aber glücklicher als Jeremias, war er nicht, wie dieser, ein Gegenstand des Spottes, des Hasses, der Nachstellung und Einkerkerung. Und doch! Wie gern hätte er alle diese Unbilden ertragen, wäre es ihm gelungen, auch nur eins der verlorenen Schaafe, in deren Mitte er weilte, seinem göttlichen Heilande und Meister wieder zuzuführen und dieser abgeirrten Heerde begreiflich zu machen, wie sie sich unter keinem bessern Hirten schaaren könne, als unter der Obhut dessen, welcher von sich zu sagen vermochte: „Ich bin der gute Hirte," und welcher die Weissagungen der Propheten auf einen solchen Hirten herrlich erfüllte. Da es dem Pater Pedro nicht vergönnt war, in Befolgung des ihm von diesem Hirten aller Hirten hinterlassenen Vorbildes, wie er doch so gern gethan haben würde, sein Leben für das Seelenwohl der Araucaner zu opfern, so versäumte er wenigstens keine Gelegenheit, die Wahrheiten des Heiles unter ihnen in Umlauf zu bringen und die vorgetragenen Lehren durch eine denselben entsprechende Handlungsweise zu be-

thätigen, wozu er in der allgemeinen Landesnoth häufige Gelegenheit fand. Er suchte die Leidenden auf, half und tröstete, wie er vermochte. Hierdurch bethätigte er seinen Glauben und erfüllte das königliche Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selber. Er gedachte der goldenen Worte des Apostels Jacobus: „Was nützet es, meine Brüder, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn selig machen? Wenn ein Bruder oder Schwester von Kleidung entblößt wäre und Mangel litte an täglichem Unterhalte; jemand aber unter euch zu ihnen spräche: gehet in Frieden, wärmet euch und sättiget euch! ihr gäbet ihnen aber nicht, was zur Leibes Nothdurft gehört, was würde das helfen? So ist auch der Glaube, wenn er keine Werke hat, in sich selbst todt. Ja es kann Jemand sagen: du hast den Glauben, ich aber habe die Werke: zeige mir deinen Glauben ohne die Werke, ich aber will dir aus den Werken meinen Glauben zeigen. Du glaubst, daß ein einziger Gott ist; du thust wohl daran, aber die Teufel glauben es auch und zittern. Willst du aber einsehen, o eiteler Mensch, daß der Glaube ohne die Werke todt sei? Denn, gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also ist auch der Glaube ohne Werke todt.“ Pedro wußte sehr wohl, daß es auch todte Werke, d. h. Werke ohne Glauben, gebe und war gut genug darüber unterrichtet, wie jetzt in seinem Vaterlande die Einschleppung einer Irrlehre versucht ward, welche alle Werke für todte erklärte, ihnen

jeglichen Werth und alle Verdienstlichkeit absprach und deren einzelne Anhänger sich in abenteuerlichen Behauptungen über den Unwerth aller guten Werke gefielen. So hatte Einer behauptet, daß keine reinen Gott gefälligen Werke möglich seien und auch das beste Werk eine läßliche Sünde sei. Und als ihm die Unhaltbarkeit dieses Satzes sogar aus der heiligen Schrift vorgehalten worden, ging er, durch den Geist des Widerspruches gereizt, noch weiter und stellte den Satz auf: jedes gute Werk, auch eines Gerechten, sei in sich selbst betrachtet eine Todsünde, werde aber demselben um des Glaubens willen erlassen. Ein Freund von ihm war noch weiter gegangen und hatte eigens ein Buch geschrieben, welches ganz dem Beweise gewidmet war, daß die guten Werke zur Seligkeit schädlich seien. Als Pedro hievon hörte, dachte er bei sich: die Leute würden ganz recht haben, wenn sie bei ihrem Schelten auf die guten Werke hinzusetzen wollten: alle guten Werke, die der Teufel und sein Anhang in der Hölle und auf Erden verrichten. Denn diese sind der gläubigen und liebenden Gesinnung, welche die nothwendige Voraussetzung der guten Werke ist, ganz unfähig. Alles, was ohne diese geheiligte Gesinnung und ohne diese gläubige Liebe geschiehet, ist eben kein gutes Werk, und wenn es in seiner äußern Erscheinung auch noch so sehr demjenigen gleicht, das aus einer geheiligten und gottgefälligen Geistes- und Willensrichtung hervorgegangen ist. Das geschickteste, bis zur Täuschung nachgeahmte,

ja mit der richtigen Form und mit dem echten Stempel hervorgebrachte Gepräge vermag einem leichten unechten Metalle den Werth und das Gewicht des edeln Metalles, für welches jenes Gepräge vorgeschrieben worden, nimmer zu verleihen. Sollten daher Teufel, unreine Geister und mit Bewußtsein und beharrlich böse Menschen mit anscheinend auch noch so großem äußerlichen Eifer beten, fasten, wallfahrten, Almosen verabreichen und andere in die Augen fallende Dinge thun, welche der Sprachgebrauch gewöhnlich gute Werke nennt, so würden sie eben nichts Gutes gethan haben, weil sie in der Gemüthsverfassung und Willensrichtung, in welcher sie sich befinden, gar nichts Gutes zu thun im Stande sind und die Eigenschaft gut nur den in wirklicher Lebensgemeinschaft mit Christo vollzogenen Handlungen, zu denen die Genannten unfähig sind, zukömmt. Dem Pater Pedro war dieses so einleuchtend, daß er sich das Mißverständniß, welches an der Elbe über diesen Glaubensartikel ausgebrochen war und bereits große Spaltungen herbeigeführt hatte, in seiner schlichten Franciscaner-Einfalt gar nicht zurecht zu legen und erklärlich zu machen wußte. Als die einzelnen Beschlüsse der jetzt noch tagenden heiligen Synode zu Trient nach Amerika hinübergebracht waren, freute er sich daher besonders, darin die guten Werke, die der durch den Glauben Gerechtfertigte verrichtet, als Gaben Gottes bezeichnet und damit die Verdienstlichkeit dieser Werke anerkannt zu finden. Machte er

denn nicht täglich in den Wildnissen der neuen Welt die Erfahrung, daß, sobald die Bewohner derselben begriffen hatten, wie er um eines höhern Zweckes willen und mit Verläugnung aller Selbstsucht ihnen das Gute, das er ihnen that, zuwende, er wie ein von Gott Geschützter unter ihnen wandeln konnte, während viele Spanier, welche zwar auch Gottes Reich und die Kirche zu fördern vorgaben, in der That aber ihrem Eigennutze fröhnten und voll wilder Habgier nur nach Golde, aber nicht nach dem Glauben bei den Indianern, wie sie die Wilden nannten, fragten, wenn sie auf diese Art sich einmal bekannt gemacht hatten, vor Verfolgung und feindseligen Angriffen nie sicher waren. Der einfache Verstand der Wilden begriff also, was hochgelehrten Doctoren der Gottesgelahrtheit in Europa verborgen blieb, daß unter guten Werken und guten Werken ein himmelweiter Unterschied obwalte, den die Gesinnung, in welcher sie vollbracht wurden, begründe. Um gegen die Anfechtungen des Irrthumes gesichert zu bleiben, hatte er sich das 16. Capitel der VI. Sitzung des gedachten Conciles besonders aufgeschrieben und trug diesen Denkzettel beständig bei sich. Namentlich führte er sich die folgenden Worte fleißig zu Gemüthe: „Da sich von Christus als vom Haupte auf die Gerechtfertigten, die seine Glieder sind, eine beständige Kraft ergießt, wie vom Weinstocke in die Reben, eine Kraft, die ihren guten Werken vorangehet, dieselben begleitet und ihnen nachfolgt, eine Kraft, ohne welche sie in

keiner Weise Gott angenehm und verdienstlich sein können, so ist zu glauben, daß die Gerechtfertigten in der Verfassung sind, durch die in Gott verrichteten Werke dem göttlichen Gesetze nach der Weise dieses Lebens Genüge zu leisten und das ewige Leben zu verdienen, wenn sie nämlich in der Gnade sterben." Es ist hiernach also wohl möglich, gute Werke zu verrichten. Allein die Kraft dazu liegt nicht in uns, sondern in der aus dem Haupte sich auf die Glieder ergießenden Gnade. Ohne diese Gnade können die Werke den Menschen nicht rechtfertigen. Deßhalb kann man doch aber nicht behaupten, die Werke seien schädlich, wie von Feinden der Kirche behauptet worden. Die rechten Werke müssen vielmehr geradezu für nothwendig erklärt werden, und das hat auch die heilige Synode nicht angestanden zu thun, indem sie (Cap. 11.) aussprach: Die Gerechten müssen sich um so mehr verpflichtet fühlen, auf dem Wege der Gerechtigkeit zu wandeln, als sie von der Sünde befreit und Gottes Diener geworden sind und nur wenn sie ein nüchternes, gerechtes und frommes Leben führen, Fortschritte durch Christum, durch welchen sie Zugang zu der Gnade gefunden haben, machen können. Denn diejenigen, welche einmal gerechtfertigt worden sind, verläßt Gott mit seiner Gnade nicht, es wäre denn, daß sie ihn vorher verlassen. Daher darf sich niemand mit dem Glauben allein begnügen in der Meinung, er könne durch den Glauben allein die Erbschaft des Himmels erlangen und mit Christo verherrlicht werden,

auch wenn er nicht mit ihm gelitten hat. Denn Christus selbst hat Gehorsam bewiesen und ist Allen, die ihm gehorchen, die Ursache des Heiles geworden. (Cap. 13). Wer stehet, der sehe zu, daß er nicht falle, und denke darauf, mit Furcht und Zittern sein Heil zu wirken in Arbeiten, Nachtwachen, Almosen, Gebeten, Opfern, Fasten und in Keuschheit. Furcht ist nothwendig; denn wir sind nicht zur Herrlichkeit selbst, sondern nur zur Hoffnung auf dieselbe wiedergeboren. Wir haben zu streiten mit dem Fleische, mit der Welt und dem Teufel, und wir können nicht Sieger sein, wenn wir nicht dem Apostel gehorchen, der da spricht: wir sind nicht Schuldner des Fleisches, daß wir nach dem Fleische leben; denn wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben; wenn ihr aber mit dem Geiste die Werke des Fleisches tödtet, so werdet ihr leben." — Die guten Werke sind also nothwendig. Dieselben bestehen aber nicht bloß in gewissen einzelnen Handlungen, wenn auch beispielsweise einige derselben bezeichnet werden. Sondern es fällt unter den Begriff derselben auch alles Denken, Hoffen, Wünschen, Reden, Handeln, alles Erdulden und alles Wirken, kurz das gesammte sittliche Thun und Leiden des in Christo gerechtfertigten Menschen, oder, wie oben gesagt, die Früchte der geheiligten Gesinnung, der gläubigen Liebe. Von der Beobachtung gewisser kirchlicher Ceremonien, äußerlicher Gebräuche und dergleichen, welche die Gegner der Kirche gleichsam ausschließlich als gute Werke, welchen Verdienst unter den Katholiken beigelegt werde,

bezeichnen möchten, kann also hier gar nicht oder nur sehr nebenher die Rede sein. Wenigstens ist die innere christliche Sehnsucht, welche in dem Wunsche laut wird, aufgelöst zu werden, um beim Herrn zu sein, ebenso ein gutes Werk, als eine nach irgend einem Gnadenbilde in wirklich frommer Absicht unternommene andächtige Wallfahrt, und wer in der durch den Glauben angezündeten Liebe zu dem Erlöser Unrecht in stiller Ergebung leidet, Gott das Weitere anheimstellend, thut eben so wohl ein gutes Werk, wie derjenige, welcher Almosen spendet. Wenn dem nun also ist, bei einem Menschen der Eifer zum Guten aber größer ist, als beim andern, und der eine dabei innerhalb der Gränzen der Pflicht stehen bleibt, der andere aber mehr oder weniger weit darüber hinausgehet, so ergibt sich von selbst die Annahme von Werken, welche über die Pflicht hinausgehen und daher auch einen höhern sittlichen und religiösen Werth haben müssen, als die bloßen Pflichterfüllungen. Eine Pflicht ist es z. B. für jeden Christen, sich der Kranken anzunehmen. Wenn nun aber ein Christ sich nicht damit begnügt, einige ersparte Mittel, einige Stunden dem Dienste der Kranken zu widmen, sondern aus hingebender Liebe zu allen Kranken, weil Christus gesagt, Alles, was einem derselben erwiesen, wolle er als ihm selber erwiesen annehmen, sein ganzes Leben der Pflege der Kranken widmet, so muß darin doch wohl ein über die Pflicht hinausgehendes Werk anerkannt werden. Oder: es ist unbestritten Pflicht, für

die Verbreitung des Glaubens zu wirken. Wer nach Kräften die Sendlinge in die heidnischen Länder unterstützt, genügt dieser Pflicht. Wer aber der Welt und jedem weltlichen Berufe ganz entsagt und selbst Glaubensbote unter den Heiden wird, thut ein über die Pflicht hinausgehendes Werk. Wenn man dergleichen Werke überverdienstliche genannt hat, so würde diese Benennung nicht ganz unrichtig sein, wenn man den Menschen mit einem Zwangsarbeiter vergleichen dürfte. In den Correctionshäusern, wo Arbeitscheue zu ordentlicher Beschäftigung und regelmäßigem Fleiße gewöhnt werden sollen, pflegt jedem Corrigenden ein tägliches Maaß von Arbeit, ein Pensum, auferlegt zu werden, das er erreichen muß, wenn er nicht wegen Faulheit gestraft werden will. Erfüllt er dasselbe regelmäßig eine anhaltende Zeit hindurch, so gilt er für einen fleißigen Arbeiter. Leistet er aber mehr, so werden ihm für den über das Pensum hinausgehenden Betrag nach Maaßgabe des Umfanges und der Größe desselben Prämien gezahlt, welche die Benennung Ueberverdienst führen. Die Arbeit, die er mehr leistet, als das Pensum beträgt, ist ein über die Pflicht hinausgehendes, mithin überverdienstliches Werk. Gleichwohl ist der Name kein passender, weil der freie Mensch kein Zwangsarbeiter ist.

Während der Pater Pedro durch seinen in der Liebe thätigen Glauben Werke that, die in jeder Art verdienstlich waren, erzwang er sich, ohne es zu wollen, die Achtung, Verehrung, ja Liebe der Araucaner und

vor Allen seines Gönners Caupolican, welcher, so verblendet er über die Natur und den Zweck der seinem Volke geschickten Heimsuchung auch war, ein um so schärferes Auge, einen um so sicherern Kennerblick für den persönlichen Werth eines Menschen besaß und seine frühere Hochachtung gegen den Pater zu einer unbedingten Bewunderung sich steigern fühlte. Lautaro, welcher den Pater in einer solchen Wirksamkeit schon länger gekannt hatte, bedurfte ihrer Beobachtung nicht, um für denselben in seiner Verehrung eine Steigerung zu erfahren. Vermöge seiner leichten Art, Alles, was er erlebte, zu nehmen, hatte er für die Tiefe, aus welcher eine Handlungsweise, wie die von unserm Pater geübte hervorging, keine Auffassung. Nur Patriotismus und Muth waren die bei ihm tiefer gehenden Empfindungen, in allen übrigen begnügte er sich mit einer bei seiner Tüchtigkeit nicht recht begreiflichen Oberflächlichkeit. Sein natürliches Wohlwollen und sein angeborner Edelmuth waren aber doch einer lebhaften Rührung durch das Gute, das er den Pater seinen Landsleuten erweisen sahe, fähig, und so blieb Lautaro Pedro's besonderer Gönner, wenn es ihm auch bis jetzt an dem Organe gebrach, die Christlichkeit des Gebahrens dieses frommen Ordensgeistlichen zu empfinden und durch dieselbe in der Art angeregt zu werden, wie es den Gnaden der Taufe, welche er unter den Spaniern empfangen, entsprechend gewesen sein würde. Denn mit der Gnade kehrt in die Seele ein vornehmes Gefolge von Tugenden ein; der Mensch

wird ein Glied des Leibes, von welchem Christus das Haupt ist, und es strömt von diesem, wie gedacht, eine Lebenskraft in den Menschen aus, wie aus dem Weinstocke in die einzelnen Reben. Der Seele wird zwar durch die Taufe ein Merkmal eingedrückt, das nicht mehr ausgetilgt werden kann. Indessen ist der Mensch nur erst geheilt, ihm sind in der Taufe alle Sünden, die Erbsünde wie die wirklichen Sünden sowohl hinsichtlich der Schuld als der Strafe erlassen. Freilich wird nun dem Menschen, aus dessen Seele auf diese Weise die Krankheit entfernt worden, auch etwas durch die Taufe gegeben, nämlich die göttliche Gnade, durch welche er gerecht, ein Kind Gottes und Erbe des ewigen Heiles werden soll und die ihm eben das erwähnte Gefolge von Tugenden zuführt. Allein die Gnade kann diese Erfolge nicht zeigen, wenn es der Mensch an seiner Mitwirkung fehlen läßt. Die zuvorkommende Gnade Gottes läßt an den Menschen den Ruf zur Bekehrung ergehen. Sie nöthigt ihn aber nicht, diesem Rufe zu folgen. Denn alsdann würde der freie Wille aufhören. Der Mensch kann vielmehr kraft des letztern den Ruf in den Wind schlagen oder demselben folgen. Zu letzterm leitet ihn die Gnade zwar an, allein der Mensch muß, wenn die wahre und vollständige Wiedergeburt erfolgen soll, der rufenden, erweckenden und erregenden Gnade zustimmen, er darf ihr nicht widerstreben, muß ihrem Zuge, welcher ihm das Folgen so leicht macht, nachgeben. Die erste und nächste Frucht dieser Folgsam-

keit ist der Glaube, vermöge dessen der Begnadigte unerschütterlich und fest von der Wahrheit alles desjenigen, was Gott geoffenbart und verheißen hat, überzeugt sein muß. Neben diesem Glauben aber werden noch die Hoffnung, die Reue über die Sünden, der ernste Vorsatz, dieselben in Zukunft zu meiden, und die Liebe erfordert. Denn wenn der Mensch, vom Lichte des Glaubens erleuchtet, seinen Zustand betrachtet, wenn er das, was er ist, mit dem vergleicht, was er sein soll, so muß der Gedanke an die göttliche Gerechtigkeit, welche ihn strafen sollte für das, was er unterlassen, ihn mit Furcht erfüllen. Diese Furcht treibt ihn, seine Zuflucht zur göttlichen Barmherzigkeit zu nehmen, welche ihm Hoffnung einflößt. Im Vertrauen, daß Gott ihm um Christi willen gnädig sein werde, beginnet er ihn als die Urquelle der Gerechtigkeit zu lieben, die Sünden dagegen zu hassen und zu verabscheuen. Er nimmt sich vor, die Taufe sich ein Reinigungsbad sein und bleiben zu lassen, ein neues Leben zu führen und die göttlichen Gebote zu halten. Diesen Weg, den die göttliche Gnade den Menschen führt, um ihn in den Zustand der Rechtfertigung zu versetzen, hatte Lautaro mißachtet. Die Taufe war an ihm ein äußerliches Werk, und er im Innern der unbekehrte Araucaner geblieben, der er gewesen war. Er hatte nur Anstands halber, aus einer Art Gefühl der Dankbarkeit für seinen Wohlthäter Valdivia die ihm als Christen auferlegten Pflichten, und nur so obenhin erfüllt. Seine Mitwirkung

bei der ihm entgegen kommenden Gnade war so gut wie Null gewesen. Er hatte nicht erkannt, wie unser ganzer Ruhm in Christo ist, in welchem wir leben und durch den allein wir im Stande sind, uns Verdienste zu sammeln. Er hatte der zuvorkommenden Gnade und ihres Rufes, mit dessen Hören die Rechtfertigung ihren Anfang nimmt, nicht geachtet und sich daher die Beihilfe und Erleuchtung des heiligen Geistes nicht in dem Maße angeeignet und zu Nutze gemacht, um so Buße thun, glauben, hoffen, lieben zu können, als es zur Gnade der Rechtfertigung nothwendig ist. Deßhalb blieb auch das Gute, das er vermöge einer edlen Naturanlage dachte und that, immer nur That und Tugend eines Unerleuchteten und hatte etwas Heidnisches. Darum konnte aber mit Recht gesagt werden, es habe ihm das Organ für die Auffassung der Christlichkeit im Gebahren des frommen Paters gefehlt.

Ganz anders empfänglich für die in ihr Herz einfallenden Strahlen der Gnadensonne hatte sich Malaja gezeigt, zu welcher wir nach Imperial zurückkehren, wo sie nach der Zerstörung von Concepcion glücklich unter dem Schutze der Donna Mencia angekommen war, derselben, welche voll Heldensinnes mit dem Schwerte in der Hand den fliehenden Einwohnern von Concepcion sich entgegengesetzt. An dieser Frau hatte Malaja eine Gönnerin gefunden, wie sie bedurfte. Donna Mencia schien in der That

jenes tugendhafte Weib mit der männlich festen Gesinnung zu sein, von welchem der weise Salomon im ersten Verse seines berühmten goldenen Alphabetes der Frauen (Sprüche XXXI. 10.) wie klagend ausruft: „Wer wird ein starkes Weib finden? Ihr Werth ist wie Dinge, die weit herkommen von den äußersten Gränzen!“ Die Züge, welche der Pracht liebende König, (der bei seiner ausgedehnten Bekanntschaft unter den schönsten und edelsten Frauen seiner Zeit das Weib, das er suchte, nicht fand), dem Ideale, das er in jenem Alphabete zu schildern unternahm, beilegte, paßten merkwürdiger Weise auf diese durch und durch tüchtige Dame, in welcher sich die ideale Sinnigkeit Marien's mit der praktischen Virtuosität Martha's in wunderbarer Weise harmonisch verband. Sie war die Gemahlin jenes Geronymo Aldrete, den Valdivia in seinem officiellen in Concepcion niedergelegt gewesenen Testamente zu seinem Nachfolger ernannt hatte, welcher ihn aber in seinen Würden nicht hatte ersetzen können, weil er beim Tode des Statthalters in Spanien abwesend war, um die politischen Verhältnisse Chili's zu ordnen und Valdivia's an den Hof gestellte Anträge zu unterstützen. Voll Vertrauen auf ihre beherzte Energie hatte Geronymo seine Gattin und Kinder, unter denen mehrere erwachsene Töchter sich befanden, wohlgemuth bei seiner Abreise in Chili zurückgelassen. Ihre weibliche Betriebsamkeit wußte die ihr gewordene Muße und Eingezogenheit zu benutzen, um aus den entferntesten, scheinbar unbedeutendsten

Dingen Nutzen zu ziehen. Die Eingebornen, welche so manche Erzeugnisse ihres Landes unbeachtet hatten verkommen lassen, staunten über den vortheilhaften Gebrauch, den die Fremde davon zu machen wußte, nachdem ihr scharfer Blick die Tauglichkeit dieser Producte für irgend einen Zweck des praktischen Lebens zu entdecken gewußt hatte. Ungeachtet ihrer vornehmen Abkunft und Erziehung legte sie überall im Innern ihres Haushaltes selber Hand an die Arbeit und verwendete ihre rüstige Kraft. Ihre thätige Freude und Heiterkeit ruhete auch bei Nacht nicht. Sie unternahm viel Wichtiges und Schweres. Musterhafte Ordnung herrschte in ihrem Hausstande. Jeder Hilfsbedürftige fand dort Ankommens. Keinem ward Hilfe versagt. Leichten Herzens verließen Viele das Haus, die es mit Kummer beschwert betreten hatten. In jedem Armen, jedem Kranken, jedem Trostlosen, jedem von irgend einem Schmerzen Gedrückten erkannte Donna Mencia einen Boten des göttlichen Heilandes an ihr Herz, wo nicht diesen selber. Fern von aller Geschwätzigkeit sprach sie doch Mancherlei, stets aber erbauend und lehrreich. Niemals gebot sie ihrem Gesinde, das bei der hohen Stellung und der Wohlhabenheit ihres Gemahles zahlreich sein mußte, hart oder heftig, sondern Milde und Anmuth, wie sich's sanfter Weiblichkeit geziemt, waren die Zügel, mit denen sie ihre Untergebenen lenkte. Den widerwärtigen Luxus, welchen sie in dem Ueberflusse Dienst thuender Hände in ihrem Hause erkennen mußte, verstand sie durch

zweckmäßige Verwendung der Thätigkeit zu edeln und frommen Zwecken, dem Reiche Gottes unterthänig zu machen. An Arbeitsamkeit gewöhnt, war das Gesinde ihr das Hilfsmittel, bald für eine Kirche, bald für ein Kloster, bald für Kranke und Bedürftige oder zu irgend einem andern milden oder wohlthätigen Zwecke dieß oder jenes schaffen zu lassen. Das Gott Wohlgefälligste aber war ohne Zweifel, daß Donna Mencia unter diesen Dienstleuten eine solche Zucht, Sitte und Frömmigkeit zu pflegen und zu unterhalten wußte, daß sie, welche sonst nichts Lieblicheres kannten, als für ihre Herrin zu sorgen und deren Person zu umdienen, es als eine Auszeichnung, als eine ihnen bereitete große Freude, als ein Fest betrachteten, wenn Donna Mencia sie zu Arbeiten für Klöster, Kirchen oder milde Zwecke aufbot. Neben dieser großen und aufopfernden äußern Thätigkeit war diese angesehene Dame ein Muster des Gehorsams in Erfüllung aller kirchlichen Pflichten. Wie sie alle Samstage ihr Hauswesen säuberte und die ganze Aeußerlichkeit ihres Haushaltes mit dem Gepräge der Sonntäglichkeit durch Reinlichkeit und Ordnung versah, so suchte sie auch nie die Ruhe, bevor sie nicht ihr Inneres vor dem Tage des Herrn gleich gründlich geläutert und von allem aus dem Leben der Welt hineingeflogenen Schmutze und Staube geläutert hatte. Sie durchsuchte zu dem Ende am Schlusse jeder Woche sorgfältig ihr Gewissen, nahm alle ihre Erinnerungen zu Hilfe, deckte ihre Seele vor sich selber auf und prüfte

dieselbe Stück für Stück, und spähete in allen Winkeln ihres Herzens umher, um inne zu werden, ob von besagtem Schmutze irgend ein Theilchen sich dort verborgen halte und das Licht scheue. Sobald sie ein solches fand, warf sie diese Unsauberkeit durch eine aufrichtige Beichte wieder aus, und wenn sie aus dem Laufe der Woche sich nach gewissenhafter Erforschung nichts bewußt werden konnte, das sich zum Beichten eignete, so griff sie tapfer, wie sie war, in die Vergangenheit zurück, erinnerte sich der daraus noch hell in ihrem Gedächtnisse anwesenden Sünden und Verfehlungen, und schloß dieselben in ihre Beichte ein, um sich vorzuhalten, wie sie nicht immer so rein gewesen, als sie sich augenblicklich fühlen mochte, wo sie so glücklich war, keine gröbere Versündigung an sich wahrzunehmen. Als eine emsige und tüchtige Hausfrau wußte sie, daß je öfter Jemand sein Zimmer und seinen Anzug reinigt, desto leichter von ihm jedes Stäubchen und jede Unsauberkeit bemerkt wird. Als gute Christin aber machte sie die ähnliche Erfahrung, daß, je öfter sie ihr Gewissen erforschte und durch Buße zu reinigen strebte, desto schneller und klarer sie jeden, auch den kleinsten Fehler entdecke. Denn so wie in einem Hause, wo der Kehrbesen fleißig gehandhabt wird, die Spinnen ihre Netze nicht auszuspannen wagen, so wagt auch der Satan nicht, seine Fangnetze in einem Herzen auszubreiten, das häufig und fleißig durchforscht wird. Donna Mencia stieg bei dem Verhöre, das sie allsamstäglich mit sich vornahm,

im Geiſte ſelber auf den Richterſtuhl, ſtellte ſich ſelbſt als Angeklagte vor ſich hin und hielt ein ſtrenges Verhör mit ſich ſelber ab, wobei ſie ihre Fragen nach den zehn Geboten Gottes, den fünf Kirchengeboten ſtellte und dann noch alle Arten der Sünden durchging, um zu finden, ob und wie weit ſie einer derſelben in der abgelaufenen Woche nachgegeben. Jedesmal ſtellte ſie ſich lebhaft vor, es könne ihre heutige Gewiſſenserforſchung die letzte ſein, und bemühete ſich, ſie ſo genau vorzunehmen, als ſie einſt auf dem Sterbebette dieſelbe vorgenommen zu haben wünſchen würde. Zugleich flehete ſie den himmliſchen Samaritan um Hilfe an, daß er mit ſeiner Barmherzigkeit herniederſteige und den freilich ſchmerzenden, aber ſicher heilenden ſcharfen Wein der Betrübniß, dann aber auch das lindernde Oel des Vertrauens in ihre Herzenswunden gießen möge. Dabei pflegte ſie mit dem hl. Auguſtinus zu beten: O gütigſter, o liebreichſter Jeſus! bei jenen koſtbaren Thränen, die du für uns Sünder vergoſſen, und bei allen deinen Erbarmungen, womit du uns Armſeligen und Verlorenen ſo wunderbar zu Hilfe zu kommen dich herabgelaſſen, beſchwöre ich dich, gib mir die Gabe der Thränen, welche meine Seele ſo innig verlangt. Nicht weinen kann ich ja, wenn du es mir nicht gibſt, und wie dürre Erde ohne Waſſer iſt meine Seele ohne dich.“ Nachdem ſie ſich dann ſo recht in das Meer der Reue und des Leides darüber, daß ſie Gott, der ſo unendlich gütig gegen ſie geweſen, der ſie ſo ſehr geliebt, daß er auch für ſie ſeinen

eingebornen Sohn dahin gegeben, versenkt hatte, schöpfte sie auf dem Grunde dieses Meeres den Vorsatz zur Besserung. Nachdem sie diesen recht fest ergriffen und gefaßt, begab sie sich in die Herberge der Verirrten, den Beichtstuhl, um sich dem Stellvertreter des göttlichen Heilandes und Seelenarztes zur völligen Heilung zu übergeben. Hiebei war sie von der Wahrheit des Wortes des hl. Augustinus durchdrungen: „Wenn der Sünder aufdeckt, so deckt Gott zu, was aber der Sünder jetzt vor Einem verheimlicht, wird Gott einst Allen offenbaren." Sie stellte sich recht lebhaft vor, wie sie jetzt vor ein Gericht trete, von welchem der Schuldige, wenn er sein Vergehen nicht bekennt, verurtheilt, hingegen losgesprochen und von Schuld und Strafe frei wird, wenn er aufrichtig eingestehet. Wenn sie dann so mit rechter und inniger Hingebung und reuiger Ergriffenheit bekannte, was sie sich vorzuwerfen, empfand sie die Wahrheit des Gleichnisses, dessen der weise Origenes sich einst bediente: „so wie diejenigen, welche etwas Schädliches genossen, an Magenbeschwerden leiden, dann aber Erleichterung fühlen, wenn sie die bösen Säfte von sich ausgeworfen haben, so werden diejenigen, welche ihre Sünden verheimlichen, von den bösen Säften derselben immer mehr verdorben; wenn sie sich aber aufrichtig in der Beichte anklagen, so werfen sie dieselben durch ihren Mund heraus und entfernen den Krankheitsstoff aus ihrem Innern." Sie erfreute sich mit jubelndem Bewußtsein dann auch der himmlischen Vor-

theile der Beichte, wie sie der heilige Laurentius Justinianus so schön angiebt: „Die Beichte versöhnet Gott, erfreuet die Engel, erheitert das Menschenherz, erleichtert das Gewissen, stumpft die Stachel der Angst ab, macht die Hoffnung des Heiles grünen und träufelt den Balsam des Trostes in die wunde Seele." Mit der heiligen Absolution versehen, brachte Donna Mencia den übrigen Theil des Samstages mit beschaulichen Betrachtungen und in der innigen Vorfreude auf die Seligkeit der heiligen Communion, welche sie in der Frühe des folgenden Tages erwartete, zu und entschlief ruhig unter so holden Erwartungen. Unter allen Mitteln, welche die Mission eines Glaubensboten an Ungläubige wirksam machen, ist bei weitem das wirksamste das eigene Vorbild, das der Sendbote den zu Bekehrenden giebt. Deßhalb empfiehlt der heilige Apostel Paulus, als er seinen jungen Freund Titus als Missionär unter den Cretensern zurückgelassen, demselben namentlich: „In allen Dingen erweise Dich selbst als Vorbild guter Werke, in der Lehre, in der Unsträflichkeit und Würde." Eben so schrieb er an seinen lieben Timotheus nach Ephesus: „Niemand müsse Deine Jugend verachten, sondern sei ein Vorbild für die Gläubigen im Wort, im Wandel, in Liebe, im Glauben und in Keuschheit." Auch der heilige Apostel selber durfte im Briefe an die Philipper (III. 17.) auf seinen eigenen Wandel als ein Vorbild hinweisen, wie er denn auch im ersten Briefe an die Thessalonicher (I. 7.) namentlich hervorhebt, daß sie für alle

Gläubigen in Macedonien und Achaja ein Vorbild gewesen. Bei dieser Wirksamkeit lebendiger Vorbilder konnte Donna Mencia's ganze Handlungsweise nicht verfehlen, auf Malaja den tiefsten Eindruck zu machen und sich ihr als ein nacheiferungswürdiges Vorbild einzuprägen. Dieß mußte um so eindringlicher wirken, als Malaja noch keiner andern Spanierin so nahe gekommen war und die Entschiedenheit dieser Frau mit einer seltenen Sanftmuth sich paarte, wie man dieselben nicht leicht in einer Persönlichkeit neben einander findet. In dieser lebendigen Darstellung und Ausprägung des Christenthums im gesammten Verhalten einer gediegenen Individualität gewann dasselbe einen verführerischen Reiz, dem Malaja sich auf die Länge nicht zu verschließen vermochte, nachdem sie durch Valdivia und seinen Freund, den Pater Pedro, für diesen Eindruck schon gründlich präformirt war. Manches, was ihr von beiden gesprächsweise mitgetheilt worden und das sie nicht vollständig begriffen, gewann hier vor ihr Gestalt und lebendiges Dasein und gedieh ihr zum vollen Verständnisse. Namentlich ging ihr ein immer helleres Licht darüber auf, was für eine Bewandtniß es mit der Beichte und deren Nothwendigkeit habe, worin sich so manche, sonst wackere Leute, die außerhalb der Kirche stehen, zu allen Zeiten gar nicht zu finden wußten. Donna Mencia, welche sich mit innigster Theilnahme der jungen Araucanerin, die nun schon an zwei Jahre der Heimath entbehrte, annahm, war in ihrer mütter-

lichen Milde und Fürsorge unerschöpflich in Auffindung kleiner Mittel, welche die Fremde an ihre Familie fesseln und ihr den Aufenthalt in derselben erleichtern und angenehmer machen konnten. Im Anfange ihrer Gefangenschaft hatte Malaja, welche unter ihrer Nation, die in der Astronomie ausgedehntere Kenntnisse und Einsichten hatte, als deren übriger Bildungszustand voraussetzen ließ, für eine große Sternkundige galt, die Dauer ihrer Unfreiheit nach der Zeiteintheilung, welche die Araucaner befolgten, immer genau berechnet. Nach dieser beginnt das Jahr (Tipantu d. i. Abreise der Sonne), welches auch in Arauco ein Sonnenjahr ist, mit der dortigen Sommersonnenwende im December, welche von den Araucanern Thaumatipantu, d. i. Anfang und Ende des Jahres, genannt wird, während die zweite Sonnenwende im Juni Udantipantu, d. i. Theiler des Jahres, weil das Jahr dadurch in zwei Hälften getheilt wird, genannt wird. Sie theilen dasselbe in zwölf Monate zu dreißig Tagen und schalten alljährlich fünf Tage ein. Jeder Monat hat seinen eigenen Namen, welcher von solchen Dingen und Verhältnissen hergenommen worden, welche dem Monate besonders eigenthümlich sind. Die Jahreszeiten der Araucaner, deren wie bei den übrigen Nationen vier sind, bestehen jede aus dreien dieser Monate. Den natürlichen Tag theilen sie in zwölf Theile, deren sechs auf den eigentlichen Tag, die andern auf die Nacht fallen. Diese zweistündigen Zwölftheile, welche von Mitternacht an ge-

zählt werden, haben jedes seinen besondern Namen. Bei bürgerlichen Verhandlungen rechnen die Araucaner bald nach Tagen, bald nach Nächten oder Morgenröthen. Alle drei sind bei ihnen gleichbedeutend. Die Araucaner kennen auch die Sternbilder, welche nach der Zahl der vornehmsten Sterne, aus denen sie bestehen, ihre Namen führen. Auch die Planeten wissen sie zu unterscheiden. Die Verfinsterungen an Sonne und Mond, nennen sie den Tod der Sonne und des Mondes. Auffallend ist die Menge von Benennungen astronomischer Gegenstände, welche die araucanische Sprache enthält. Dieselben thun dar, wie ausgedehnt die Kenntnisse dieser Nation in der Sternkunde gewesen sein müssen. Bei dem sonstigen niedrigen Zustande der Wissenschaften unter den Araucanern läßt sich nicht annehmen, daß sie ihre astronomischen Kenntnisse durch eigene Beobachtung und Forschung gewonnen haben möchten. Sonst müßten sie weiter geforscht und zur Berichtigung einer Menge in die alten Wahrheiten eingekeilten großartigen Irrthümer, welche sich darin wie fest gewachsen haben, gelangt sein. Sie haben diese Kenntnisse, fertig, wie sie sind, auf dem Wege der Ueberlieferung von Vater auf Sohn überkommen erhalten, nicht selber entdeckt. Dieselben sind Reste eines größern Wissens, das ihren Vorfahren einst eignete. Sie tragen weit mehr Spuren einer allmählichen Entartung, als Versuche der Vervollkommnung und Erweiterung und was anscheinend neuere Zuthat oder Zuwuchs ist,

gehört dem Irrthume und Aberglauben an. So weiset denn auch diese dürftige Zeitberechnung und Sternkunde der Araucaner auf eine gemeinsame Uroffenbarung hin, auf eine anfänglich den Menschen von Außen zugekommene, aber nicht von ihm erfundene Weisheit, welche ihm, da er sie nirgend anders her erhalten, vom Schöpfer selber mitgetheilt sein muß, wie die erste Voraussetzung desselben das Wort oder die Sprache. Wie es eine Thorheit sein oder mindestens eine unbegreifliche Oberflächlichkeit beweisen würde, wenn wir auch noch jetzt mit der Afterweisheit des Unglaubens voraussetzen wollten, der Mensch sei von Anfang an ein zwar sprachloses, aber sprachfähiges Thier gewesen und habe etwa die Töne seiner Sprache vom brausenden Winde, vom schreienden Thiere oder singendem Vogel entlehnt und durch Nachahmung dieser Töne sich seine hörbaren Wortbezeichnungen geschaffen, die an einander gereihet dann zu dem Systeme der Sprache, in welcher der redende Mensch seine Wahrnehmungen, Gedanken und innern Empfindungen einkleidet und zur Mittheilung an Andere bringt, erwachsen wären: so würde es auch eine große Seichtigkeit verrathen, wenn man die uralte Weisheit, welche in den frühesten Traditionen der ältesten Nationen bei fortschreitendem Forschen immer deutlicher entdeckt, für eine von Menschen selbst erfundene und ein Ergebniß naturgemäßer Entwickelung ansehen wollte. Fürwahr, diese Annahmen würden an gedankenloser Einfalt nichts vor derjenigen voraus haben,

welche aus einem zufälligen Zusammenballen und Zusammenkleben von Sandkorn an Sandkorn, von Stäublein an Stäublein die ganze schöne, große, wohl in einander gefügte, herrlich geordnete Welt entstanden wissen wollte. Derjenige, welcher dem sprachfähig erschaffenen Menschen das enorme Werk der Spracherfindung zuschreibt und die Sprache sich von unten auf entwickeln läßt, muß etwa also verständeln oder tändeln: Die erste Sprache wird bloß einen kleinen Kreis von Tönen, als unwillkührlichen Ausdruck der natürlichen Bedürfnisse: Schreien des Wohl- und Mißbehagens, und außer diesen einige brummende, pfeifende und sausende Töne: Namen der Thiere und anderer bewegter Wesen bedeutend, enthalten haben. Erst später wird der Mensch, gleich jenem berühmten Münchhausen, an dem eigenen Haarschopf seines Gedankenganges sich herausgehoben haben aus dem Sumpfe der bloß sinnlich-thierischen Ausbrüche und Sprachtöne in die Region höherer geistigerer Vorstellungen. Wir sind es ja, wir Menschen des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, das lehren uns viele gedruckte Werke, welche voll Mitleid zusehen dürfen, wie die Hebräer, wie die Griechen zwar eine Idee nach der andern mühsam sich errungen, dabei aber, wie schon der Anblick des Index und der Capitel-Ueberschriften zeigen mag, nicht zum zehnten Theile der Ideen gelangen konnten, welche manches unserer Universitäts-Compendien umfaßt*). Wäre

*) Schubert, Geschichte der Seele, 3. Auflage, 1839, S. 693.

diese rationalistische Weisheit gegründet, so müßte, wenn wir eine neuere Sprache mit einer älteren vergleichen, die neuere nicht nur in der größern Zahl ihrer Worte eine ungleich stärkere Fülle geistiger Anklänge, geistiger Bedeutungen und Nebenbedeutungen zeigen, sondern auch viel fähiger des Ausdruckes der tiefsten göttlichen Gedanken und Vorstellungen sein, als die ältere oder älteste Sprache, welche dem Münchhausen'schen Sprachsumpfe ungleich näher stehen muß. Allein der Vergleich liefert ein gänzlich anderes Ergebniß. Die neuern Sprachen erscheinen der einfältig tief bedeutenden Sprache der alten Welt gegenüber an geistigem Gehalte und Gedankenkraft statt reicher und mächtiger, vielmehr ärmer und unmächtiger. Die bei weitem größte Zahl der Worte hat nur noch die sinnliche Bedeutung behalten. Die Philosophie, welche in der Muttersprache ihre Gedankengebilde in entsprechenden Worten vorführen wollte, hat erst sich in die Schichten hineingraben müssen, aus deren Tiefen die alten von der Wurzel ausgehenden Bedeutungen genommen waren, um so ihre eigene altbegründete Sprache wieder zu erringen, welche einem Ohre, das nur an die sinnliche Bedeutung der Worte gewöhnt ist, so lautet, als wäre sie die Sprache eines fernen unbekannten Landes. Warum anders hören wir so sehr über die Unverständlichkeit der philosophischen Kunstsprache klagen, als weil es denen, welche ihre philosophischen Gedanken an Andere zur Mittheilung gelangen lassen wollen, so schwer geworden, mit den

an geistiger Kraft und Geltung so arm gewordenen Worten das Ueber- und Außersinnliche zu erfassen und auszuprägen *). „Den höhern Aufschwung zu „der Kraft wahrhaft göttlicher Gedanken und Gefühle „hat die neuere Sprache überall an dem Nachbilden „des alten, den Völkern der frühern Zeit heiligen „Wortes, an dem Nacheifern der alten Sprachen er„lernen müssen. Für sich selber wäre sie hiezu schwerlich „wieder gelangt. Betrachten wir die ältesten uns be„kannten Sprachen, auch nur rücksichtlich der Bedeutung „ihrer Worte, so muß es uns, sind wir anders un„befangen, auffallen, daß bei weitem der größere Theil „der Worte entweder neben der sinnlichen noch eine „wundervoll witzig sich anreihende übersinnliche und „geistige Nebenbedeutung habe, oder daß gerade die „geistige Bedeutung des Wortes die ursprüngliche und „frühere zu sein scheint, an die sich, ganz der ge„wöhnlichen Vorstellung entgegen, die sinnliche erst „anreihete. Es sind nur wenige einfältige Worte,

*) Dabei mag nicht verhehlt werden, wie eine Menge halber Denker, welche gern den Philosophen spielen möchten, ihren sehr trivialen Gedanken, wahren Denkschwächlingen, den gewaltigen Harnisch philosophischer Rede anzulegen sich gefallen, um vor Leuten, welche noch weniger von der Sache verstehen, als tiefe Denker zu bramarbasiren. Diesen pygmäenhaften Schülern großer, oft nur halb oder mißverstandener Meister ist es vorzüglich zur Last zu legen, daß die philosophische Kunstsprache beim gewöhnlichen Publikum in Mißkredit gekommen, weil sie ohne Noth ganz gewöhnliches Zeug auf die philosophischen Stelzen hinaufschrauben, um groß damit zu thun.

„welche ein altes heiliges Buch der Hebräer spricht,
„und sie regen in mir das ganze innere Lied einer
„geistigen und leiblichen Schöpfung auf; es sind we-
„nige einfache Worte der alten griechischen Sprache,
„in denen ein Geist, wie jener des Heraklitus, Ge-
„danken ausspricht, um welche sich die Sprache der
„Encyklopädisten in ganzen Reihen von Bänden ver-
„gebens abmühet und abringt*)." Wie die Sprache des Menschen von Oben stammt, so ist auch sein Wissen und Erkennen von einer geistigen Erregung ausgegangen, die ihm der Schöpfer unmittelbar in die Seele legte. Deßhalb wird auch in den ältesten Denkmalen menschlicher Weisheit über den Schöpfer und die Schöpfung der Sichtbarkeit eine große Uebereinstimmung gefunden, welche auf eine Einheit der Uroffenbarungen auf das Entschiedenste hinweist. Namentlich erscheint in den ältesten Büchern die Weisheit niedergelegt, welche der Mensch unter der Führung des göttlichen Geistes im Buche der Natur, das ihm noch völlig verständlich war, gelesen hatte. Wer lehrte ihn jene Mächte und Bewegungen des Himmels kennen, welche ihm für sein Verhalten zur äußern Natur, deren Erzeugungen zur fest bestimmten Zeit ihm Nahrung und Kleider darbieten? Das prophetische Element, welches in der ältesten Sternkunde auftritt, und bei den Indern, Egyptern und Chaldäern sehr merklich sich äußert, knüpft an den Ablauf der fest be-

*) Schubert a. a. O. S. 694.

stimmten Zeiten des Sternhimmels eine Erwartung von dem Wiederbeginnen neuer Zeiten, von dem Wiedererscheinen des sichtbar Göttlichen, von dem Wiederaufleben des Phönix zu neuer ewiger Jugend. Je tiefer die Nationen im Verlaufe der Zeit und in weitem Entfernen von ihrem ungetrübt gewesenen Urquelle entarteten, um so mehr mit menschlichen, ja selbst dämonischem Beiwerk ward die alte Weisheit versetzt und unkenntlich, desto mehr die prophetische Zuthat verwischt oder gar carricirt. Wie unermeßlich dauerbar die ursprüngliche Offenbarung der Wahrheit gewesen, beweiset nichts klärlicher, als daß bei völlig wild gewordenen Nationen noch so viele Anklänge und Nachhalle, ja selbst Ueberreste derselben sich aus aller Verwilderung herausfinden lassen. Dieß ist auch bei den Araucanern möglich. Denn auch bei ihnen hatte sich das Andenken an eine große Wasserfluth erhalten, aus welcher sich nur wenige Menschen auf einen hohen dreigipfelichten Berg gerettet hatten, der auf dem Wasser schwamm. Es geht in Arauco die Sage, diese Fluth sei nach einer großen von einem heftigen Erdbeben begleiteten vulcanischen Eruption entstanden. Auch die Ahnung ging durch die Nation, daß ein Weltuntergang bevorstehe und die Sonne der Erde näher kommen und dieselbe mit ihren Gluthen verbrennen werde. Wer erkennt nicht eine Carricatur des vom göttlichen Heilande geweissagten Unterganges der Erde in dem Verhalten der Araucaner, wenn sie ein heftiges Erdbeben verspüren? Sie begeben sich dann auf irgend

einen Berg mit drei Gipfeln, von welchem sie dann auch annehmen, daß er, wie der Rettungsberg der aus der ersten Wasserfluth entkommenen Menschen die Eigenschaft besitzt, auf dem Wasser zu schwimmen. Dabei treibt sie die Besorgniß, das Meer werde aus seinen Ufern treten und die Erde noch einmal überschwemmen. Sie versorgen sich alsdann reichlich mit Lebensmitteln und hölzernen Schüsseln. Letztere haben den Zweck, sich den Kopf damit gegen die Hitze zu bedecken, wenn der Berg etwa durch das Meer bis an die Sonne erhoben würde. Alle diese fast bis zum Lächerlichen ausgearteten Parodieen der Ueberreste ursprünglicher Weisheit waren ein Werk des Geistes der Lüge. Er hatte im Laufe der Zeit sich immer fester eingenistet und immer weiter gehenden Ruin durch Aussaat seiner Schmarotzerpflanzen geschaffen, welche mit ihren zähen Wurzeln sich in den wohlgefügten Bau zwängten und denselben zum Zerfallen auseinander trieben. Pater Jago, welchen Donna Mencia de Nidos zu ihrem Beichtiger erkoren hatte und welcher Malaja fleißig zusprach, wußte diese Parodieen auf das Wunderbarste von den Schlacken und dem Unrathe zu reinigen und unternahm es, ihr in den eigenen nationalen Ueberlieferungen ihres Volkes, die ihr treues Gedächtniß wohl inne hatte, das Abbild der heiligen alten Geschichte und den Hinweis auf die Erlösung durch Gottes Sohn zu zeigen. Es war merkwürdig, den Pater sich so in das Meer der araucanischen Irrthümer und Thorheiten tauchen und immer mit irgend einer auf dem Grunde geschöpften

christlichen Wahrheit wieder heraufkommen zu sehen. Fast erregte er in Malaja den Glauben, es sei die abergläubisch magere Religion ihres Volkes nur ein dürftig gekleidetes oder verkleidetes Christenthum. Wenigstens fand der Pater sich mehrmals veranlaßt, einer solchen Annahme entgegen zu treten und hervor zu heben, wie Alles, was von Urwahrheiten im araucanischen Religions-Systeme sich vorfinde, mit dem Gifte eines entsetzlichen Irrthums überzogen sei und er ihr nur aus der Entartung die ursprüngliche rechte Art deutlich machen wolle. Dabei gewann er Gelegenheit, ihr in auffallender Weise zu Gemüthe zu führen, wie der Geist der Lüge, welcher bereits die erste Mutter der Lebendigen hintergangen, niemals gerastet, sein damals begonnenes Werk weiter zu führen und alle offenbarten wie angeborenen Wahrheiten mit seinen listigen Erfindungen zu zersetzen und unwirksam zu machen, und den bei und mit der Offenbarung bezweckten göttlichen Absichten entgegenzutreten. Philosophischen Zweifeln an der Existenz des Teufels, welche erst die unglückliche Erfindung einer spätern Zeit waren und eins der feinsten Werke dieses Erzdichters sind, brauchte Pater Jago bei Malaja nicht zu begegnen und vorzubeugen. Sie kam ihm nicht mit dem Einwurfe, daß ein Urheber des Bösen deßhalb nicht nöthig sei, weil das moralische und physische Uebel in der Welt aus der äußern Natur und der des Menschen hinlänglich erklärbar sei, oder daß das Wirken des Teufels und seiner

Engel im Widerspruche mit der Güte Gottes erscheine oder im Teufel selbst sein angeblich so hoher Verstand mit der eben so tiefen Verkehrtheit seines Wollens und Strebens sich nicht reime. Solchen feilen Einwürfen würde einfach durch die Bemerkung zu begegnen gewesen sein, daß Christus die Lehre von der Existenz und den Wirkungen des Teufels ordentlich (Joh. VIII. 38. 44.) als Dogma in einer Rede vorträgt, worin er für Alles, was er redet, unbedingten Glauben an sein Wort fordert und seinen Abscheu gegen alle Lügen und alle Täuschung auf das Nachdrücklichste erklärt*). Pater Jago würde sich auch nicht besonnen haben, noch weiter zu gehen und darauf

*) Eben so erwähnt Christus diese Lehre auch sonst noch in seinen Vorträgen, wo ihn gar nichts nöthigte, dieses seinen Zuhörern zu gefallen zu thun (Matth. XII. 22—31 und 43—45, XIII. 39). Hätte Christus, wie einige sehr weise Thoren entdeckt haben wollen, wo er von den Wirkungen des Teufels redet, sich nur nach der herrschenden Volksmeinung unter den Juden gerichtet, ohne diese Meinung selbst zu billigen oder nur selbst für wahr zu halten, so würde er so selten als möglich den Gegenstand berührt und nicht in der Art, wie in den angezogenen Stellen geschehen, die Lehre geflissentlich und wiederholt ohne einen nähern Anlaß zur Sprache gebracht haben. Auch hätte er sicher auch für Geübtere verständliche Winke gegeben, wäre er anderer Ueberzeugung gewesen, als der in seinen Worten ausgedrückten. Obenein war es nicht im mindesten bedenklich, unter den Juden das Dasein böser Geister und deren Wirkungen zu läugnen, da es ja auch die Sadducäer läugneten, ohne darüber verfolgt zu werden. Wo hat auch Christus je die Furcht vor Verfolgung von der Wahrheit abgehalten?

hinzuweisen, daß wenn das Christenthum überhaupt eine Wahrheit sei, die Dämonen auch nothwendige, ja unerläßliche Bestandtheile seiner Weltanschauung wären. Die ganze Idee eines Messiasreiches, die seine Unterlage bildet, ist ja ohne das Gegenstück eines Dämonenreiches mit einem persönlichen Oberhaupte sowenig möglich als der Nordpol eines Magnetes ohne den Südpol. Ist Christus gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören, was kündlich seine große Mission ist, so brauchte er nicht zu kommen, wenn es keinen Teufel giebt, und es ist ein unbegreiflicher Denkfehler, wenn heterodoxe Theologen mit dem Postulate hervorgetreten sind, daß der Glaube an den Teufel auf keine Weise als die Bedingung des Glaubens an Christum aufgestellt werden dürfe. Da verstand unser Pater seine Sache besser. Ihm netzten auf dem Felsen der kirchlichen Vorstellung vom Teufel, den er einnahm, nicht einmal die aus der Seichtigkeit der Aufklärung aufgerührten Schaumwellen die Füße, und ihm war gar nicht bange, daß seine Schülerin vor dergleichen Gesprudel sich fürchten möchte. — Indem der Pater Jago so mit Sorgfalt die kleinen und seltenen Wahrheitskörner aus der Spreu des araucanischen Aberglaubens zu sondern und zu einer christlichen Perlenschnur zusammen zu reihen verstand, verfuhr er ganz im Gegensatz mit jenen Missionarien, welche unter Heidenvölker gesendet, die christlichen Wahrheiten wie Lappen auf das von der Lüge durchlöcherte Gewand des Heidenthums hefteten und dasselbe

gewissermaaßen mit dem Christenthume auszubessern und zu flicken suchten in der guten Meinung, dadurch etwa die Heiden unvermerkt hinüber zu leiten in die christliche Kirche. Diesen bequemen Weg scheinen die Vorgänger des heiligen Bonifacius auf dem Missionsfelde im innern Deutschlande eingeschlagen zu haben. Die wenigen christlichen Lehrer und Priester, welche vor jenem großen Glaubensboten in diesen Gegenden als Missionarien aufgetreten waren, hatten in unrühmlicher Thatenlosigkeit dahin gelebt. Selbst ohne durchgreifende Lebendigkeit in ihrem Glauben und matt in ihrem Missionseifer, waren sie ohne Einfluß auf das Volk geblieben, dessen Aberglauben sie sich zu sehr anzubequemen gesucht hatten. Dem Heidenthume, das sie ausrotten sollten und auch wohl wollten, hatten sie einen solchen Einfluß auf die Lehre gestattet, welche sie verkündeten, daß das Christenthum unter ihren Händen zu einem wunderlichen Gemische von heidnisch-christlichen Gebräuchen geworden war. So waren sie natürlich von den Heiden leicht geduldet, deren Aberglauben sie sich anschmiegten, statt mit dem zweischneidigen Schwerte des Wortes in denselben hinein zu dringen und in diesem Walde gräulichen Irrthumes alle jene Bäume damit zu fällen, welche dem Aufkommen christlicher Wahrheit hindernd im Wege waren, und die Lehre rein und unverfälscht zu predigen, wie sie ihnen mitgegeben worden. Statt das Christenthum rein und wahr zu verkündigen, wie es allein über die rohen Gemüther

der Heiden Gewalt gewinnen und seine inwohnende Lebenskraft belebend äußern kann, und mit dem Widerstande, den der eingewurzelte Aberglaube und Unglaube des Heidenthumes ihnen entgegenstellte, den Kampf aufzunehmen, vermengten diese trägen Glaubensboten die christlichen Gebräuche mit den heidnischen und brachten abgöttische Ceremonien in den christlichen Cultus. So hatten sie auch keinen Anstand genommen, wenn das Volk solches verlangte, die Kinder im Namen einer heidnischen Gottheit zu taufen, und opferten dabei den Götzen und aßen von dem Opferfleische. So war namentlich in dem fränkischen Thüringen ein wunderliches Gemenge der alten Landes-Religion und des Christenthumes entstanden, unter welches auch der damals unter den Franken grassirende Arianismus seinen Teufelsdreck mischte. Mochten einige jener Lehrer immerhin davon ausgegangen sein, daß, da die Götzen nichts sind, auch Alles, was anscheinend für sie gethan wird, nichts ist, und daher auch die Mahlzeiten, welche ihnen dargebracht werden, nicht verunreinigen können, so übersehen sie doch, was der heilige Paulus darüber gelehrt, der im I. Corintherbriefe sagt, wie er wohl wisse, daß die Götzenopferspeisen an und für sich gleichgiltig seien, daß aber hierbei nicht die Erkenntniß allein, sondern auch die Liebe des Christen Handlungsweise bestimmen müsse. Wenn er auch wisse, daß solche Speisen zu essen erlaubt sei, weil die Götzen nichts sind und nur ein Herr und ein Gott ist, so hätten doch nicht Alle diese Erkenntniß, und wenn sie

durch sein Beispiel ermuntert, äßen, sündigten sie; da es nun für das Heil des Christen nichts entscheide, ob er esse oder nicht esse, solle er sich seiner Freiheit nicht zum Falle seines Bruders bedienen. Eben deßhalb bedient sich auch der heilige Apostel in andern Dingen seiner Freiheit nicht. In diesem Sinne suchte auch der Pater Jago Malaja und andern Araucanern gegenüber, welche er dem Glauben an seinen göttlichen Meister und Herrn zuzuführen wünschte, sein Verhalten einzurichten. Er trat hiebei ganz in die vom Propheten Isaias voraus bezeichneten Fußtapfen desselben. Der Prophet hatte von dem seinem Volke verheißenen Retter verkündigt: „Das zerknickte Rohr zerbricht er nicht, und den glimmenden Docht löscht er nicht aus; in der Wahrheit lehrt er das Recht.“ Diese Worte bezog der göttliche Heiland (Matth. XII. 20) auf sich selbst und verhieß damit, wie er die Menschen, in denen nur noch schwache Reste der Wahrheit und des Guten übrig sind, nicht von sich stoßen, sondern sie unter Anfachung des verborgen glühenden Funkens zu heller Flamme allmählich zum Heile leiten wolle, bis die wahre Religion auf der ganzen Erde herrschend geworden, bis auch die entferntesten Heidenvölker auf ihn ihr Vertrauen setzen, in seiner Lehre Trost, Frieden und Seligkeit finden würden. So suchte denn auch Jago nach seinem göttlichen Vorbilde bei seinen für das Christenthum zu gewinnenden Zöglingen an das in ihnen vorhandene Wahre anzuknüpfen und sie zum Heile

zu führen. Wenn auch im Laufe des auf die Zerstörung von Concepcion folgenden Winters aus Imperial, diesem Schauplatze der Thätigkeit des Paters Jago und seiner Freundin Donna Mencia keine kriegerischen Großthaten und politischen Phänomene voll schimmernden Glanzes hervorgingen und Beiträge für die Annalen des spanischen Ruhmes lieferten, so war die Geschäftigkeit und Wirksamkeit, welche diese beiden Helden verschiedenen Geschlechtes auf den Gefilden des innern Lebens entwickelten, das sie, Jedes von seinem Standpunkte aus, beherrschten, eine weit verbreitete und an wichtigen Erfolgen reiche. Sie machten Eroberungszüge in die Herzen Aller, die ihnen näher kamen oder standen, um sie ihrem himmlischen Könige zu gewinnen und sie zu Gefangenen der Gnade zu machen, welche bekanntlich die herrliche Freiheit der Kinder Gottes bescheert. Spanier wie Araucaner, welche in den Zauberkreis, den diese vollendeten Seelen um sich gezogen, eintraten, vermochten sich den Einwirkungen desselben nicht zu entziehen und wurden, wenn ihnen trotz des wunderbaren Lichtes, das in diesem Kreise ausgegossen war, die Gnade der Erleuchtung versagt blieb, wenigstens aufrichtige Bewunderer der Lauterkeit und Herzensreinheit, welche in diesen keuschen Seelen ihren Sitz aufgeschlagen hatte. So unvollkommen der Bau und die äußere Ausstattung des Gottesdienstes in der noch ärmlichen Kirche Imperials auch war, so gediegen war doch dieser Gottesdienst selbst theils durch die vollendete Weihe, welche demselben

der treue Priester durch die rückhaltlose Hingabe seiner ganzen Seele an die frommen Verrichtungen, die ihm dabei oblagen, aufdrückte, theils durch die ihm entgegenwallende und mit der seinigen vereint emporstrebende Andacht der Mitfeiernden, welche der ganzen frommen Handlung mit einer begeisterten Aufmerksamkeit folgten. Namentlich war es eine beseligende Seelenlust, die Augen auf den lieben Jago gerichtet zu halten, wenn der Altardiener mit dem Glöcklein die heilige Wandlung angekündigt hatte. Der Priester schien da vermöge der Innigkeit der ihn bewegenden Empfindungen ganz hinausversetzt aus der Kirche von Imperial und entrückt in den Speisesaal zu Jerusalem, in die Gegenwart des göttlichen Heilandes, als dieser dort das in Jago's Händen sich erneuernde heiligste Geheimniß zum ersten Male feierte. Andächtige Mitfeiernde fühlten sich mit hinweggerissen zum Cönaculum und glaubten den Heiland selber verrichten zu sehen, was ihnen Jago nur wiederholte. Mit einer Inbrunst, als gösse er seine ganze Seele aus in die Acte, die er mit Hand, Gebärde und Blick verrichtete, nahm er das Brod mit leisem Angriff in zartester Behutsamkeit, erhob die heiliges Feuer ausstrahlenden Augen gen Himmel, dankte dafür, segnete dasselbe mit hochfeierlichster Würde und sprach nachdrücklich und mit langsam aus tiefster Kehle gezogenem Laute, in den sich ganz die ihm folgende Seele hinein zu legen schien, das schöpferische Wort: dieß ist mein Leib. Wie ein Allmachtsruf durchzuckten diese Worte

die Herzen aller Knieenden. Mit hellem Strahle ward ihnen der innere Blick erhellt, daß sie erkannten, es sei die Substanz, welche Jago, nachdem er davor gekniet, mit feierlich anbetender Ehrfurcht zur Erweckung gleicher Empfindung in den Mitfeiernden erhob, nicht mehr Brod, wofür ihr äußeres Auge es ansah, sondern der wirkliche und wahre Leib Jesu Christi. Die Stellung, in welcher Jago diese Emporhebung vollzog, war eine Stellung, ein Stehen gar nicht zu nennen, sondern ein Schweben, ein Aufwärtsgezogenwerden durch die Fülle vergeistigter Kraft, welche dem schweren Erdenleibe die Flügel der Seele anzusetzen schien. Nur die Pflicht, auch noch dem heiligen Blute seine Anbetung darzubringen und mit den Knieen den Boden zu berühren, schien ihn zurück zu halten aus der Höhe, der alle seine Empfindungen zustrebten. Deßhalb nahm er den Kelch mit dem Weine, dankte, segnete und sprach die Worte Jesu darüber: „Dieß ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Testamentes, das Geheimniß des Glaubens, das für euch und für Viele wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden.“ Jago ward bei dieser Handlung ganz verklärt und wie durchsichtig und das Schweben wandelte ihn, während er den Kelch zur Anbetung erhob, gleichsam wieder an, weil die Verklärung alle Erdenschwere, welche ihn auf den Stufen des Altares bisher zurückgehalten, verflüchtigt zu haben schien. Nur das Schallen der Glocken vom Thurme, das auch in die Stille der Feier mit vollem

Tone eindrang und die Abwesenden zur Anbetung des auf dem Altare gegenwärtigen Gottmenschen aufrief, schien Jago's in höhern Sphären weilenden Geist hinabrufen zu können, um die heilige Handlung, welche seine Anwesenheit vor dem Altare erforderte, fortzusetzen und zu vollenden. Unter den folgenden Gebeten sammelte er sich gewissermaßen wieder für das Hienieden und zog seinen Flug aus der Höhe zurück. Höher aber schwollen wiederum die Wogen der Andacht nach dem Friedensgruße und dem Agnus Dei. Eine neue Verklärung schien den Pater zu ergreifen, wenn er die Worte sprach: „Das Himmelsbrod will ich empfangen und den Namen des Herrn anrufen." Nur die Demuth vermochte dem neuen Aufflug Fesseln anzulegen, zu dem die Seele des Betenden sich wieder anzuschicken schien. Wunderbar bewegt ward die Menge von dem dreimaligen, immer inniger klingenden Rufe: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!" Wenn er dann unter Gebeten in heiliger Ehrfurcht und dankbarer Erwägung der höchsten Gnade, deren er gewürdigt, den Leib und das Blut des Herrn genoß, war er wie völlig erfüllt von der Seele und der Gottheit Christi, daß er gleichsam durchseelt und durchgottet erschien. Schon der Anblick dieses frommen Priesters hätte den Beweis ersetzen können, daß im heiligen Sacramente des Altares Christus wahrhaft gegenwärtig ist. War er in den Gestalten des Weines

und Brodes auf dem Altare in geheimnißvoller Weise gegenwärtig, so kündigte er in seiner Verbindung mit einer menschlichen Persönlichkeit und seiner Durchdringung derselben mit seinen Wirkungen seine Anwesenheit fast auf eine sinnfällige Weise an. Auch dem blödesten Blicke konnte es nicht entgehen, wie der Pater Jago nach dem Genusse des hochwürdigsten Sacramentes in der ihn umstrahlenden und aus ihm heraus in leuchtenden Formen sich entwickelnden Verklärung ein ganz anderer erschien, als vor diesem Genusse. Freilich bot die Inbrunst seiner Andacht, die in all seinem Thun und bei allen Verrichtungen des Altardienstes sich in rührender Weise ausprägte, auch vor der heiligen Communion einen höchst erbaulichen und rührenden Anblick durch die völlige Entäußerung seines Ichs an den heiligen Gegenstand seiner Thätigkeit dar. Gleichwohl aber war dieser edle Anblick doch nur ein mattes Schattenbild dessen, was sein ganzes Sein und Wesen nach jenem heiligen Genusse abspiegelte und ausprägte. Ein kostbares Behältniß zur Aufbewahrung von Kleinodien kann man, auch wenn dasselbe leer ist, wegen seiner kunstvollen Arbeit, wegen des edeln Metalles, das dazu verwendet worden, bewundern und unvergleichlich finden. Allein wenn der blitzende Diamant, dessen Gehäuse es bildet, hineingelegt worden, wendet sich das Auge nur diesem zu und das Behältniß verliert alles Interesse außer demjenigen, das ihm der Umstand verleihet, daß es ein solches Juwel umschließt. In

gleicher Lage mit einem solchen Behältniß befand sich der Pater Jago. Vor der Communion glich er dem leeren und nach derselben dem gefüllten. Für die Seele dasselbe, was die Speise für den Leib ist, theilt das hochwürdigste Sacrament der Seele unaussprechliche Gnaden mit und füllt sie mit denselben. Ist auch der geschichtliche Christus, der sichtbare, dem leiblichen Sinne zugängliche Christus bei dem heiligen Meßopfer nicht wahrnehmbar zugegen, so ist er doch geheimnißvoll anwesend, und da der so anwesende mit jenem einer und derselbe ist, auch der wirkliche Heiland nach der Consecration gegenwärtig als das Opfer der Sünden der Welt. Kein Wunder, wenn die Anwesenheit eines solchen himmlischen Gastes die arme Menschenwohnung, in welcher er Herberge genommen, himmlisch verklärt und durchleuchtet. Wie die gewöhnliche Nahrung die Einigung der niedern und materiellen Natur, der sie angehört, mit dem Leibe erwirkt und das Leben in ihr auf die Bedingung seiner Gesetze begründet, so muß diese göttliche Kost, indem sie in die höhern Regionen einführt, denen sie entstammt, den Genießenden mit dem einigen, woraus sie selber hervorging, und das Leben in demselben auf ihr himmlisches Gesetz hin festigen. Wenn im Essen gemeiner Speise das Essende stärker ist, denn das Gegessene, und dieses daher sich aneignet, so ist hier die Speise stärker als der Esser, dieser wird vielmehr selber Speise, und indem diese eingehet in einen höheren Aneignungsproceß, wird das Angeeignete

dem physischen Weltorganismus enthoben und in den kirchlichen des Erlösers eingeführt und in ihm eingeleibt, namentlich wenn sich der Proceß so oft bei einem würdig communicirenden Priester, wie dem Pater Jago, wiederholt und dieser zugleich ein so ascetisches Leben führt, wie dessen unser Pater sich befliß. Wohl mochte er bei der so häufigen Wiederkehr dieser geistigen Speisung, in der das innerlich Unsichtbare als das eigentlich Sättigende sich darstellte, der physischen Nahrung bis auf einen geringsten Bedarf leichtlich entbehren. Denn er schöpfte mittelst jener himmlischen Kost seine Kraft aus dem großen, allgemeinen Lebensstrome, der immer verborgen, alles Irdische durchrauscht und von dem es alle seine Stärke nimmt. Daher ist es erklärbar, wie viele Heilige, welche ihr Leben mehr aus diesem übernatürlichen Vorrathe fristeten, als mit gemeiner Speise den physischen Bestand ihres leiblichen Daseins unterhielten, vor der letztern mit der Zeit einen solchen Ekel empfanden und durch deren Einnahme mit solchem Mißbehagen erfüllt wurden, daß ihr Magen dieselben, ohne daß sie Widerstand zu leisten vermochten, wieder auswarf. Dieß begegnete dem seligen Bruder Nicolaus von der Flühe in Unterwalden, welcher bei einem solchen Anlasse befragt, wie er denn das Leben sich erhalte, die Antwort gab: wenn er bei der Messe zugegen sei oder selbst die Eucharistie zu sich nehme, fühle er eine Kraft und Lebensfülle und Süßigkeit, daß ihm davon im Ueber-

flusse Sättigung werde. Das Gleiche hat sich mit der spanischen Nonne Ludovica von der Auferstehung begeben, welche mehre Jahre lang außer dem Sacramente nichts zu sich genommen. Aehnliches war unserm Pater von seinem Ordensgenossen, dem heiligen Peter von Alcantara, bekannt. Bei solchen Naturen darf die verklärende Wirkung, welche der Genuß der heiligen Eucharistie hervorbringt, nicht Wunder nehmen. Der Fall, welchen die menschliche Seele mittelst der Erb- und eigenen Sünde aus dem Himmlischen in's Creatürliche gethan und dessen Folgen sie mittelst ihrer Unvollkommenheit erhält und pflegt, hat eine Vergröberung ihrer Hülle, des Leiblichen, das zu ihr gehört, zur Folge, denn sie ist dadurch dem Irdischen, dem Materiellen näher verwandt und zugethan worden. Die zugesagte Wiederherstellung des ursprünglichen vollkommenen Zustandes kann nur von Oben her geschehen, weil der Mensch, der nicht einmal bei der anerschaffenen Vollkommenheit dieselbe sich zu bewahren wußte, noch weit weniger im gefallenen Zustande eigene Mittel besitzt, das Verlorene wieder zu gewinnen. Christus ist erschienen, um sich selbst den Menschen als dieses Mittel anzutragen. Er hat durch Einsetzung des heiligen Abendmahles, in welchem er uns sich selber als die verheißene Speise und den verheißenen Trank, als die Arznei hinterließ, welche den todtkranken Menschen gesund machen könne, dieses Mittel Jeglichem zugänglich erhalten und die Ausgleichung des durch Adam's Fall

herbeigeführten und durch eines Jeden eigene Sünden unterhaltenen Mißverhältnisses möglich gemacht. Indem der die heilige Speise genießende Mensch die leibliche Gestalt, unter welcher allein sie ihm äußerlich genießbar ist, durch Einnahme seiner Leiblichkeit aneignet und in seine Persönlichkeit aufnimmt, bildet sich seine Seele hinüber in die Seele des genossenen Leibes Christi, da, wie oben angegeben, das Genossene mächtiger ist, als der Genießende und die Speise stärker, als der Esser, und leitet so die Verbindung mit dem Göttlichen und die nöthige Ausgleichung ein. Der Sohn beginnt hiermit Wohnung zu nehmen in der ihm zugewendeten, fassenden, begreifenden Creatur, wirkt in ihr sein Werk und bereitet sie vor zur Einigung mit dem Vater. Wie er, als er auf Erden wandelte, für die Jünger und Alle, die durch ihr Wort an ihn glauben würden, zu diesem Vater gebetet, daß sie unter einander sich lieben möchten, gleich wie er sie geliebt, damit, wie er, der Betende, mit dem Vater und der Vater wieder mit ihm geeinigt sei, so auch sie vollkommen eins seien in ihm, wie Vater und Sohn eins seien, so redet er, indem er sich im heiligen Abendmahle den Menschen hingiebt, zu ihnen und Allem, was sie in sich fassen. Alles, was hinausgekehrt ist nach der geschöpflichen Richtung und abwärts gewendet vom liebenden Schöpfer, soll ein- und zurückkehrend in ihn sich unter einander einigen, wie er sich mit ihm geeinigt; er also in ihnen, wie sie sich ihm ergeben, will dann wirken: daß, gleich

wie er im Vater und der Vater in ihm ist, so auch sie in ihrer Einkehr in ihn vollkommen eins mit ihm werden, wie Vater und Sohn es sind, und mittelst des Sohnes auch zu der Einigung mit dem Vater gelangen. Der Sohn reinigt die Seele, daß sie geschickt und würdig werde, auch dem Vater Wohnung zu gewähren. An die überweltliche Einheit näher herangezogen und vom Lichte göttlicher Klarheit angeleuchtet und durchschimmert, muß die menschliche Seele selber aufleuchten in größerer Energie, wovon die Spuren in der äußern Persönlichkeit nicht unbemerkbar bleiben können, sondern sich nach dem Maaße jener Energie milder oder stärker abspiegeln, namentlich im Antlitze, welches ja sprüchwörtlich der Spiegel der Seele ist. Solche Leuchtungen sind an vielen Heiligen unzweifelhaft wahrgenommen und vielfach aufgezeichnet. Von dem unbeschuheten Carmeliter, dem seligen Hippolyt, lesen wir, wie der Geistliche, der ihm die heilige Communion reichte, mehr als einmal wahrgenommen, daß das Gesicht des Nehmenden aufleuchtete und, wie er die Hostie zu sich genommen, gleich Schnee glänzte. Jago's Landsmann und Zeitgenosse, der heilige Johannes vom Kreuze, ward bei Darbringung des Meßopfers häufig von diesem Glanze umleuchtet gesehen, der noch mehr ergriff, als bloß sein Antlitz, so daß er den Augenzeugen ein Anderer, vom Berge steigender Moses erschien. Gleichfalls unterm Meßopfer ist diese Leuchtung beobachtet bei Sylvanus, einem Mönche in Clairvaux und Schüler

des heiligen Bernhard, von dem gemeldet wird, dieses Licht habe gestrahlt wie die Sonne und seine Kleider seien von einer mehr denn der Schnee blendenden Weiße erschienen. Auch bei Frauen ist die Communion häufig von solchen Lichtentwickelungen begleitet gewesen. War Pater Jago auch kein Heiliger, so war er doch ein mit seltener Frömmigkeit begnadigter eifriger Ordensmann und ein mit voller Hingabe seinem Berufe lebender Priester, der mit innigster Andacht die hohen Geheimnisse feierte, deren Schauplatz der Altar ist. Wenn schon jeder aufmerksam mitfeiernde Laie der reichen Handlung, welche bei der Darbringung des heiligen Meßopfers vor dem weiter und tiefer schauenden innern Blicke sich entwickelt, nicht beiwohnen kann, ohne unwillkührlich in den Hergang, der sich vor ihm entwickelt, mit allen Empfindungen, welche eine fromme Theilnahme erzeugt, hineingezogen zu werden, um wie viel mehr muß sich beim Priester, welcher durch die empfangenen Weihen befähigt worden, mit seiner Thätigkeit ein Wunder zu wirken, welchem kein anderes der uns bekannten verglichen werden kann, diese aufwärts strebende, erhebende, entflammende und begeisternde Empfindung in seiner ganzen Persönlichkeit als allgegenwärtig zeigen und ihren Ausdruck suchen? Dieser Ausdruck gehört der Ursprache an, welche nicht bloß im Worte bestand, sondern welche man auch, ohne daß die Lippen des Sprechenden sich bewegten, verstehen konnte, indem das Aeußere des Menschen in der anerschaffenen

Wahrheit und Lauterkeit Alles, was in seiner Seele vorging, noch eben so deutlich ausstrahlte, als es mittelst Aussprache der dafür gefundenen Wortbezeichnung mitgetheilt werden konnte. Von dieser symbolischen Ursprache, in welcher der Mensch und die verschiedenen Ausdrucksweisen seiner Persönlichkeit die Buchstaben und Worte sind, giebt es noch eine Menge freilich sehr unvollkommen gewordener und vielfach verstümmelter Ueberreste. Sie ist es, die noch heute allen Nachkommen Adams verständlich. In ihr bedarf es keines Unterrichts. Sie eignet jedem Alter. Wer verstände nicht das süße Lächeln des Säuglings, der seelenvoll emporblickt zur zärtlich liebenden Mutter? Wer könnte die Wohlwollen und Theilnahme ausdrückende Miene eines Wohlthäters mißverstehen? Wer ist zweifelhaft, welche Empfindung ihm eine seelenvolle Zuneigung zutragender Blick verkündigen soll? Wem wäre die Bedeutung des Mienenspieles unklar, welches auf einem der Betrachtung majestätischer Naturwunder zugewendeten Antlitze seinen Schauplatz hat? Wer würde die Laute der Freude mit denen des Wehes verwechseln? Sind nicht die Mienen des Fragens, des Verwunderns, der Ausdruck des Schreckens, der langen Weile unter allen Menschen dieselben? In der allen Menschen gemeinsamen Werkstätte der primitiven Empfindungen werden Münzen geprägt, deren Geltung vom Nordpole bis zum Südpole die gleiche ist, welche überall bekannt sind und angenommen werden und zu deren Erkenntniß

es nirgends numismatischer Studien bedarf. So ist denn auch die Erhebung der Seele zum Schöpfer und das Hinuntersteigen seines Geistes in dieselbe ein innerer Vorgang, den ein äußerer Ausdruck begleitet, der allen Nationen verständlich und ein sehr kostbarer Ueberrest der anfänglichen Sprache ist. Dürfen wir deßhalb uns verwundern, wenn Malaja, welche so oft der heiligen Meßfeier des Paters Jago beiwohnte, Vieles davon in ihrer Empfindung verstand, obwohl ihrem Verstande und dem Mangel der nöthigen Erkenntniß die Auffassung der Bedeutung des Einzelnen abging? Ein andächtig betender Mensch war von jeher selbst Barbaren, wenn nicht augenblicklich wilde Leidenschaft in ihrer Seele vorherrschte, ein rührender Anblick. Wie sollte nun ein in der höchsten dem Menschen zugetheilten Action mit voller Hingabe begriffener geweiheter Priester seines Eindruckes auf die Seele einer so lautern Jungfrau aus einem so edeln Stamme, wie der araucanische ist, verfehlt haben können? Diese Besuche der heiligen Meßfeier förderten Malaja auf der Bahn der Fortschritte in der christlichen Erkenntniß beinahe wirksamer und nachhaltiger als der Unterricht, den sie gelegentlich von des Paters Lippen über einzelne Lehren unserer heiligen Kirche empfing. Derselbe war in seiner milden, langsam aber sicher vorschreitenden Weise, weit entfernt von der Ansicht, daß ein gewaltsam andringender Sturm diese Seele dem Reiche Gottes gewinnen und zuführen müsse. Sie war keine von den heftigen und

hartnäckigen Naturen, welche wie ein Paulus mittelst einer erschütternden und plötzlichen Katastrophe aus der Blindheit in das Schauen versetzt werden müssen. Sein dieser Araucanerin wahlverwandtes Naturell empfand, wie der göttliche Heiland mit lindem und leisem Ziehen an dem Herzen Malaja's arbeitete und dasselbe im Gange langsamer Entwickelung dem seinigen näher zu führen und mit demselben zu vereinigen vor hatte. Sanftes Wohlwollen und brünstiges fürsorgliches Gebet für das Heil ihrer Seele waren die einzigen Waffen, mit denen er, so weit menschliches Zuthun für die Eingliederung dieser Jungfrau in den Leib der Kirche erforderlich scheinen mochte, diese Eroberung unterstützen zu dürfen meinte. Diese aber handhabte er andauernd und mit Eifer und ward nie verdrossen noch ungeduldig, wenn er bedachte, wie doch eine Frucht, welche so sichtlich der Reife sich zuneigte und mitunter die Vollendung derselben zu zeigen schien, immer der Kirche noch nicht in den Schooß fallen wollte, ja zu Zeiten von demselben sich weiter zu entfernen und, wenn die Berührung am nächsten sich darstellte, empfindlich sich in sich zurück und von jener Berührung hinweg zu ziehen schien. Es gehörte die Zusammennahme des ganzen reichen Vorrathes von Langmuth und hingebender Geduld dazu, welche Pater Jago besaß, um bei der Langsamkeit des Christianisirungsprocesses, in dem er Malaja zu erblicken nicht umhin konnte, nicht an der endlichen Erreichung des Zieles zu verzweifeln. Donna

Mencia, deren liebevoller Eifer für Malaja's ewiges Seelenwohl nicht dieser Selbstbeherrschung mächtig war, mußte gar häufig von dem fürsorglichen Beichtvater sich leise Zurechtweisungen gefallen lassen, wenn sie mit der ganzen Energie einer Martha daran gehen wollte, durch menschliche Nachhilfe das Werk Gottes im Herzen ihrer araucanischen Gastfreundin zu einer schnellern Entwickelung zu zeitigen.

Nachdem die himmlische Erscheinung, welche ihnen auf ihrem Marsche gegen Imperial sich gezeigt, die Araucaner zur Umkehr bewogen, legten dieselben ihre Waffen für einige Zeit aus den sieggewohnten Händen, um den bevorstehenden Winter am heimischen Heerde zuzubringen und sich zum Feldzuge des nächsten Sommers vorzubereiten. Es war einmal wieder Friede im Lande Arauco, das freilich unter den oben gemeldeten Calamitäten strichweise unermeßlich zu leiden hatte. Ein düsterer Himmel mit Wochen lang anhaltenden Nebeln leitete den nahenden Winter ein, welcher auf den weiß gepolsterten langen Gebirgszügen des langhingestreckten Landes Chili eine lange und ausgebreitete Residenz aufschlagen zu wollen schien. Je bequemer dieser jährliche Gast seine Veranstaltungen zum Bleiben zu treffen sich anschickte, desto weniger dachten die Araucaner daran, einer gleich langen Waffenrast sich überlassen zu wollen. Sie bereiteten fleißigst Alles daheim vor, um, sobald es die Jahreszeit erlauben würde, den Spaniern auf's

Neue entgegen zu ziehen. Die alten Waffen wurden emsig ausgebessert, von neuen ein großer Vorrath angefertigt und in der Nähe der Wohnungen Proben und Uebungen damit angestellt. Ganz Arauco schien in eine Waffenwerkstatt umgewandelt zu sein. Frauen und Kinder, welche irgend arbeitsfähig waren, wurden dabei mit angestellt. Als in das Zeichen des Skorpions eingetreten, die Sonne mit wärmern Kusse den ragenden Höhen ihr Steigen und ihre Nähe verkündete, zerrannen die weißen Schneelager von den Gipfeln, und aus den bewaldeten Abhängen begannen die zu einer aneinander hängenden Brücke erstarrten Wogen, nach und nach vom Froste entfesselt, ihre fließende Bewegung. Auf ihren Gestaden schlug der fröhliche Lenz sein buntes Lustlager auf. Nun Alles zu blühendem Leben erwachte, vermochte auch die kriegerische Unruhe des Araucaners die Stille und die Eintönigkeit der winterlichen Beschäftigungen nicht mehr zu ertragen. Von Gau zu Gau erscholl der aufmunternde Klang der kriegerischen Musik und das Tönen der an einander geschlagenen Waffen. Die Kriegslust erwachte, wo sie irgend eingeschlafen zu sein schien. Ein tapferes Sehnen, ein Durst nach neuen Ruhmesthaten, ein Verlangen, sich auf's Neue mit den verhaßten Spaniern zu messen, durchdrang die kriegsmuthigen Herzen der Araucaner. Zu den gewohnten Trinkgelagen, bei welchem sie ihre Feldzüge zu verabreden und die Pläne dazu festzustellen pflegten, stellten sich die Ulmenen mit ihren Gefolgeschaften

zahlreich ein. Während der Berathungen fanden, behenden Schrittes herbeigeeilt, mit trübseligen Mienen vier araucanische Krieger sich ein und meldeten, wie bereits eine ansehnliche Menge von Spaniern auf den Ruinen von Penco sich eingefunden und rüstig daran arbeiteten, ein neues Concepcion aufzuführen, wozu schon starke Mauern sich trotzend erhöben. Diese Abgeordneten der Landschaft Penco versprachen ansehnliche Metallgaben, wofern die Versammelten ihnen behilflich sein wollten, die Spanier in ihrem verderblichen Vorhaben zu hindern. Sie entschuldigten sich zugleich wegen des Friedens, in welchem sie um den Preis ihrer Unterwerfung jetzt mit den Spaniern lebten; derselbe sei eine Folge der Hoffnungslosigkeit gewesen, worin sie in Bezug auf die Hilfe der Araucaner gelebt, und nur der Trieb der Selbsterhaltung habe sie vermocht, eine Unterwerfung zu wählen und dem Tode vorzuziehen, da diese ihnen wenigstens die Hoffnung gelassen, nach Eintritte besserer Tage das Joch wieder abzuschütteln. Diese Aussicht erfordere, daß Concepcion nicht wieder aufgebaut werde und die Araucaner den Umwohnern von Penco in Verhinderung dieses Vorhabens behilflich seien. Die Araucaner, des gefundenen Anlasses froh, sagten gern und baldige Hilfe zu und trafen Verabredungen, wie durch einen anscheinend fortgesetzten Gehorsam Seitens der Penco-Männer die Spanier in das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens gegen die Eingeborenen eingewiegt werden müßten. Mit dieser angenehmen Bot-

schaft waren die vier Abgeordneten in der Heimath sehr willkommen. Der Plan, die Stadt Concepcion wieder aufzubauen, war von dem Theile der Bevölkerung dieser Stadt ausgegangen, welcher nach deren Zerstörung sich nach Santiago gewendet hatte. Diesen Leuten war es dort nicht heimisch zu Muthe geworden. Mit großer Mühe und bedeutenden Kosten hatten sie eine nicht gar erhebliche Mannschaft zusammengebracht und waren glücklich in Penco angelangt, wo sie inmitten der verlassenen Stätte einen das Geviert des neuen Ortes umschließenden Wall aufführten und denselben mit zwei starken Bastionen befestigten, die mit grobem Geschütze ausgestattet wurden. Die Umwohner, welche schon vor ihrer Gesandtschaft nach Arauco diesem Bau kein Hinderniß entgegengesetzt, nahmen nach dem Empfange der Zusage von Hilfe die freundlichste Miene an. Allein es gelang ihnen doch nicht, die Christen zu täuschen. Durch einen befreundeten Wilden hatten diese Nachricht von den Rüstungen erhalten, welche in Arauco betrieben wurden, um die neue Anlage zu vereiteln. Sie waren unterrichtet, daß zweitausend auserlesene Krieger unter Lautaro im Anzuge waren und diesem kühnen Führer die araucanischen Helden: Pilloloco, Angol, Cayaguano, Tucapel, Ongolmo, Elicura, Mareguano, Lincoyan, Leucoton und andere thatendurstige Männer sich angeschlossen hatten. Lautaro hatte seinen Marsch so eingerichtet, daß er, unter dem Schweigen der Nacht lautlos vorgedrungen, mit dem Aufgange des Morgensternes vor

dem verjüngten Concepcion eintreffen mußte. Hier führte der eben so schlaue als beherzte Juan de Alvarado den Oberbefehl. Derselbe verkannte die Gefahr des Augenblickes keineswegs. Zeit war nicht zu verlieren. Er traf daher die Anstalten zum Empfange des Feindes so schnell er es vermochte. Vom nächtlichen Nahen der Araucaner in Kenntniß gesetzt, sendet er ihnen in die schwarze Nacht hinaus neun wohl berittene Reiter entgegen. Diese nahen den schweigend einherschreitenden geschlossenen Reihen der Araucaner und erheben, als sie dicht vor denselben sich befinden, ein entsetzliches Geschrei. Die Araucaner, welche ein spanisches Heer vor sich zu haben meinen, werden stutzig und lassen die Schlachttrompeten erschallen. Während unter ihnen Alles sich in der höchsten Aufregung befindet, nehmen die kühnen Neun über einen niedern Höhenzug einen kürzern Rückweg zu den Ihrigen, welche Alvarado, des vorrückenden Feindes gewärtig, auf das Beste in den Befestigungen vertheilt, während er selber sich an die Spitze der kleinen Schaar leichter Reiterei setzt und beim Grauen des Morgens mit denselben die Richtung nach der Gegend nimmt, von welcher her er der Ankunft der Araucaner gewärtig sein mußte. Noch waren diese Reisigen von ihren Wällen keine halbe Stunde weit entfernt, als sie beim Hinabreiten von einem Hügel das Araucanerheer vor sich in Schlachtordnung aufgestellt erblickten. Vom Strahle der Morgensonne angeglänzt, blinkten die Waffen der Wilden über das

Blachfeld zum Hügel hinan, von welchem die Spanier im angehaltenen Schritte ihrer Reitthiere langsam hinabritten. Ein wahres Heer von Federbüschen wogte und flatterte über Lautaro's Leuten im fächelnden Morgenwinde, der sich auf der bunten Pracht der verschiedensten Farben muthwillig schaukelte. Beim Anblicke der Spanier erhoben die Araucaner ein wildes Schlachtgeschrei, dem sich der rauhe Klang ihrer kriegerischen Instrumente gesellte. Ein wüstes Echo antwortete rings von den Hügeln auf dieses unharmonische Tongemengsel, welches in seinem Mißklange gleichwohl etwas kriegerisch Anfrischendes enthielt. Muthig und in geschlossener Schaar, die Lanzen eingelegt, naheten die Spanier den Araucanern, deren Reihen sie im ungestümen Anfalle zu durchbrechen gedachten. Allein die Barbaren hatten schon so viel Kriegskunst in den Feldzügen gegen die Spanier erlernt, daß sie wußten, wie es nur darauf ankomme, dem ersten Anpralle eines solchen Anlaufes dreiste Stirn und festen Fuß zu bieten, um denselben unschädlich zu machen. Tausende von Speeren, wie hervorragend aus einer Menschenmauer, streckten sich den hitzigen Streitern entgegen, deren Rosse, über die Unbeweglichkeit der Schlachtreihe verdutzt, scheu parirten. So hatten die Araucaner den ersten Anlauf glücklich überstanden. Sie drängten nun den aus ihrer geschaarten Ordnung gekommenen Reitern entgegen und nöthigten diese zur Umkehr. Darauf verfolgten sie die Weichenden bis an eine schmale Brücke,

welche sich in Kanonenschußweite vom spanischen Castelle befand. Hier machte Lautaro Halt, weil er den Spaniern den Vortheil der Morgenfrische, welche zum Kampfe ermuthigt, entziehen wollte. Seinen Leuten war die Mittagsgluth kein Hinderniß des Angriffes, weil dieselben der klimatischen Zustände gewöhnt waren. Als die Sonne den Zenith erreicht und der schrillende Laut der Cicade von allen Seiten dieses Thierchens Wohlgefallen an den Gluthen, welche die Strahlen der Mittagssonne ringsum verbreiteten, verkündete, ließ Lautaro seine Mannschaften aufbrechen und setzte sich gegen die spanische Befestigung in Marsch. Kühnheit, Trotz und Vertrauen füllten dieses Jünglings starke Brust. Ein langer, schwerer, knotiger Speer diente seiner Rechten zu einer Art Spielzeug, indem er denselben mit der Leichtigkeit handtirte als Andere einen Strohhalm. Die Spanier, welche den Feind in ihrer Eingeschlossenheit nicht abwarten mögen, gehen demselben in zwei Gliedern entgegen. Das erste Glied nehmen die Arkebusirer ein. Das zweite bestehet aus Lanzenträgern. Auf den Seiten sind die Reiter postirt. Die Schützen zielen und drücken ab. Feuer, Rauch und Staub füllen die Luft. Ein Hagel von Pfeilen stürzt aus diesem Chaos den Spaniern entgegen. Wie von zwei von verschiedenen Seiten heftig gegen einander stürzenden Gewässern nach brausendem Anprallen der mächtigere Strom den schwächern überwältigt, dessen Gewässer in seine Richtung hineinzwängt und mit sich dahin reißt, so erging es der

kleinen muthigen Schaar der Spanier, die von der überlegenen Zahl der ungestüm vordringenden Araucaner in ihrer Ordnung aufgelöst und von deren Sturmbewegung ergriffen, nach ihrer Befestigung, welche das Ziel dieses Vorwärtswogens ist, zurückgedrängt werden und in welche mit den Spaniern zugleich die Barbaren eindringen. Innerhalb der weiten Mauer entspinnt sich, Mann gegen Mann, ein harter Zweikampf. Einige Spanier hatten aus Furcht vor der Einschließung vorgezogen, das freie Feld zu gewinnen und waren neben der Festung vorbei und über dieselbe hinaus rückwärts gegangen. Die Meisten aber erkannten es als ihre nächste Pflicht, den Platz mit gewaffneter Hand zu vertheidigen, so lange sie dieselbe zu regen vermochten, und die Vertheidigung fortzusetzen, bis sie fallen würden. Ein anderer Theil, nur von der niedern Absicht beseelt, ein ruhmloses Leben zu retten, stürzte sich nach dem Strande hin, um ein dort liegendes Schiff zu besteigen. Von Furcht geschüttelt, konnten diese kaum erwarten, daß die Anker gelichtet wurden und die Segel dem Winde Gelegenheit gaben, ihre Entfernung von der Küste zu beschleunigen. Die zu spät Kommenden trugen kein Bedenken, sich in die brausende Brandung zu stürzen, um sich bis zu dem Schiffe hindurch zu arbeiten; den Tod, der sie hier erwartete, hielten sie für minder schrecklich, als den von der Hand der Feinde empfangenen. Leute, die bisher aus Furcht nicht wagten, zu schwimmen, theilen jetzt mit Fuß und Hand die

Wogen und zeigen sich als Schwimmer. Die Furcht ist ihre erfolgreiche Lehrerin und so begiebt sich das Seltsame, daß der Mensch aus Furcht beherzt wird. Einen ehrenvollern Entschluß hatten die erwählt, welche in dem Fort, ohne Hoffnung, vor der Ueberzahl der wilden Araucaner ihr Leben retten zu können, mit Löwenmuthe über dieselben herfielen und unter denselben ein solches Blutbad anrichteten, daß das Innere alsbald in eine Blutlache verwandelt war. Lautaro war zuerst mit in das Fort eingedrungen und wüthete mit trotzigem Muthe unter den Spaniern. Er ward nur durch Tucapels ungezähmte Tapferkeit übertroffen, welcher den Himmel zu stürmen fähig gewesen sein würde, wenn man ihm einen Weg dahin gewiesen oder eine Leiter hinauf gelegt hätte. Nicht Brücke noch Thor hatten ihm zum Eingange gedient, sondern gewaffnet, wie er war, hatte ein kühner Satz ihn über den breiten Graben gesetzt und ein anderer ihn auf die Höhe des Walles gebracht. Da ihm Niemand auf diesem Wege hatte folgen können, sprang er mitten in den Platz von oben hinein unter die Spanier, denen er mit seiner schweren Keule arg zusetzte, welcher kein noch so fester Panzer oder Helm Widerstand zu leisten vermochte. Ein spanisches Schwert raubte seiner Rechten zwei Finger. Voll Wuth ergriff er das seinige nun mit der Linken und raste mit wildem Zorne auf die ein, welche ihm zunächst standen und unter denen wenige dem letzten Verhängnisse entrannen. Nicht minder heldenmüthig schwangen Leucoton

und Angol ihre Waffen, bis Alvarado's Schwert an Angol dem Tode einen Eingang und der Seele einen Ausgang eröffnete. Nachdem das gegenseitige Schlachten eine ziemliche Weile angedauert, hörte man einen grollenden Donner in den Lüften verhallen, ein Zeichen des Himmels, daß er dieses Mal den Waffen der Heiden über die Christen den Sieg verliehen. Den Spaniern blieb nichts übrig, als sich ergebungsvoll der unerforschlichen Weisheit zu fügen, welche sie in der Geduld zu üben und ihnen zu zeigen beabsichtigte, daß noch ein Höherer über ihnen walte, dessen sie allezeit eingedenk sein und ohne den sie nie ihre Rechnung machen dürften, wenn es damit richtig stehen solle. Alvarado verließ den von Blut und Feinden bedeckten Boden und nahm auf Itata seinen Rückzug. Etliche aber, welche sich mit einer Flucht ihre Ehre zu beflecken fürchteten, hielten hartnäckig Stand und wollten die ihnen zur Vertheidigung angewiesene Stätte nicht lebendig verlassen. Sie führten, so lange sie die Arme zu rühren vermochten, die Waffen. Einer um den andern aber sank, nachdem er unglaublichen Widerstand geleistet, aus vielen Wunden mit seinem Blute die Seele ausströmend, zu Boden, auf welchem zuletzt keine Seele mehr zu finden war, aber Leiber in zahlloser Menge und gräßlichen Verstümmelungen umherlagen. Nachdem der Tod hier seine reiche Ernte gehalten, blieben die Abziehenden nichts weniger, als unangefochten. Die Furcht und das Grauen vor den Verfolgenden hatten die Fliehenden versprengt, deren jeder

den weiſeſten Ausweg einzuſchlagen wähnte, wenn er hier einen rauhen, wenig betretenen Pfad zu verfolgen ſich bemühete, dort über einen Bach ſetzte, weiterhin einen Waldweg einſchlug, hier am Abhange eines Hügels vorüber zu ſchlüpfen ſich bemühete. Wenige dachten daran, Alvarado's geſchloſſener Schaar ſich anzureihen und durch die Vereinigung ſich gegen die überall lauernden Gefahren einen gemeinſamen Schutz zu ſchaffen. Selbſt jene Schaar ließ ſich auseinander verſprengen. Denn die benachbarten Landesbewohner, welche ſich neutral verhielten, ſo lange die Spanier noch von der Feſtung aus das umliegende Land mit dem Nachdrucke einer bewaffneten Macht beherrſchen konnten, und die bisher als theilnahmloſe Zuſchauer ſich unthätig verhalten, ſtanden, nachdem ſie wahrgenommen, wie das Siegesglück ihren Landzwingern den Rücken gewendet, als Feinde wider dieſelben auf und fielen die Fliehenden an, welche dadurch in alle Richtungen zerſtreut wurden. Bald fanden ſich nur noch die beiden Alvarado's Juan und Hernando bei einander und mit ihnen der tapfere Ibarra. Dieſe aber wurden, obwohl beritten, meilenweit von dem gewaltigen Rengo zu Fuße verfolgt, welcher ihnen ſo nahe auf den Ferſen war, daß er mitunter eines ihrer Pferde mit dem Schafte einer jungen Buche, den er in den Händen führte, ſchlug. Unter ſchmählichen Schimpfreden, denen er einzelne ſpaniſche Worte, die er aufgeleſen, beimiſchte, war dieſer wilde Krieger hinter ihnen her, bis ſie an einen Fluß kamen, den

er nicht mit passiren konnte und von dessen hohen Uferrande er ihnen Steine nachschlenderte. Ueber dieses hochmüthige Benehmen eines Wilden gegen drei Ritter empört, bewog Alvarado seine Gefährten, wieder umzulenken. Allein der behende Araucaner wußte ihnen auf das Geschickteste auszuweichen und aller ihrer Bemühungen, seiner habhaft zu werden, erfolgreich zu spotten. Alvarado stand von dem nutzlosen Bemühen, den Rengo zum Standhalten zu bringen, ab und brachte sich und seine Gefährten durch die Fuhrt des vorerwähnten Flusses auf dessen anderes Gestade in Sicherheit. Seine noch übrig gebliebene, nach allen Seiten hin versprengte Mannschaft irrte wie vom Wolfe weit aus einander getriebene Schaafe hirtenlos im Gefilde umher. Es suchte ein Jeder sich zu retten, so gut er es vermochte. An diesem Kampfe hatten sich selbst die Weiber der Araucaner betheiligt. In den Händen des Geschlechtes, dem der Rocken beschieden, sahe man heute Schwerter blinken und Lanzen sich wiegen und blutige Spende durch sie austheilen. Die Araucanerinnen hatten sich während des Kampfes auf einem bewaldeten Berge verborgen, wo sie den Verlauf abwarteten. Als sie die Niederlage der Castilianer erkannten, erhoben sie ein wildes Geschrei und kamen aus ihrem Verstecke herab. Den Gefallenen nahmen sie die Waffen ab und stürzten sich, vom Siege der Ihrigen berauscht, hinter den Fliehenden her. Durch Behendigkeit erreichten sie manchen derselben, welcher dann gewiß keinen Schritt

weiter that. Die Barbarinnen übten wilde Wuth an ihm. Keiner, der in ihre Hände fiel, ging lebend aus denselben hervor. Ein grausames Weib ist es auch gründlich und übertrifft in dieser Gesinnung jeglichen Mann, wie es sich auch in der Rachsucht von Keinem überbieten läßt. Lautaro verheerte und verbrannte die kaum erstandene Stadt von Neuem. Während die nach allen Seiten hin zerstreuten und in den Wäldern umherirrenden Spanier, welche dem Blutbade von Penco entgangen waren, instinktmäßig die Richtung nach Santiago einschlagen und sich auf derselben allmählich zusammenfinden, erscheint auch der Toqui mit seinem kriegerischen Gefolge bei Lautaro's siegreichem Heere. Neidlos, wie großherzige Seelen es nicht anders vermögen, wünschte Caupolican seinem jungen Freunde und Stellvertreter zu dem neuen glänzenden Siege und dem neuen wichtigen Verdienste um das Vaterland auf das Herzlichste Glück und ordnete zur Feier dieses Sieges großartige öffentliche Spiele an. Zu Preisen für die Sieger in diesen Kampfspielen waren höchst kostbare Gegenstände ausersehen. Ein schimmerndes Schwert, kunstvoll mit Silber ausgelegt, war dem geschicktesten Lanzenwerfer bestimmt. Den gewandtesten Ringer sollte ein silberner Helm mit einem goldenen Reife, über welchem ein dichter Busch von bunten Federn flatterte, lohnen. Ein munteres, getiegertes Windspiel erwartete den schnellen Renner, der in voller Rüstung beim Wettlauf die eine Meile vom Auslaufs-

punkte aufgesteckte Flagge erreichen würde. Ein prachtvoller Bogen mit zierlichem Köcher war der Preis des sichern Schützen, der mit seinem Pfeile einem Papagei den krummen Schnabel abschießen würde. Der geübteste Keulenschwinger sollte zum Lohne ein glänzend schwarzes Rößlein mit weißem Schweife davon führen, das, seines neuen Herrn gewärtig, mit ungeduldigem Hufe den Boden zerscharrte.

Sechs berühmte Lanzenwerfer: Orompello, Crino, Pillolco, Lepomande, Guambo und Mareande traten zuerst auf. Nachdem die Wurfgeschosse die Billigung der Kampfrichter erhalten und die Kämpfer sich in eine Linie gestellt, flogen unter sechsfachem Kraftgestöhn die Speere in's Weite. Pillolco's Lanze gebrach zuerst die Kraft und sie fiel zunächst auf den Boden. Es folgten Guambo's, Lepomande's, Crino's und Mareande's Speere. Zuletzt berührte fünf Klafter weit über die andern hinausgeworfen Orompello's Lanze den Boden. Nächst ihnen ergriffen sechs andere Araucaner, welche für die geübtesten galten, die Speere. Wie sehr sie beim Wurfe auch alle Kraft zusammen nahmen, sie vermochten über Orompello's Wurfziel nicht hinauszukommen. Andere sechs und nächst ihnen wieder sechs Andere versuchten sich mit gleichem Mißgeschicke. Mehr als hundert thaten es ihnen nach. Keiner vermochte Orompello's Wurf zu übertreffen. Leucoton rief nun: „Ich zweifle freilich nicht, daß ich verlieren werde. Allein nachdem ihr mich so lange auffordernd angeschauet, will ich mich doch der Theil-

nahme nicht entziehen. Ihr sollet sehen, was mein Arm vermag und wie weit mein gutes Glück mich gelangen läßt." Nach einem kurzen Wiegen der ihm gereichten Lanze schleuderte er dieselbe mit Nachdruck. Zischend wie eine Kugel durchschnitt sie die Luft. Im reißenden Fluge schoß sie vier Klafter weit über Orompello's Lanze hinaus. Die Spitze drang in den Boden und lange sahe man den emporstehenden Schaft im Nachdröhnen zittern. Ein vielstimmiges Freudengeschrei erscholl zum Himmel empor und eine Menge Neugieriger enteilte zum Ziele, um mit eigenen Augen den Wurf zu messen. Alle waren Leucoton's Lobes voll. Orompello, der sich schon seit einer halben Stunde als Sieger betrachtet, war außer sich vor Zorn, daß Leucoton ihn überworfen und im besten Zuge, einen wilden Handel zu beginnen. Caupolican's Gerechtigkeit und Weisheit entschied für Leucoton und seine verständige und milde Zusprache fand in Orompello's Ohr so gute Aufnahme, daß er schließlich ganz ruhig darein schaute, als Caupolican dem Sieger das prächtige Schwert mit eigenen Händen anlegte, indem er sich getröstete, es werde sich schon eine andere Gelegenheit darbieten, wo er sich mit Leucoton auf eine ihm vortheilhaftere Art messen könne. Nun begann der Wettkampf im Ringen. Dem gewandten Cayeguan, welcher fröhlich den Kampfplatz betrat, stellte sich Torquin, ein berühmter Ringer, entgegen. Auf das gegebene Zeichen fassen sie einander, nachdem sie verschiedentlich einander umgangen, gleich-

sam um gegenseitig die schwachen Seiten an einander auszuspüren. Als sie einander erfaßt, beginnen sie gegenseitig ihre Kraft zu prüfen. Allein die Kampfeswuth bemächtigt sich ihrer alsbald. Sie suchen die Füße mit einander zu verflechten und sich gegenseitig zu heben; sie drücken und stoßen sich, um Einer dem Andern das Gleichgewicht abzugewinnen. Allein sie vermögen sich nicht den mindesten Vortheil abzuringen und ermüden in beiderseitigen Anstrengungen. Vorsichtig suchte Cayeguan sein Bein aus der Umschlingung zu ziehen, worin Torquin dasselbe mit dem seinigen hielt. Indem Torquin alle Kraft anwendete, dasselbe in seiner Gewalt zu halten, und seinen ganzen Nachdruck auf diesen Punkt wendete, ließ Cayeguan listig den Gegner los, welcher nun, seinem eigenen Nachdrucke folgend, zu Boden stürzte und den Feind über sich hatte, der nun Sieger blieb. Diesem Vorspiele folgte zunächst das Schauspiel von Rengo's mächtigem Gliederbau, der lange allein stand und eines Gegners harrte, bis Cayeguan, durch seinen Erfolg stolz geworden, hervortrat und ihm den Kampf anbot. Eine Zeit lang war freilich derselbe in der Schwebe. Allein nun preßte Rengo den Jüngling so mächtig mit seinen starken Armen, daß ihm der Athem verging. Darauf hob er ihn von der Erde auf und hielt ihn eine Weile lang, um ihn dann besiegt in den Sand herab fallen zu lassen. Hier blieb er halb bewußtlos liegen. Seine Freunde mußten ihn auf ihren Schultern zu seinem Zelte tragen. Rengo's gewaltige

Stärke ward durch lauten Beifall gefeiert. Talco, einer der gewaltigsten Ringer, trat nun auf. Nachdem er sich mit Rengo, welcher, noch keine Ermüdung fühlend, auf dem Sande stehen geblieben war, um fernere Herausforderungen abzuwarten, durch Blicke gemessen, schoß letzterer wie ein Tieger auf jenen los und hatte ihn, bevor er über die Vertheidigung recht zur Besinnung gekommen war, schon auf den Boden geschleudert. Rengo blieb auch nach diesem Siege auf dem Kampfplatze herausfordernd stehen, Niemand wagte, sich mit diesem Gewaltigen heute noch zu messen und Caupolican mußte, da der Abend lange Schatten über das Gefilde warf und die Nacht ihnen eilend folgte, die Fortsetzung des Kampfes für den nächsten Tag ansetzen. Nachdem er mit seinen Beisitzern nach dem Sonnenaufgange sich an der Stätte des Kampfgerichtes wieder eingefunden, stellte auch Rengo sich ein, welcher den Kampfplatz muthig umschritt und nach dieser Wandlung auf die Stelle trat, wo er eines Gegners gewärtig war. Zwei Stunden lang hatte er Zeit, sich die Gesichter der Zuschauer anzusehen. Da ward dem Leucoton die Zeit zu lange. Er meldete sich als Gegner und setzte seinen mächtigen Fuß in den Kampfplatz. Arauco kannte keine stärkern Ringer, als die nun einander gegenüberstanden. Mit vorsichtigem Tritte und jeder eines Zugreifens vom Andern gewärtig, umschreiten sie einander, gehen auf einander los, weichen sich dann wieder aus und erspähen so die Gelegenheit, wo sie einander packen

möchten. Da mit einem Male fallen sie einander wie zu gewaltsam zärtlicher Umschließung in die Arme. Brust an Brust gepreßt, stöhnen sie unter gegenseitigem Drucke. Bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuße suchen sie einander ein Bein zu schlagen. Allein geschickt vereiteln sie die beiderseitigen Versuche hiezu. Sie wissen den ausgesonnenen Listen zuvorzukommen und weichen den Manövern, welche den Umsturz bezwecken, gewandt aus. Jeder sinnreiche Ueberfall trifft auch eine eben so sinnreiche Gegenanstalt. Die Vergeblichkeit aller Anstrengungen steigert die Bemühungen der Ringer zu einer wahren Wuth, welche neue fruchtlose Quälereien zur Folge hat. Unter der Erfolglosigkeit des Ringens ermüden beiden Gegnern die Glieder; sie zittern vor Ermattung, es wanken ihnen die Kniee. Aber unbeugsamer Starrsinn hält sie auf der Stelle zurück. In großen Tropfen rinnt beiden bei den vergeblichen Anstrengungen der heiße Schweiß vom Leibe hernieder und heiser stöhnen die gewaltsam auf und nieder gehenden Lungenflügel. Allein immer wieder erneuet sich der Vorrath ihrer Kraft zur Fortsetzung des Kampfes, denn keiner will dem Andern den herrlichen Helm gönnen. Keiner zeigt sich seinem Gegner überlegen, und Kraft, Jugend und Geschicklichkeit halten sich bei ihnen die Waage. Das Zünglein bleibt stets in der Mitte. Da strauchelte Rengo unversehens an einer Erhöhung im Boden und fiel. Nicht rascher schnellt ein auf harten Boden geworfener elastischer Ball wieder empor, nicht

behender erhebt sich der auf seine Beute niedergeschossene Aar mit derselben wieder aufwärts in die Lüfte, als Rengo mit hurtigem Sprunge sich wieder emporraffte und in wildester Wuth entbrannt auf Leucoton einstürzte. Um seiner Raserei, welche das Freudenfest durch einen Unfall hätte trüben können, ein Ziel zu setzen, trennte Lautaro, welchem Caupolican einstweilen den Kampfrichterplatz eingeräumt, die Wüthenden. Orompello hielt nun die Gelegenheit für geeignet, an Leucoton seinen Ingrimm über die verlorene Lanze auszulassen. Er forderte ihn daher zu einem Gange im Ringen heraus. Da Orompello weit zarter gebauet und jünger als der stämmige Leucoton und er seines Erfolges wenig sicher war, so wandte sich ihm als anscheinend Schwächern die größere Theilnahme der Menge zu. Voll Ungeduld und in blühender Hoffnung wartete Orompello auf das Zeichen zum Kampfbeginne. Da es ihm zu lange währte, ging er ohne Weiteres seinem Widersacher entgegen und im Nu hatten sie einander gefaßt und in den Armen. Die Kräfte, welche sie gegenseitig an sich versuchten, zeigten sich so gleich, daß sie wie angenagelt auf der Stelle, wo sie einander gepackt, stehen blieben, ohne sich von dort verdrängen zu können. Ihre Anstrengungen hatten nur zur Folge, daß ihre Füße in den Boden sich einprägten und ihre Knice und Gebeine im festen Gegendrucke knackten. Als sie einander zuletzt in Bewegung brachten, fielen beide zu gleicher Zeit. Allein Fall und Wiedererhebung

folgten einander so rasch, wie ein Augenaufschlagen und der Blick. Nur ein ganz aufmerksamer Beobachter konnte es wahrnehmen. Leucoton hatte nur mit einem Knie, Orompello mit einer Hand den Boden berührt. Niemand war im Stande zu beurtheilen, ob einer von ihnen und wer unterlegen oder obgesiegt. Die Vettern und Freunde mischten sich ein und forderten je für ihren Angehörigen den Kampfpreis. Es entstand darob ein heftiger Wortwechsel. Tucapel, Orompello's Anverwandter, stürzte mit dem Schwerte in der Faust auf den Kampfplatz, nahm für seinen Vetter den Preis in Anspruch und erbot sich, denselben wider jeden Andern zu vertheidigen. Leucoton, darob erboßt, drohete Tucapel's thörichten Uebermuth zu züchtigen. Es war ein blutiger Handel bereits wieder auf besten Wege, als Caupolican gerathen fand, mit seinem obersten Ansehen einzuschreiten. Leucoton und Orompello, welche den Toqui näher treten sahen, unterdrückten ihre unwilligen Reden und traten jeder nach entgegengesetzter Seite zurück. Allein Tucapel, welcher von einer andern Auskunft nichts wissen mochte, rief ergrimmt in höllischem Zorne die ganze Welt in den Kampf, wenn sie ihm nicht gewähren wolle, was er forderte. Bitten und andere Besänftigungsmittel vermochten über ihn nichts; er forderte den Helm als Siegespreis für Orompello und verlangte, man solle ihm zum tödtlichen Zweikampfe mit Leucoton den Platz frei lassen, den er nur als Sieger oder als Leiche zu verlassen entschlossen war. Ueber

diesen Mangel an Ehrerbietung in seiner Würde tief verletzt, konnte auch der ernste Caupolican sich des Zornes nicht erwehren und sprach: „Ich werde Dich lehren, die Achtung zu zeigen, welche Du mir schuldest, und Dich nöthigen, meiner Person und Würde ehrerbietig zu begegnen.“ Tucapel, in der Wuth seiner nicht mächtig, entgegnete: „Fürwahr, mich bringen weder Furcht noch Ehrfurcht von meiner gerechten Forderung ab und wer mir widerstrebt, möge zusehen, wie er seinen entgegengesetzten Willen durchbringt. Ich werde Dir Ehrerbietung nicht versagen, wenn Du mir zu meiner gerechten Forderung verhilfst und wenn Du unbefangen und leidenschaftslos den gegenwärtigen Handel schlichtest. Allein wenn Du wider Recht und Vernunft die Gerechtigkeit verdrehest und verkehrest, werde ich weder vor Dir, noch Deiner Würde, noch vor der ganzen Welt ein Pünktlein meines Rechtes mich begeben. Caupolican, welchem bei so verwegener Widersetzlichkeit die Geduld riß, schritt entrüstet auf Tucapel los. Allein der erfahrene Colocolo, der ihm beständig zur Seite war, hielt ihn zurück und sprach: „Herr, kannst Du so Dich, Dein Ansehen und unser Wohl vergessen, daß Du das Alles auf's Spiel setzest, wofern Du jetzt Deine Hand erhebst? Schau, wie getheilt die Menge ist. Du kennst Tucapel's Thorheit und die Macht seines Anhanges. Für das, was durch Klugheit geschlichtet werden kann, darf kein Blut Unschuldiger vergossen werden. Gieb Orompello den verlangten Preis und

Leucoton einen andern von gleichem Werthe. Durch Strenge und blutige Entscheidung gefährdest Du Deine Macht. Gelingt es Dir auch, Deinen gerechten Willen dieses Mal durch- und der jugendlichen Kühnheit und Leidenschaft ein Ziel zu setzen, so wird doch Deine Macht geschwächt und Dein Ansehen minder gefürchtet. Du büßest zwei Männer und zwei Schwerter ein, welche Arauco's Gränzen erweitert und Deinen Namen unter fernen Völkern furchtbar gemacht haben. Haben sie sich auch hier vergangen, so bedenke, wie sie Dir anderwärts gedient und in schweren Fährlichkeiten ihr eigenes und Deiner Feinde Blut vergossen haben." Colocolo's kluges und freundliches Dringen verfehlte die gewünschte Wirkung auf Caupolican keineswegs. Er zügelte seinen Zorn und hielt den Ausbruch desselben zurück. „In Deine Hand," sprach er, „lege ich Alles und folge Deinem Rathe." Colocolo nahm Leucoton bei Seite und sprach dann mit den wuthentbrannten Vettern. Was Niemand vermocht hatte, bewirkte seine weise Zusprache und seine klügliche Behandlung der Widersacher. Sie willigten in seine Vorschläge. Orompello erhielt den schönen Helm. Gleichzeitig aber ward Leucoton mit einem Wamms mit goldenem Besatze von gleichem Werthe bekleidet. —

Um fernern Zwistigkeiten dieser Art vorzubeugen, ward den Kampfspielen dieser Art ein Ziel gesetzt und Kriegsrath gehalten. Um Imperial und Valdivia in die Hände der Araucaner zu bringen und das theure

Pfand, das von den Spaniern schon so lange verwahrt ward und in der erstgenannten Stadt sich befand, wieder einzulösen, ward von Caupolican vorgeschlagen, der spanischen Macht durch einen Angriff auf das entfernt liegende Santiago eine Diversion zu machen. Zum Anführer dieses Zuges ward einstimmig Lautaro erwählt, welchem überlassen blieb, die fünfhundert Mann, welche zu seiner Begleitung bestimmt waren, sich selber auszuwählen. Natürlich fiel seine Wahl auf die verwegensten und zum Kampfe bereitesten Araucaner. Da Muth und Kühnheit die Wahl bestimmten, so gerieth unter die verwegene Schaar auch mancher sittliche Ausschuß, und sie konnte keineswegs als ein Muster araucanischen Volksadels hingestellt werden. Indeß fand ein solches Hinzudrängen junger thatendurstiger Leute zu der Expedition statt, daß trotz aller Bemühungen, weiteren Bewerbungen Schranken zu setzen, doch noch hundert über die festgesetzte Zahl zugelassen werden mußten. Freilich hatte Lautaro bis nach Santiago einen weiten Landstrich zu durchwandern, dessen Bevölkerungen den Spaniern ergeben waren. Allein der bisherige überaus glückliche Ausgang aller seiner Unternehmungen hatte die Begriffe „gewagt" und „beschwerlich" in Lautaro's Vorstellungsvermögen gänzlich vernichtet, und so vermochten dieselben denn nichts in irgend einem seiner Pläne zu ändern. Zwischen dem Biobbio und Maulen wirthschafteten die Araucaner glimpflich. Aber von dort an, wo die Promaucaner hausten,

bezeichneten Feuer und Blut die Bahn, welche der kühne Streifzug genommen. Furchtsam boten die Caziken dieser Gegenden den wilden Vergewaltigern ihre Unterwerfung an und versorgten dieselben mit Speisevorrath, Waffen und Kleidung. Vor der wüsten Wirthschaft der verzweifelten Gesellen nahmen die meisten Indianer die Flucht, denn übel erging es Weibern und Kindern, die jenen in die Hände fielen. Den Spaniern war dieser Cannibalismus der brutalen Araucaner nicht ungünstig. Die unterworfenen Bevölkerungen machten alsbald die Bemerkung, daß, wie mancherlei wilde Ausschreitungen auch einzelne Spanier sich gegen Eingeborne mochten haben zu Schulden kommen lassen, doch neben dem Geiste des spanischen Regimentes im Ganzen ein solches System, wie sie jetzt durch die Araucaner üben sahen, keine Stätte habe und sie unter spanischem Scepter doch eine freiere und angenehmere Existenz zu führen vermöchten, als im Joche ihrer chilesischen Landsleute, deren wilder Freiheitsfanatismus in seinem Wörterbuche die Ausdrücke und Begriffe: „Schonung" und „Rücksicht" ausgestrichen hatte. Die Scheußlichkeiten, welche Lautaro's wilde Schaar verübte, wurden durch die nach Santiago flüchtenden treu gebliebenen Indianer daselbst wo möglich mit Uebertreibungen verkündet, und verbreiteten Schrecken unter den Stadtbewohnern, welche sich bis dahin weit vom Schusse und mithin für so ziemlich sicher gehalten hatten. Zwar wollten Viele es für eine unglaubliche Geschichte

erklären, daß sechshundert Araucaner sich unterstanden haben sollten, einen solchen weiten Zug gegen eine so ansehnliche Stadt auf's Gerathewohl und ohne Rücksicht auf die Abgeschiedenheit von allen Rückhaltsmitteln zu unternehmen. Allein als der Flüchtlinge, welche in der Stadt Schutz suchten, immer mehr anlangten, als die Erzählungen der erfahrenen Brutalitäten immer mehr sich häuften, da hatten die neuerlich aus Penco hieher Geflüchteten den Triumph, von dem bisherigen Verdachte der Uebertreibung in ihren Meldungen von der Tapferkeit und Wildheit der Araucaner ganz gereinigt zu erscheinen und mit ihren Vorstellungen, daß das Geschehene noch weit schlimmer sein werde, als das Gerücht, Glauben zu finden. Nun wurden alle Hände in der Stadt geschäftig. Alles, was arbeiten konnte, lief herbei und bot seine Mühwaltungen zum allgemeinen Besten an. Da sahe man denn alsbald Hände an Befestigungsarbeiten thätig sein, welche bis dahin ganz Anderes getrieben und denen an der Wiege schwerlich gesungen sein mochte, daß ihre feine, vornehme Haut durch Handlangerarbeit geschwärzt und besudelt werden sollte. Die gemeinsame Furcht vor den Barbaren schuf in Santiago einen gemeinnützigen Patriotismus, welcher in dieser freilich noch ziemlich neuen Stadt etwas bis dahin nicht Dagewesenes war. Ein Fähnlein der muthigsten und gewandtesten Männer ward unter Godinez auf Kundschaft entsendet, um sich über die Stärke und Bewaffnung des gefürchteten Feindes

Nachricht zu verschaffen, mit demselben nach Befinden zu scharmutziren und im Falle eines beabsichtigten Angriffes auf die Stadt sofort dahin Nachricht gelangen zu lassen. Nach vier Tagen kam die Mannschaft, von den Lautarinern übel empfangen und zugedeckt, nach dem Verlust von zehn Pferden und vielen Waffen, die Lautaro's Leuten in die Hände fielen, heim, um in ihrer Gesammtheit Zeugniß von den Gräueln abzulegen, welche von den Araucanern verübt waren, deren maaßlose Rachsucht gegen die von der Freiheit abgefallenen Bevölkerungen die günstigen Folgen, welche aus der Vereinigung derselben mit den Siegern für das gemeinsame Beste und die allgemeine Unabhängigkeit hätte hervorgehen können, vereitelte. Lautaro's jugendliche Unerfahrenheit verkannte durchaus diesen wichtigen Punkt. Er hatte nur Rache an den Feinden und Verräthern des Vaterlandes im Sinne, übersahe aber gänzlich, wie wichtig ihr Wiedergewinnen und ihr Abfall von den gewaltigen Eroberern für die Sache der chilesischen Freiheit werden konnte. Die Nachrichten, welche die Lautaro entgegengesendet Gewesenen heim brachten, übertrieben die Furchtbarkeit von Lautaro's Heere und Hilfsmitteln offenbar; allein dieselben ließen doch nicht daran zweifeln, daß Santiago ernstlich bedrohet werde. Villagran, welcher bereits seit längerer Zeit kränkelte und der Kriegführung nicht in Person vorstehen konnte, suchte die tüchtigsten Männer aus den Einwohnern der Umgegend durch reichliche Spenden und Ver-

sprechungen an die Sache der Spanier zu fesseln und gab diesen an seiner Statt seinen Vetter Pedro de Villagran zum Führer. Lautaro setzte sich, nachdem er seine Rache an den Feinden und Verräthern des Vaterlandes gekühlt, in deren eigenem Lande an den Ufern des Rio claro fest, um von hier aus die Lage und Stärke der Stadt, welche er zu zerstören gekommen war, näher auszukundschaften, auch die Spanier, wenn sie ihm entgegen kommen sollten, durch Belagerungsversuche zu schwächen und aufzureiben. Einen den Spaniern sehr verderblichen Anfang dieses Systemes machte Lautaro, als ihm Pedro de Villagran mit seinem kleinen Heere entgegenrückte. Eine Stunde vor der araucanischen Verschanzung machte er Halt. Lautaro hatte die Verwegenheit, am Abend ganz allein sich auf die Kundschaft zu begeben und war den Spaniern unbemerkt so nahe gekommen, daß er ihre Mannschaft zu zählen und ihre ganze Verfassung zu erkennen vermocht hatte. In der Keckheit seines Uebermuthes gönnte er den Spaniern die nächtliche Ruhe nicht und beschloß, sie, ohne den Seinigen die geringste Mühe zu machen, unangenehm zu stören. Er ließ das munterste der jüngst erbeuteten Pferde los, welches, der Witterung seiner Genossen im spanischen Nachtlager nachgehend, in eilendem Laufe vor demselben ankam. Der aus der Ferne durch die nächtliche Stille herantönende Hufschlag, welcher vom angstvollen Ohre der jäh Erweckten für das Getrappel einer ganzen Schwadron gehalten ward, brachte alle Leute Villa-

gran's auf die Beine und um den Schlaf. Der Verdruß und die Furcht verwandelten sich freilich in Lachen, als sie wahrnahmen, wie ein einzelnes Thier sie in Schrecken gesetzt. Einmal erwacht, gingen sie muthig auf Lautaro's Verschanzung los. Diese ward nach der von Lautaro gegebenen Anweisung von seinen Leuten verlassen, welche dann vor der spanischen Reiterei scheinbar den Rückzug antraten. Die Spanier glaubten nichts Vortheilhafteres thun zu können, als sich in den Besitz des Bollwerks zu setzen. Nachdem sie sich in demselben zerstreut, kehrten die Araucaner, jedoch in ihrer Ungeduld früher als Lautaro's Absicht war, unversehens zurück und fielen über die nicht geordneten Feinde wüthend her. Wäre ihre Umkehr nicht mit diesem vorsichtslosen Ungestüme erfolgt, so möchte wohl kaum ein Spanier entronnen sein. Da aber die Araucaner in der unbezähmten Wildheit ihres Eindringens keinen Plan vor Augen hatten und keine Ordnung befolgten, so verloren sie den von Lautaro beabsichtigten Vortheil. Die Spanier, obwohl übel zugerichtet und viele Todte lassend, entkamen doch, nachdem es ihnen aus der Verschanzung sich herauszuschlagen geglückt war, mit Hilfe ihrer Pferde. Ueber das theilweise Mißlingen seines Planes gar mißmuthig, gestattete Lautaro seinen Leuten keine Verfolgung, sondern berief sie durch sein Horn, in das er mit Macht stieß, zurück. Während er in einer sanften aber nachdrücklichen Rede ihnen die Nothwendigkeit des militärischen Gehorsames vorstellte,

hatten die Spanier sich von Neuem versammelt und machten einen zweiten verwegenen Angriff auf Lautaro's Verschanzung, der jedoch nicht besser gelang, als der frühere. Mit wie ausdauernder und nachdrücklicher Tapferkeit die Spanier auch den Sturm auf die araucanischen Verschanzungen unternahmen und fortsetzten, sie waren nicht im Stande, die Abwehr, welche ihnen entgegengesetzt wurde, zu bewältigen. Das wilde Schlachtgetümmel, das auf allen Seiten der araucanischen Schanzwerke raste und das in einem solchen Getöse sich verlautbarte, daß nach Ercilles Ausdrucke der Maulen zögernd und furchtsam seine Wogen zurückhielt, endete doch schließlich mit dem Rückzuge der Spanier, welche, obwohl nun zweimal zurückgeschlagen, doch noch einen dritten Sturm gewagt hatten. Die Araucaner selber mußten die unverdrossene Tapferkeit, welche die Spanier in diesen Angriffen an den Tag legten, anerkennen und ehrten dieselbe dadurch, daß sie ihren Rückzug unangefochten ließen, da auch ihnen der Tag schwer genug geworden war. Pedro Villagran schlug sein Nachtlager am Fuße eines Berges auf, wo man ihn unangefochten ließ. Nachdem er hier zwei Tage geweilt und die erwartete Verfolgung Seitens der Araucaner unterblieb, machten sich zwei Spanier auf den Weg nach Lautaro's Lager, um den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden. Während sie unbemerkt zu sein glaubten, scholl ihnen eine Stimme von der Höhe der Befestigung entgegen und forderte auf, getrost näher zu treten.

Der eine der beiden Spanier, Marcos Vaez, ward sogar mit Namen angerufen. Als derselbe näher hinzutrat, erkannte er in dem Redenden auf dem Walle den tapfern Lautaro, den er einst, als derselbe noch Valdivia's Knappe war, wie seinen Bruder behandelt hatte. Lautaro drückte ihm sein Befremden aus, wie er und seine Landsleute sich noch mit der thörichten Idee tragen könnten, das Land hier unter ihrem Tyrannenjoche auch ferner festzuhalten, da dasselbe weit und breit unter Lautaro's Botmäßigkeit stehe und die Bevölkerungen alle zu den Araucanern ständen, deren Name allein schon die Welt mit Schrecken erfülle. Er wies ihn darauf hin, wie die Spanier nicht im Stande gewesen, die in Ueberraschung der Eingeborenen gemachten Eroberungen zu halten und wie die so plötzlich Unterjochten jetzt von ihrer Bestürzung zurückgekommen, den Spaniern in ihrem Lande den Aufenthalt nicht länger gestatten, sondern mit aller Macht an deren Vertreibung arbeiten würden. „Eine thörichte Vermessenheit," fuhr Lautaro fort, „ist es, wider uns Stand halten zu wollen. Wie wenig eure Tapferkeit vermag, beweiset euer vorgestriger vergeblicher Sturm auf dieses Werk. Noch fließen eure Wunden, und das Blut auf dem Rasen umher ist Zeuge eurer Ohnmacht. Ich habe geschworen, nimmer abzulassen von eurer Verfolgung und dieselbe sogar bis Spanien auszudehnen. Das habe ich vor der Volksversammlung gelobt. Allein ich lasse unter Bedingungen von Ausführung meines

Schwures ab und erspare euch weiteres Verderben, wenn ihr jene eingehet. Ihr habt jährlich dreißig spanische Jungfrauen im Alter von fünfzehn bis zwanzig Jahren in reicher Kleidung an die Araucaner abzuliefern, nicht minder zwölf junge behende und wohl aufgezäumte und gesattelte Pferde und sechs hurtige Windspiele. Dieser Tribut wird aufhalten, was die ganze Welt nicht zu hindern im Stande sein würde." Bei dieser übermüthigen Forderung vermochte Marcos nicht länger an sich zu halten. „Der Tribut, Lautaro, welchen Du forderst," entgegnete er, „wird, wenn Du den Anspruch durchsetzen willst, Dir theuer zu stehen kommen. Statt desselben werden Dir für Dein thörichtes Unterfangen die Spanier grausamen Tod und Arauco eine immerwährende Trauer anbieten." „Laß uns nicht länger in den Wind sprechen, lieber Marcos," sprach jetzt Lautaro. „Die Waffen müssen darüber entscheiden, aber nicht die Zungen. Inzwischen muß ich Dir kund thun, daß ich es auch zu einer Reiterei zu bringen gedenke und damit bereits einen kleinen Anfang gemacht habe. Schau her." In diesem Augenblicke fielen die Zugbrücken über die Gräben der Verschanzung und sechs Araucaner als Reiter vollständig bewaffnet, ritten auf eben so vielen erbeuteten Rossen keck aus der Befestigung hervor und tummelten vor Marcos Augen mit Geschick und Gewandtheit ihre Thiere auf dem Rasen. Der unerschrockene Marcos erklärte, wie er sich nicht scheue, es mit diesen Sechsen aufzunehmen, wofern es Lau-

taro's Wille sei, sie gegen ihn zum Angriffe übergehen zu lassen. Lautaro stellte ihm frei, jeden Beliebigen unter den araucanischen Rittern zum Zweikampfe herauszufordern und sich mit demselben bewaffnet oder unbewaffnet zu messen. Marcos wollte aber nicht davon abgehen, den Gang mit allen auf einmal zu machen. Da sie hierüber nicht einig wurden, lenkten sie ihr Gespräch auf andere Gegenstände. Lautaro gestand seinem ehemaligen Freunde, daß seine Leute Mangel an Mundvorrathe litten und bat jenen, ihm etwas von dem Ueberflusse der Spanier daran zukommen zu lassen, da wahrer Heldenmuth erfordere, auch seinen Feind vor Hunger zu schützen und nur mittelst der Waffen dessen Untergang zu suchen; denn es sei kein Sieg, wenn ein Gegner das Feld behaupte, weil den andern der Hunger überwunden. Der gutmüthige Marcos, dessen Ehrlichkeit nicht einfiel, die Angaben des verschmitzten Lautaro als eine wohl berechnete Kriegslist zu erkennen, fand die geäußerten Wünsche und Ansichten wohl begründet und versprach, sein Möglichstes zu thun. Villagran aber, dem Marcos nach seiner Rückkehr zu ihm das Erlebte meldete, gerieth sogleich auf den richtigen Verdacht, ahnete nichts Gutes und zog sich unter Begünstigung der Nacht eilends nach Santiago zurück. So entgingen die Spanier einer großen Gefahr, welche ihnen der erfindungsreiche Lautaro insgeheim bereitet und in welche er sie durch die Bitte um Lebensmittel hatte verlocken wollen. Das spanische Lager war nämlich

längs des Flusses Maraquito auf einer niedrigen Wiese aufgeschlagen, wogegen Lautaro's Befestigung auf einer Anhöhe lag. Durch einen Arm des Flusses, den er auf das Lager Pedro's de Villagran hingeleitet, hatte Lautaro die Spanier bei der Nacht ersäufen wollen, indem es nur noch weniger Durchstiche der Grabenarbeiten bedurfte, um den Strom mitten in das Lager zu führen. Auf das Gelingen dieses Planes hatte Lautaro seine Hoffnungen gesetzt. Seine Leute waren nicht nur wirklich in Proviantnoth, sondern er hatte auch bereits über hundert Mann verloren und war nun nicht mehr im Stande, sich länger an seinem gegenwärtigen Standorte zu behaupten, noch weniger aber, einen Handstreich gegen Santiago auszuführen, weil ihm Villagran's klüglicher Rückzug verrathen, wie sehr die Spanier auf ihrer Huth waren und daß ihnen durch einen unerwarteten Schlag nicht beizukommen sei. Das Glück, welches dem jugendlichen Helden sich bisher an die Fersen geheftet zu haben schien, gönnte ihm nicht weiter als bis zum Maraquito zu kommen. Diesen hatte der Allmächtige zur Gränze seiner Erfolge bestimmt. Vom Sonnenscheine des Glückes verblendet und in der übermüthigen Einbildung, daß er Alles, was er erreicht, was ihm gelungen, nur sich selber beizumessen, hatte Lautaro, welcher fast immer selbstständig gehandelt, seitdem er der Stellvertreter des Oberfeldherrn geworden und dem Einflusse des Pater Pedro entzogen war, alle christlichen Lehren und Wahrheiten, denen er nach

seiner Entfernung von den Spaniern noch einigen Beifall gegeben, wenn er auch nie mit Bewußtsein und Willen böse fühlte, dachte und handelte, sich aus dem Sinne geschlagen und war im kecken Selbstvertrauen durch die Anerkennung, welche er unter seinen Landsleuten fand, von Gott und dessen Erkenntniß immer weiter abgekommen. Der Götze des Tages und des Ruhmes unter den Araucanern, konnte er bei seinem Naturell begreiflicher Weise den Anwandlungen zu einer Selbstvergötterung, die ihn in Folge des Cultus, welchen ihm jene widmeten, nur zu oft und zu sehr naheten, nur schwachen Widerstand leisten. Keine höhere Leitung seiner Schicksale mehr anerkennend, vermochte er auch das Mißgeschick, das ihn zur Umkehr nöthigte, keineswegs mit Gleichmuth und heldenmäßiger Ergebung zu tragen. Er rang abwechselnd nach Trost und Entschuldigung. Hoffart und Furchtsamkeit liehen ihm dabei abwechselnd mit dem Grolle über das Fehlschlagen seiner Pläne zu einem marternden Selbstgespräche die Worte. „Welche Vorwände," sprach er, „stehen mir zu Gebote, um der Anklage meiner Verschuldung, die mich treffen möchte, zu begegnen? Habe ich nicht, was über meine Kräfte ging, übernommen, habe ich mich nicht einer Aufgabe unterzogen, welche mir zu schwer war? Ueber wen, als über mich selbst, darf ich mich beklagen, da Alles durch meine eigene Hand geleitet worden? War ich es nicht, der da verhieß, binnen Jahresfrist die Welt von einem Pole bis zum andern zu erobern? Und

nun habe ich mit so ausgezeichneter Mannschaft nicht einmal die Mauern Santiago's zu sehen bekommen! Drei Male schon hat der Vollmond in seiner Wiederkehr unserm Nachtlager geleuchtet, und im Thierkreise ist die Sonne vom Scorpion zum Wassermann vorgeschritten; ich aber muß nun mit Verlust von hundert tapfern Kriegern meinen Rückweg nehmen; hätte ich zum Tode das Vertrauen, daß er eine solche Schmach vertilgen könnte, so würde ich meinen unnützen Arm nöthigen, mir das schwache Herz mit diesem Speere zu durchbohren. Allein ich würde dem Feinde eine größere Rache und einen glänzendern Ruhm verschaffen, wenn ich ihn zu dem Gedanken berechtigte, ich hätte vor seinem mächtigen Arme eine stärkere Furcht, als vor meinem schwachen, feigen und furchtsamen gehabt. Bei der Hölle ewigen Mächten schwöre ich, daß, wenn mich inzwischen nicht die Hand des Todes niederwirft, ich binnen Jahresfrist die spanische Herrschaft aus Chili hinauswerfen und das ganze Land unter Blut setzen werde. Kein Unfall, weder Hitze noch Winterstrenge sollen den Lauf des Krieges hemmen können und selbst in der untersten Tiefe des Schattenreiches soll der Spanier nicht sicher vor mir sein. Einen feierlichen Eid schwöre ich, nicht eher zur theuern heimathlichen Wohnung zurückzukehren, noch gegen Nässe, Sonnenbrand, Wetter und Wind mich zu schützen, noch mir irgend ein Vergnügen zu gönnen, bis ich der Welt gezeigt, daß Lautaro kein schweres Unternehmen beginnt,

ohne es durch seine Tapferkeit glorreich zu vollenden."

In die Nacht solcher trübsinnigen Betrachtungen und frevelhaften, von ungebändigter Selbstsucht eingegebenen Vorsätze sandte die Barmherzigkeit Gottes dem verstockten Lautaro einen freundlichen Sonnenstrahl, vielleicht um ihn zum letzten Male zu locken und in die verlassenen Wege zurückzurufen. Der ältere Villagran war, nachdem er von seiner Krankheit hergestellt, nach Imperial gegangen und hatte, weil aus Peru die ersehnte Hilfe immer noch auf sich warten ließ, von dort so viele Mannschaft als Verstärkung mit sich genommen, als jene Garnison, die im Nothfall auf Schiffe sich retten konnte, zu entbehren vermochte. Auf Wasser- und Landwegen war er mit seiner Begleitung von Lautaro unbemerkt in Santiago eingetroffen. In seinem Gefolge war auch Guacolda mit angelangt. Der alte Diplomat hatte sich berechnet, daß diese geliebte Freundin Lautaro's, wenn sie in Santiago war, ein wichtiges Mittel werden konnte, Unterhandlungen zu erleichtern und äußerstes Ungemach von den Spaniern abzuhalten, wenn dieselben bis zur Rettungslosigkeit von den Araucanern bedrängt werden sollten. Villagran fand bei seiner Rückkehr den Stand der Dinge weit günstiger, als er sich gedacht und schöpfte, da er durch die mitgebrachten Verstärkungen den Muth der Zurückgebliebenen wieder gehoben hatte, sich auch ganz genesen und voll Kampfeslust fühlte, um so mehr Hoffnung zu einem für die

Spanier schließlich günstigen Ausgange, als er aus Peru aufgemuntert war, sich nur vor der Hand mit den Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, hinzuhalten, weil der dort eingetroffene neue Vice-König, sobald die peruanischen Angelegenheiten nur einigermaßen geordnet sein würden, allen möglichen Beistand durch entsendete Hilfsvölker leisten werde. In der angenehmen Stimmung, welche unter diesen Umständen in Villagran's Seele Oberhand gewann, fanden die ihm ohnehin im hohen Grade eigene spanische Großmuth und Galanterie ein besonderes Förderungsmittel. Auch glaubte er sich in Lautaro's Charakter nicht zu verrechnen, wenn er voraussetzte, Guacolda's freiwillige und unbedingte Rücksendung an ihren liebenden Freund werde bei demselben noch einen stärkern Eindruck machen, als eine von der Bedrängniß gebotene und an Bedingungen geknüpfte Herausgabe dieses von den Spaniern so lange gehüteten Schatzes. Wie sehr daher auch einige seiner Unterbefehlshaber von kühlerer Sinnesweise und unter ihnen sein eigener Neffe Pedro de Villagran den Kopf dazu schütteln mochten, der Statthalter setzte es durch und sendete Guacolda ohne Lösegeld in ehrender Begleitung in Lautaro's Lager, das derselbe vom Maraquito inzwischen weiter rückwärts verlegt hatte, um sich in einer noch nicht so ausgesogenen Gegend, als die bisher von ihm besetzt gehaltene, besser verproviantiren zu können. Auf Lautaro's offenes Gemüth verfehlte dieser Act feindlicher Großmuth seines Erfolges nicht und die

Freude, seine Guacolda gerade in einem Augenblicke wieder zu besitzen, wo die bittersten Empfindungen sein Herz eingenommen, verscheuchte mit einem Male alle finstern Schatten aus seinem Gemüthe. Er empfing die Abgesandten Villagran's, welche ihm sein Mädchen wieder zugeführt, und behielt sie zum Hochzeitmahle bei, da er, um nicht wieder eine so lange Trennung erleben zu müssen, sofort die Vermählung mit seiner ihm so lange entzogen gewesenen Braut anordnete. Obgleich er noch viel zu jung war, um den Spottnamen Buciapra, womit die Araucaner zum Zeichen ihrer Verachtung einen alten Junggesellen belegten, zu verdienen, und auch Guacolda der für unvermählte Jungfrauen übliche Name Tudepra (unnütze, überflüssige) noch lange nicht beigelegt werden könnte, und obwohl ferner das Feldlager mit seinem kriegerischen Aussehen sich wenig zum Schauplatze einer Vermählungsfeier zu eignen schien, so trieb doch die innerliche Unruhe und das von derselben erzeugte Verlangen nach Veränderungen und Zerstreuungen, von welchem Lautaro, seitdem er seinen Plan auf Santiago hatte aufgeben müssen, sich ergriffen und bewegt fühlte, ihn zur Vornahme einer Feier, welche mit der Zeit und den Umgebungen einen schneidenden Gegensatz bildete. Der Strahl der Freude, welcher ihn hätte rühren und zur Aufgabe des Haderns mit seinem Geschicke auffordern sollen und zum Danke gegen die ewige Liebe, deren Freundlichkeit sich ihm in dem unerwarteten Ereignisse, dessen Glück er wohl

empfand, so deutlich aussprach, hätte bewegen müssen, hatte in seinem Innern nur ein dunkeles Feuer entzündet, in welchem die guten Regungen, welche von der göttlichen Mahnung gewirkt waren, sich verzehren und wirkungslos werden mußten. Die Araucaner schüttelten über Lautaro's Vorhaben bedenklich die Köpfe. Niemand aber wagte sich mit einer Einsprache hervor, weil sie den kühnen und ungefügen Willen des Führers kannten. Da die gewöhnlichen Heirathsceremonien, welche mit einem Scheinraube der Braut und Entführung derselben in die Wohnung des Bräutigams zu beginnen pflegten, hier im Felde nicht stattfinden konnten, so mußte Lautaro die Feier auf ein Hochzeitmahl beschränken. Von den Anverwandten der Braut, welche dabei unerläßliche Gäste waren, konnten nur diejenigen Theil nehmen, welche in Lautaro's Schaar zufällig anwesend waren. Da dem Feste nach araucanischen Begriffen sehr wesentliche Bestandtheile fehlten, so suchte Lautaro durch eine gute den obwaltenden Umständen reichliche Bewirthung und eine unerhört gute Laune das Mangelnde zu ersetzen. Selbst seiner Guacolda, welche ein der muntern Freude sehr zugängliches Gemüth hatte, grauete vor dem Unmaaße seiner wilden Lustigkeit, welcher sie einer seinem offenen Wesen sonst ganz fremde Erkünstelung bald genug abfühlte, die mit einem unnatürlichen Rausche sich verschwisterte und ablöste. Hätte sie hineinsehen können in die geängstete Seele ihres Geltebien, sie würde erst ein rechtes Grauen vor dem-

selben empfunden haben. Diese Seele war nämlich nichts Geringeres, als der Schauplatz eines fürchterlichen Kampfes auf Leben und Tod, welchen die bösen und guten Mächte einander hier in verzweifelnder Anstrengung lieferten. Aeußerlich erschien Lautaro im Zustande einer enthusiastisch wilden Aufregung und trunkener Freude. Er steckte mit dieser Stimmung bald genug seine Freunde an, welche mit wildem Geräusche, lärmenden Instrumenten und tobendem Geschrei der Vermählungsfeier ihres Oberhauptes ein festliches Gepräge aufzudrücken vermeinten. Wäre ein alter Phrygier oder Grieche und Römer plötzlich in dieses Gelage stürmischer Fröhlichkeit und ungezügelter Lust hinein versetzt worden, er würde haben gestehen müssen, daß er in der Heimath kaum einer vollkommnern Feier der vaterländischen Orgien und Bacchanalien beigewohnt; die festliche Raserei konnte nicht wohl weiter getrieben werden, als Lautaro mit seinen in den Wirbel bacchantischer Begeisterung hineingerissenen Genossen dieselbe gewähren ließen. Einem heiligen christlichen Sinne dagegen würde sich dieses Festmahl in einem ganz andern Lichte gezeigt haben. Er würde geurtheilt haben, Satan sei der Speisemeister in dem lustigen Haushalte und die bei ihm zu Tische Gegangenen bemüheten sich, ihm als Gäste Ehre zu machen, namentlich durch Uebernehmen in den gebotenen fluchbeladenen Genüssen. Ein solcher Sinn hätte gemeint, eine Gesellschaft von Zechern vor sich zu haben, die sich aus dem Becher des Weibes letzten,

das auf dem apokalyptischen Thiere voll Lästernamen sitzt. Der Kelch würde ihm mit Gräuel und Unreinigkeit erfüllt erschienen sein. Der Rausch, den sich die Gelagsgenossen aus diesem Becher angetrunken, war auch weit entfernt von der reinen Flamme der Begeisterung, in welcher diejenigen erglühen, die das himmlische Wasser des Lebens getrunken, sondern hier loderte das grimme Feuer, das die Hölle in dem entzündet, der von ihrer stygischen Welle gekostet. Die ganze Gesellschaft mußte sich einer aufstrebenden, in Gott lebenden und webenden Seele als im Dunstkreise des Abgrundes athmend darstellen. Hier wallte kein Wehen der Lebensluft. Der Odem, welchen das Reich der unseligen Geister durchziehet, schien sich in dieser Versammlung eine Stätte erkoren zu haben und ward wie köstliche Lebensluft von den Feiernden eingesogen. Die schützenden, heilbringenden Kräfte, welche Lautaro's von Natur edles Naturell als Gnadenvorrath in's Leben zur Mitgift erhalten und welche sein Aufenthalt unter den Christen und der Einfluß der Kirche, deren sanften und unbewußten Wirken er sich nicht hatte entziehen können, gestärkt und gemehrt hatte, waren hier mit dem aus dem Abgrunde heraufgedrungenen und emporgesendeten feindseligen und verderblichen in einen Kampf um den Besitz einer beiderseits in Anspruch genommenen werthvollen Seele getreten, dessen Schauplatz die gleichsam sympathetische Mitergriffenheit alle Seelen der Mitanwesenden zugleich waren. Wie im organischen Leben der Kampf

der Kräfte des Lebens mit denen des Todes, der Kräfte des Heiles mit denen des Unheiles einen Ausdruck im Fieber und der Fiebergluth findet, so war im innern Leben Lautaro's und seiner Fest- oder vielmehr Leidensgenossen ein analoger fieberhafter Zustand hervorgetreten und hatte mit der Gluth eines bösen Feuers sich über ihren ganzen geistigen Organismus verbreitet. Aeußerlich schlug dasselbe empor in die Lohe bebender Lustigkeit, und bei Lautaro entzündete es sich innerlich zu verzehrender Lust und unreinem Begehren. Was in ihm sonst eine poetische liebliche Begeisterung erzeugt, die Nähe Guacolda's, fachte in ihm jetzt nur den finstern Brand eines Triebes an, dessen leiseste Anwandelung er ehedem mit heldenmüthiger Schaam zu überwinden gewußt, namentlich wenn Malaja's reiner Blick über ihm und seiner Freundin wachte. Das unheimliche vulcanische Lebensfeuer, das ihn durchglühete, theilte sich auch Guacolda mit, deren Blicke in nie gesehenen Blitzen strahlten und Lautaro's Flammen nur vermehrten. Ich habe meine Feder nicht an den Bösen verkauft, um die Orgien und das Gelage zu schildern, mit denen er am Tage von Lautaro's und Guacolda's Vermählung unter dem sonst so unverdorbenen Naturvolke der Araucaner seinen Sabbath feierte, sondern nur andeuten wollen, wie auch an Lautaro in Erfüllung ging, was der heilige Paulus den Römern an den Heiden nachwies, welche, nachdem ihnen Gott sich gezeigt und sie ihn erkannt hatten, ihn nicht verherrlicht

noch ihm gedankt hatten, sondern eitel in ihren Gedanken geworden waren und deren unverständiges Herz tiefer Verfinsterung anheim fiel. Sie vertauschten, wie der heilige Paulus im Römerbriefe (I. 23) sagt, die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnisse und Bilde des vergänglichen Menschen. Darum überließ sie Gott den Lüsten ihres Herzens, der Unreinigkeit, ... darum überließ er sie schändlichen Lüsten. Lautaro hatte vor den Heiden, die der heilige Apostel im Sinne hatte, und welchen die Kenntniß Gottes und seiner göttlichen Eigenschaften nur mittelst der Offenbarung Gottes in der Natur geboten war und in der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt vor ihnen lag, noch das voraus, daß er die Taufgnade empfangen und durch anschauende Erkenntniß christliches Leben und christliche Lehren kennen gelernt hatte. Er hatte Gott verlassen. Aus dem gottverlassenen Leben kam ihm die Erblindung des Verstandes, Verkehrung des Herzens und Versunkenheit des Willens. Guacolda's unvermuthete Heimkehr aus langer Abwesenheit, welche dem Verirrten ein Leitstern auf den rechten Weg hätte sein können und sollen, wenn er die göttliche Gnade, welche ihm hier erschien, im rechten Lichte hätte mögen erkennen wollen, wurde ihm ein verlockendes Irrlicht in den Pfuhl des Verderbens, dem so leicht keiner entrinnt, welcher so unglücklich war, hinein zu gerathen.

Kaum hatten nach dem wilden Taumel der Lust Lautaro und Guacolda ermüdet die Augen geschlossen,

so fand der Held von Arauco sich von schweren Träumen tief beängstet. Er erwachte mit dem wüsten Ekel, den ein bestialischer Rausch einem Ernüchterten hinterläßt. Kaum mochte er eine Viertelstunde geschlafen haben und doch dünkte ihm ein weiter, weiter Ocean zwischen dem Momente des Entschlummerns und Erwachens sich auszudehnen. In der Widerwärtigkeit der Stimmung und der Ruhelosigkeit, die sie ihm in die Seele geworfen, wälzte er sich stöhnend auf dem Lager. Auch Guacolda ward munter und fragte ängstlich nach der Ursache von Lautaro's Beklemmung. „Meine Freundin," entgegnete der sonst so entschlossene Held mit zaghaftem Tone, „ein furchtbares Gesicht stand vor meinen Augen. Mir träumte, ein trotziger Spanier fodere mich Hohn lächelnd zum Kampfe heraus und spotte meines schwachen Speeres. Sein starker Arm hatte bald meine halb erstorbene Kraft besiegt. Wie gelähmt fiel ich ohnmächtig unter seinen Streichen. Nur mein Herz war nicht schwach geworden. Ingrimm verzehrte mich und ich erwachte vor Schmerz und Wuth. Während sie mir noch die Glieder durchzucken, leide ich an tödtlicher Abspannung und fühle mich ermüdet zur Ohnmacht." „Wehe mir," entgegnete weinend Guacolda, „dein Traum bestätigt das Unglück, das ich längst ahnete. Ich besorge Dein Ende und der Anfang meines Elendes sind erschienen. Allein ich kann so unglücklich nicht werden und das Geschick nicht so grausam wider mich sein, es muß durch den Tod mir den Weg auf diesem trostlosen Pfade abschneiden. Mag es sich mühen, mir

sein schreckhaftes Antlitz zu zeigen, und mich vom neuen Freudenlager hinwegzureißen; mag es alles Entsetzliche auslassen an mir, es hat keine Macht, mich von Dir zu trennen. Mag der Schlag, den ich erwarte, auch unerträglich sein, ich kann mir durch einen andern Hilfe verschaffen, denn ehe Dein Leib entseelt und erstarrt niedersinkt, wird der meine als Leiche neben ihm liegen." Diese Worte gingen Lautaro tief zu Herzen. Er umfaßte die betrübte Guacolda, und seine eigenen Thränen rannen ihr auf die Schulter. „Halte doch," sprach er, „Geliebte, jene Schreckbilder nicht für Wirklichkeit und verkümmere mir mit grundlosen Ahnungen meine Freude nicht. Störe nicht mein Entzücken darüber, daß ich dich frei in meinem Arm halte, die Du noch eben erst ohne Hoffnung der Erlösung so lange eine Gefangene der Spanier gewesen. Es schmerzt mich, Dich in solchen Einbildungen befangen zu sehen, nicht etwa weil ich mich in Gefahr wähnte; allein das Feuer meiner Liebe ist so lebhaft, daß ich selbst Unmögliches zu fürchten vermag. Wenn aber Du nur willst, daß ich lebe, wer, wer ist dann vermögend, mir den Tod zu geben? Mein Leben ist ganz in Deine Hände gegeben. Andere Sterbliche haben über dasselbe keine Macht. Wer hat den verloren gegangenen Ruhm des Araucanervolkes wieder hergestellt? Wer den trotzigen noch nie gebeugten Nacken ihm aus dem übergeworfenen Joche wieder hervorgezogen? Ich war es, der ihm die spanische Herrschaft und Tyrannei von den Schultern genommen. Mein bloßer Name ist, ohne

daß ein Schwert erhoben wird, hinreichend, in diesem Lande Krieg zu erregen. Um wie viel weniger habe ich aber zu fürchten, da ich Dich an meiner Seite habe. Laß also einen bloßen Traum Dich nicht so sehr bekümmern, wenn die Wirklichkeit dazu so wenig Anlaß darbietet. Ich bin gewohnt, mein Schicksal an einen jähen Abhang zu stellen und habe mich bereits in weit größern Gefahren befunden, aus denen ich allezeit mit Ehren hervorgegangen bin." Ungeachtet dieser stolzen Worte konnte Lautaro die bange Schwermuth, welche ihn drückte, doch nicht so bewältigen, daß Guacolda nicht durch den Ton, womit er jene sprach, von derselben Kenntniß erhielt. Sie warf sich mit beklommener Wehmuth an seinen Hals. Aengstliche Ahnungen erfüllten sie mit Herzeleid. „Wenn," sprach sie, „die liebende, uneigennützige Neigung, welche ich Dir widmete, als ich im Stande höchster Freiheit mich befand und deren ungetrübte Rückhaltlosigkeit der Himmel mir bezeugen muß, etwas über Dich vermag, mein süßer Freund und Gatte, so beschwöre ich bei dieser heiligen Empfindung und dem Wehe, das mir das Herz wund drückte, seitdem Du von mir schiedest, so wie der Treue, die Du mir damals gelobt, daß du sogleich Deine Waffen anlegst und die Wachen des Lagers besuchest. „Fürwahr," entgegnete Lautaro, „in einem übeln Ansehen stehe ich bei Dir. Wie kömmst Du zu diesem Mißtrauen in meinen geprüften Muth, dem die Erlösung meiner Nation gelang, was berechtigt Dich zu dem Verzweifeln an der Stärke meines Armes?" Guacolda fiel ihm

in die Rede: „Was hilft die Stärke Deines Armes, wenn mein Unglück noch stärker ist? Es kömmt gewiß. Doch eine Stütze kann es meiner zärtlichen Liebe nicht rauben. Das Schwert, das unsere holden Bande trennt, wird meinem Geiste lehren, dem Deinigen zu folgen. Der Trennung furchtbare Stunde nahet. Kannst du mich hindern wollen, den kurzen Rest meines Lebens zu verweinen? Wie unwerth müßte Guacolda des süßen Glückes der Wiedervereinigung mit Dir sein, wenn der drohende Verlust ihr minder schrecklich wäre?" Guacolda hob von Neuem zu weinen an und klagte so rührend, daß dem jungen Gatten ein Band des bisherigen Trotzes und Uebermuthes nach dem andern gelöst ward und er am Ende, erweicht vom Scheitel bis zur Zehe, seine Thränen mit den ihrigen mischte. Noch hatte kein Araucaner je Lautaro's Augen naß gesehen. Hinweg war das stolze Vertrauen auf seinen unbezähmbaren Muth, auf seinen mächtigen Arm, auf die Festigkeit seiner Stellung, auf den Schutz des Grabens, auf die Stärke seiner Wälle. Aller Trotz war hinweggeschmolzen mit den unerklärlichen Thränen der sonst so muntern Guacolda.

Inzwischen geschahe nichts und das von Guacolda gefürchtete Unheil nahete mit Riesenschritten. Gegen Anbruch des Tages hatten die Araucaner, welche als Nachtposten gewacht, ihre Stellen verlassen und sich dem Schlafe überlassen. In diesem Augenblicke war der alte Francisco Villagran, von einem Spione längs der Seeküste einen wenig bekannten Weg geführt, mit

einem Heerhaufen, welcher aus 200 Spaniern und 1000 Eingeborenen bestand, im Angesichte von Lautaro's Lager angelangt. Im Schweigen der Nacht und unter dem Schutze der lauten Seebrandung, welche alles Geräusch der heranziehenden Colonne übertönte, war Villagran's Marsch ganz unbemerkt geblieben. Seit der Niederlage auf dem Maregnan hatte er es sich vorgenommen, die Araucaner nie anders mehr, als mittelst Ueberfalles anzugreifen.

Stumm lag die Verschanzung vor dem Spanier und ihre Besatzung war im süßem Schlafe begraben. Namentlich waren die Führer in Folge des in die Nacht fortgesetzten Hochzeitgelages so müde geworden, daß sie sogar in der Nacht die üblichen Wachtpatrouillen unterlassen hatten. Deßhalb konnte Villagran mit den Seinen den Berg, auf welchem sich die Araucaner verschanzt, ungestört auf der Rückseite ersteigen. In Schlachtordnung aufgestellt, machen die Spanier unter laut hallendem Geschrei ihren Angriff. Wie eine Räuberhorde, sagt Ercilla, die bei ihrem Gewerbe nie ganz sichern Aufenthalt finden kann — denn stete Furcht vor Unfällen und Uebeln ist des Lasters unzertrennliche Gefährtin — bei dem mindesten Geräusche zusammenfährt, da der Schrecken den Elenden sogleich ihre Strafe und die Rache des beleidigten Gesetzes vormalt, und sie nach den Waffen zur Gegenwehr eilen, entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen; so sprangen halb wachend, halb schlafend die erschrockenen Araucaner auf. Jeder ergriff,

was ihm zunächst zur Hand war als Waffe und eilte auf den Wall. Lautaro's Bemühungen, die trauernde Guacolda von ihrem Mißtrauen und ihrer Verzagtheit zu heilen, waren mit einem Male auf die grausamste Weise unterbrochen und Lügen gestraft. Das liebevolle Wort, das dem jungen Helden auf den Lippen schwebte, erstarrte vor dem wilden Ausdrucke des Schreckens, den das spanische Feldgeschrei im araucanischen Lager wach rief, es blieb unausgesprochen und die Empfindung und der Gedanke, die es hatte hinaustragen wollen in Guacolda's aufmerkendes Ohr, fielen, wie eine nicht an's Tageslicht getretene, in der Geburt gestorbene Frucht, in das Herz zurück, das sie nicht hatte zur Welt bringen können. In wilder Hast riß Lautaro sich von der Geliebten los. Nicht behender rafft sich der Geizhals auf, wenn ihm nächtliches verdächtiges Geräusch eines Diebes Nähe verräth, schneller stürmt nicht eine liebende Mutter hinaus, wenn sie am Schreien ihres Lieblings draußen dessen Anfall durch ein wüthendes Thier zu erkennen meint. Obwohl nur halb bekleidet, ergriff er doch die nächste Waffe, sein gutes Schwert, und stürzte, indem er die nacheilende Guacolda unwillkührlich von sich stieß, nach der Stelle, wo der unglückselige Klang erschollen war, der so plötzlich sein Lager in Aufregung und Verwirrung versetzt hatte. Vierhundert comarcanische Bundesgenossen, die mit ihren gemalten Bogen den Christen zu Hilfe gekommen waren, hatten auf der Seite, nach welcher Lautaro hineilte, seine Ver-

schanzung angegriffen. Mit geübter und starker Hand drückten sie eine Menge von Pfeilen ab. Einer derselben suchte Pillan's tapfern Sohn, der unerschrocken sich nahete, und die tödtliche Spitze drang — o trauriges Loos! — so gerade und tief in seine linke Seite, daß sie das muthigste Herz, das je in einem araucanischen Busen schlug, durchbohrte. Der Araucanerfeind Ercilla feiert den Fall des jungen Feldherrn durch das pathetische Wort: „Voll Stolzes, daß ein Streich solch einen Helden erlegte, brüstete sich der Tod, raubte dem Thäter die Ehre und schrieb die That sich selbst zu." Dieß ist eine von jenen bewunderten Redefiguren, welche in Beispielsammlungen Parade machen. Sie besagt aber nur, daß die Hand, von welcher der Pfeil geschnellt worden, der tödtlich Lautaro's Herz traf, unbekannt geblieben, was bei dem plötzlichen Getümmel, der noch herrschenden Dämmerung und der Weite der Entfernung, aus welcher geschossen, so wie der Menge der Pfeile, die es auf einmal regnete, nur zu erklärlich ist. Weit mehr zu verwundern, als jene Wendung zu bewundern ist aber, daß der gut katholische Ercilla für das schwere Leid, daß der getaufte gewesene und in's Heidenthum zurückgefallene Lautaro in der Blüthe seiner Sünden, ohne anscheinend zur rechten Erkenntniß gekommen zu sein und sich mit Gott, den er so frevelhaft verlassen, versöhnt zu haben, in den Tod dahin sank und unvorbereitet vor seinen ewigen Richter beschieden ward, gar keinen bedauernden mitleidsvollen Ausdruck

hat, sondern seine Seele ohne Umstände verloren giebt, während es ihm in seinem langen Gedichte auf eine Hand voll Worte sonst nicht so sehr anzukommen scheint. Den christlichen Leser wird es ehren, wenn er hier dem jungen Lautaro einen theilnehmenden Seufzer widmet. Der scharfe, mit aller Gewalt ihm in die Seite gedrungene Pfeil öffnete sofort eine weite Wunde, aus welcher das dunkle Blut in mächtigem Strahle hervorsprang. Nacht umdunkelte sogleich den Blick des Getroffenen, welcher lautlos auf den Boden niederstürzte. Das liebliche Antlitz entfärbte sich, von des Todes Bläße überzogen, unglaublich schnell, und die schmerzhaften Zuckungen, welche entstellend darüber hinwegfuhren, wie mächtige Gemüthskrämpfe, waren Zeugen der Gewaltsamkeit, womit Seele und Leib hier aus ihrer Gemeinschaft schieden. Ercilla läßt die Seele Lautaro's ergrimmt zur Hölle hinabfahren. Allein wer verrieth ihm dieses entsetzliche Geheimniß? Es ist freilich nicht bestreitbar, daß diejenigen, welche mit den Gesinnungen der Auflehnung gegen Gott aus diesem Leben scheiden, weil sie durch keinen an sie ergangenen Ruf eingehalten worden, denselben Weg verfolgen müssen, den sie einmal eingeschlagen, in demselben Seelenzustande bleiben müssen, worin der Tod sie überraschte, weßhalb sie denn auch nothwendig von Gott getrennt bleiben. Indem sie sich selber verdammt, können sie gar nicht anders, als in den tiefsten Grad von Unglück zu versinken, und das ist eben die Hölle mit ihren ewigen Strafen. Mit dem Tode

ſchließt ſich das Feld unſerer Freiheit und es öffnet ſich dasjenige ihrer Folgen, und in der Stimmung, worin uns der Tod ergriffen hat, werden wir bleiben zu unſerm Glücke oder Unglücke auf ewig, weil wir unſterblich ſind. Wie ſollten wir auch, wenn wir mit einer noch böſen Willensrichtung die irdiſche Welt verlaſſen, von derſelben gereinigt werden? Die mechaniſche, unſerm Willen ganz fremde, ja in den meiſten Fällen entgegengeſetzte Befreiung der Seele vom Leibe kann dieſes doch wohl nicht bewirken? Auch in keinerlei andern Weiſe iſt einzuſehen, wie von dem ſündhaften Geiſte die Sünde abgeſtreift werden möge, wenn der Körper abgelegt wird. Oder ſollen wir uns irgend ein Machtwort Gottes, irgend ein dem Geiſte aufgezwungenes, gleichſam mechaniſches Verfahren denken, durch welches die Reinigung erfolgt. Eine ſolche magiſche Verwandlung und verdienſtloſe Entſündigung iſt unverträglich mit der ſittlichen Weltordnung, wie ſolche durch Gott in Chriſto uns offenbart worden. Iſt Chriſtus nicht ganz vergeblich gekommen, wenn ein ſolcher mechaniſcher Proceß die Sündenſchuld dem Menſchen abnähme und abnehmen könnte? Die Annahme einer ſolchen zauberiſchen Procedur, mittelſt deren Gott aus der abſcheidenden Seele die Wurzeln des Böſen ausreißt, kann wohl aus einer vielleicht wohlmeinenden, aber in ſich völlig unklaren Neigung erklärt werden, die unendliche Güte Gottes über ſeine Gerechtigkeit zu erheben und dieſe durch jene einzuſchränken. Eine derartige Erhebung iſt aber ein grober

Irrthum; denn alle Vollkommenheiten eines unendlichen Wesens sind unendlich und darum gleich. Die Gerechtigkeit Gottes ist daher nicht minder unendlich, als seine Güte. Gott kann daher seiner Güte nicht seine Gerechtigkeit aufopfern, auch nicht einmal zum Theile, und seine Barmherzigkeit kann seiner Gerechtigkeit keinen Eintrag thun. Wenn also auch zugegeben werden muß, daß vermöge der dem Menschen verliehenen Freiheit, welche die Wahl des Guten oder Bösen ganz seinem eigenen Willen überläßt, aber im Momente des Todes aufhört, der im Augenblicke des Todes gefaßte Entschluß oder die der Seele gegebene Willensrichtung entscheidend ist, ob dieselbe der ewigen Verdammniß anheim fällt oder noch gerettet werden kann, so ist es doch dem Menschen, wenn ihm nicht durch eine besondere Gnade diese Erkenntniß gegeben worden, in den wenigsten Fällen möglich, darüber einen gewissen Ausspruch thun zu können, ob eine abscheidende Seele hinfährt in die ewige Verdammniß oder ob ihr vermöge ihrer im Augenblicke des Todes angenommen gewesenen Richtung nicht die Möglichkeit eröffnet worden, durch einen Zwischenzustand, in welchem noch die Läuterung von den in das Jenseits hinübergenommenen Flecken erfolgen kann, zur endlichen Seligkeit zu gelangen. Wer wollte daher mit Gewißheit zu behaupten sich erdreisten, daß Lautaro's Seele voll Ingrimm zur Hölle hinabgefahren, da weder Ercilla, noch, so weit bekannt, irgend einem andern Sterblichen eine übernatürliche Offenbarung

darüber zu Theil geworden? Lassen wir daher die poetische Zuversicht, womit Ercilla unchristlicher Weise den eben noch so gefeierten Helden in die ewige Verdammniß hinabweist, uns nicht anfechten und des Vertrauens leben, daß die Seele des Gefallenen doch noch einen tröstlichern Weg genommen haben möge, da die Richtung seines Willens im Augenblicke seines Todes Niemanden bekannt ist. Christus sagt ja ausdrücklich (Lucas XIII. 29 und 30), daß viele selig werden und daß unter ihnen wiederum viele sind, von denen man es nicht glaubt und zwar nicht gerade die, welche sich für selig halten oder von andern selig gepriesen werden. Unglücklich aber speculiren diejenigen, welche, weil es auf die Beschaffenheit der Seele im Augenblicke des Todes ankommt, im Vertrauen auf die Ferne des Todes und die Hoffnung, man werde noch Zeit haben zur Besserung, hieraus zwei Ruhepolster eines zügellosen Lebens machen und die Bekehrung mit der Einrede abwehren, das Leben ist noch lang und der Augenblick des Todes noch sehr ungewiß. Nein! das Leben ist kurz und gerade diese Kürze und die Ungewißheit sollten der lebhafteste Sporn zu unserer baldigen Heiligung sein. Wiederholt weisen der Herr und die Apostel darauf hin, daß der Tag des Herrn kommen wird wie ein Dieb in der Nacht, wenn er am wenigsten erwartet wird. Darum spricht der Mund der Wahrheit: „Wenn ein Hausvater wüßte, zu welcher Stunde der Dieb kommt, so würde er sicherlich wachen und in sein Haus nicht

einbrechen lassen. Darum seid auch ihr bereit; denn der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, die ihr nicht wisset." Und an einer andern Stelle: „Seid also wachsam, damit er, wenn er ganz unerwartet käme, euch nicht schlafend finde. Was ich aber euch sage, das sage ich Allen: Wachet!" Weil sie diese Warnung nicht beachten, weil sie die Gnade, welche ihnen Gott so oft anbietet, nicht benutzen und immer die Buße muthwillig verschieben und endlich nur aus Furcht vor dem Tode oder aus andern zeitlichen Beweggründen die Sünden bereuen, so daß nicht sie die Sünde verlassen, sondern die Sünde sie verlassen muß, sterben so viele ohne wahre Buße. Welche dringende Aufforderung für den Menschen liegt in dieser Erwägung, auch hier an seinem Heile zu wirken, so lange es Tag ist. „Denjenigen," sagt der heilige Gregor, „erhört Gott nicht zur Zeit der Beängstigung, welcher Gott in der Gnadenzeit nicht hören wollte, und es ist zu fürchten, daß derjenige, welcher die Buße bis in's hohe Alter aufschiebt, in das Gericht verfalle, während er die Barmherzigkeit hofft."

Nachdem Lautaro gefallen und ihm durch den unvermutheten Tod die Schaamröthe darüber, sich zum erstenmale überwunden zu sehen, erspart worden, war an irgend eine Leitung und Ordnung in der Vertheidigung der Araucaner nicht mehr zu denken. Von allen Seiten erklimmten die Spanier das Bollwerk und wurden der erschreckten und unvollständig bewaffnet ihnen entgegentretenden Araucaner Herren.

Die von Lautaro neu geworbenen oder vielmehr gepreßten Bundesgenossen zogen sich bei dieser Wendung der Dinge scheu zurück. Mit desto größerer Verzweiflung und stärkerm Nachdrucke setzten Lautaro's Heldengenossen und nähern Waffengefährten den Widerstand fort und thaten wahre Wunder der Tapferkeit. Ein mächtiger Schwertstreich trennte dem jungen Corpillan die Rechte im Gelenke vom Arme, daß sie sammt dem Schwerte, das sie hielt, zu Boden fiel. Nachdem er mit der Linken die krampfhaft am Schwertgriffe haftende Rechte losgelöst und weit hinweggeschleudert, führte er sein Schwert mit der Linken weiter, bis er von allen Seiten übermannt und ermüdet, aus vielen Wunden blutend, niederstürzte. Der wilde Millazol zeigte kein Merkmal von Schwäche, nachdem ihm die Schläfe durchbohrt, das Haupt von einem Hiebe fast zerspalten und ein Speer in die Brust gedrungen war, dem beim Herausziehen ein dicker Strom dunkeln Blutes folgte. Denn mit beiden Fäusten ergriff er den schweren Streitkolben und schwang denselben mit wüthender Kraft. Wehe dem, auf den sein Schlag niederfiel! In der letzten Wuth des Todes hob er den Kolben zu einem zerschmetternden Streiche; da erlosch ihm plötzlich das Leben, und Leib und Keule fielen zu Boden. Durch seine Wucht warf er den Spanier mit zu Boden, dem er den Streich zugedacht und auf den er hinsank. Ergrimmt machte sich dieser von der blutenden Last los und begann mit dem Rumpfe zu ringen und demselben

Wunde an Wunde beizubringen. Seine Wuth ließ ihm den Gegner lebend erscheinen, bis ihn die Todeskälte des Leichnams, den er mißhandelt, eines Andern belehrte. Solche Züge verzweifelten Kampfes und Widerstandes kamen an jenem blutigen Tage unzählige vor. Die Stelle eines Gefallenen nahm sofort ein Anderer ein. Der alternde Villagran schwang unermüdet das bluttriefende Schwert und metzelte mit ausnahmslosem Nachdrucke, was ihm unter die scharfe Klinge gerieth. Bei der furchtbaren Erbitterung, womit von beiden Seiten gekämpft ward, waren fast alle Hiebe tödtlich, und die es nicht waren, hinterließen lebenswierige Zeichen. Ein wahrer Schlächter erschien der gewaltige Rengo, welcher abwechselnd mit Schwert, Speer und Streitkolben niederschmetterte, was ihm nahe kam, und zu dessen Opfern auch des spanischen Führers Anverwandter Juan de Villagran gehörte, den er vom Pferde herabschlug und auf dem Boden vollends tödtete. Unter den Spaniern that es ihm an blutigen und grimmigen Werken ein Genueser, Andreas, gleich, ein Mann von niederer Abkunft, aber von mächtiger Körperstärke und unbezähmter Wuth. Diese Beiden häuften Haufen von Leichen und schwer Verwundeten um sich, bis sie einander allein gegenüber sahen. Ein furchtbarer, nie gesehener Kampf entspann sich unter ihnen, wobei sie abwechselnd von ihren Waffen und bloß von ihren Gliedern Gebrauch machten, indem sie mit einander rangen und sich gegenseitig aufzuheben und niederzuwerfen suchten. Lange blieb

dieser gewaltige Kampf unentschieden, indem der Vortheil, den etwa der Eine erfochten, durch einen Vortheil des Gegners wieder ausgeglichen wurde. Eine Doppelwunde am Haupte, welche Rengo dem Genueser beigebracht, entflammte diesen zu wildestem Grimme und gab ihm neue Kräfte. Nun half dem Rengo die Behendigkeit, mit welcher er den Streichen Andreas' bisher auszuweichen verstanden, nichts. Ein furchtbarer Hieb von Andreas' Schwerte prasselte auf Rengo's Haupt nieder und öffnete an demselben eine klaffende Wunde. Er wankte. Ungesäumt sandte der Italiener dem ersten Hiebe einen mächtigern zweiten nach, welcher Rengo unfehlbar den Schädel gespalten hätte, wenn er nicht flach gefallen wäre. Rengo aber stürzte von der schweren Wucht dieses Schlages für todt zu Boden und Andreas' gutes Schwert zerbrach in vier Stücken. Um Rengo's Fall zu rächen, stürzen nun von allen Seiten auf den heftig blutenden Andreas eine Menge von Araucanern ein. Er bleibt aber Sieger über dieselben, indem ihm die Todeswuth über alle den Sieg verleihet. Solcher Scenen, als die eben geschilderten, bot dieser blutige Tag hunderte dar. Francisco Villagran hatte sich hoch und theuer verschworen, nicht eher in das Grab zu steigen, bevor er die am Mareguano erlittene Niederlage nicht blutig gerächt. Deßhalb war er am heutigen Tage gleichsam allgegenwärtig und regte mit entsetzlicher Beredsamkeit und fürchterlichem Beispiele überall die Seinen zu den äußersten Anstrengungen an. Er fühlte, daß,

wenn er heute nicht siege, die Herrschaft der Spanier in Chili als beendet angesehen werden müsse, da Santiago dann nicht mehr zu halten war, und die aus Peru erbetene Hilfe, selbst wenn sie schon unterwegs gewesen sein sollte, zum Entsatze zu spät eingetroffen sein würde. Er hatte bei Concepcion die Erfahrung gemacht, wie wenig eine solche Stadt nach einer großen Niederlage mit so schwachen Mitteln, als ihm zu Gebote standen, zu halten war. Als er wahrnahm, wie von den Araucanern kaum noch der achte Theil am Leben war, schickte er zwei der ihm befreundeten Indianer ab, um dem kleinen Ueberreste Gnade anzubieten, wenn man ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit angeloben würde. Jeder Spanier zog im Augenblicke Schwert und Fuß zurück und die beiden Herolde richteten ihre Botschaft aus. Als die Araucaner die schimpfliche Forderung vernahmen, wurden sie so erbittert und ihr wilder Muth schwoll so, daß sie den Vorschlag keiner Antwort würdigten. „Tod! Tod!“ riefen sie, den Blick zum Himmel gekehrt, und nichts weiter. Tod war ihr Wunsch, laut riefen sie darum den Tod herbei. Hinweg mit dir, schmachvolles Leben! sprechen sie, das ihre Antwort. Mit stolzem ungebändigtem Geiste bereiten sie sich, dem Kampfe ein Ende zu machen, und selbst die Ermattung stärkt sie mit neuer Kraft. Schwert traf nun wieder auf Schwert. Einige, die sich nicht mehr auf den erschöpften Füßen stehend zu halten vermochten, fochten auf den Knieen und schwangen so noch das Schwert.

Andere, die ganz hingesunken waren, suchten auch jetzt noch, so viel sie vermochten, zu schaden, und bemüheten sich, den stehenden Feind niederzuwerfen. Verstümmelte Leiber arbeiteten hier mit den ihnen verbliebenen beweglichen und rührbaren Ueberresten am Werke des Mordens und ihre Wuth trat nur vor der Erstarrung des Todes zurück. Dahin gestreckt lagen sie nun Alle, die sich nicht ergeben wollten, und jetzt erst, an den Rand des Lebens gedrängt, ergaben sie sich dem gewaltigen Tode. Zum Sterben ermüdet und mit schweren Wunden vielfach bedeckt, verließen die Spanier, welche einen großen, aber beweinenswerthen Erfolg errungen, die araucanische Festung, welche nur den Anblick eines Blutsumpfes darbot, in welchem verstümmelte Leichen aufgehäuft lagen. Still ward's auf der schauerlichen Stätte, nachdem das letzte Stöhnen Sterbender verklungen war. Kein Arm war mehr zu finden, der das Schwert hätte führen können. Nur Mallen, ein Araucaner, welcher am linken Arme durch einen Schwertstreich schlimm verwundet, von einer plötzlichen Lebenslust angewandelt, da noch der Kampf in großer Hitze raste, sich hinter einige überhängende Mauertrümmer versteckt gehabt, kam jetzt, nachdem aller Schlachtenlärm, welcher die Luft mit wüstem Getöse vorher erfüllt hatte, verklungen war und der Tod mit zürnender Hand jedem Araucanermunde ewiges Stillschweigen auferlegt, aus seinem Versteck hervor und suchte nach einem Landsmanne, der ihm die schmerzende Wunde ver-

binden möchte. Entsetzt ließ er seinen Blick über den Wahlplatz dahin gleiten. Im Tode gräßlich entstellt und furchtbar verstümmelt, sah er die Genossen von Lautaro's Festmahle umherliegen und hatte Mühe, dieselben zu erkennen. Als er sich überzeugt, daß er der einzige überlebende Gast dieser schauerlichen Bluthochzeit sei, ergriff ihn Trauer und nagendes Wehe, und er rief vom Schmerze des Alleinseins übermannt: „Wie, ich allein soll der Zeuge des Todes und der Tapferkeit so vieler Freunde sein? O du feiges Herz! Fürwahr, du wareſt den Streich irgend eines tapfern Schwertes nicht werth, da du durch furchtsame Wahl, aber nicht durch höhere Bestimmung eine so rühmliche Gelegenheit zum Abscheiden eingebüßt! Du hast mich zurückgezogen von dem Pfade zu einem ewigen Leben und hingedrängt zu einem schmählichen Tode. Wäre es mir vergönnt gewesen, mein Blut mit dem meiner Landsleute zu vermischen, läge mein entstellter Leib unter ihren Leichen, wenn auch von noch so elenden Armen gefällt, vielleicht würde ich dann denen beigezählt, welche ihr Vaterland rühmlich vertheidigt! Aber so, wehe mir! wird an meiner Wunde meine eigene schwache Hand als Thäterin erkannt werden. Wie vermag ich es zu bessern und zu büßen, was ich gegen meine Ehre, mein Vaterland und meine Gesellschaft gefrevelt habe? Ich verdüstere und beschmutze die leuchtende Ehre und den leuchtenden Ruhm so Vieler, welche nun sagen können, es habe unter ihnen einen gegeben, der aus niederer Furcht kaum dem Feinde

in's Antlitz zu schauen sich unterstanden. Doch was gewähre ich der Furcht neue Kräfte, indem ich mich bei langen Reden aufhalte? Was hilft mir die Reue, da sie jetzt keinen Werth mehr hat?" Gewaltsam erstickte Mallen hier sein Wort und stieß sich mit verzweifelnder Wuth das Schwert durch den Hals. Durch den weiten Ausgang, den er ihnen eröffnet, entflohen Leben und Seele.

Die römischen Geschichtschreiber rühmen einen Cato von Utica deßhalb als einen hochherzigen Mann, weil derselbe, da er den Sieg seines Gegners Cäsar, welcher die römische Republik zu vernichten drohete, nicht zu ertragen vermochte, sich den Tod gab. Leider haben eine Menge getaufter Schriftsteller berauscht aus dem Zauberkelche antiquarischer Begeisterung in dieses bei einem Heiden wohl zu entschuldigende Lob eingestimmt. Ihren Augen muß auch der arme Mallen als ein Held erster Größe erscheinen. Ja, seine Größe muß um den Unterschied erhabener sein, der den fein gebildeten philosophischen Römer von dem wilden uncivilisirten Araucaner trennte. Denn was einem Schüler der Stoa, welcher durch philosophische Schwenkungen auf dem Seile der so genannten reinen Vernunft sich in den Wahn von der Erlaubtheit des Selbstmordes hinausgeschaukelt hatte, zum Verdienste angerechnet wird, muß, wenn es sich bei einem armseligen Wilden als Naturwüchsigkeit zeigt, als ein Wunder angestaunt werden, da dieser alle jene feinen Künste entbehrte, mittelst deren ein Cato sich hinaufschraubte in

die wahnsinnige Vorstellung, dem Menschen sei erlaubt, den Tempel zu zerstören, den der Schöpfer sich in seiner Gestalt erschaffen hat, um darin von der als Hütherin hineingesetzten Seele verehrt zu werden. Wenn irgendwo, so trifft hier des heiligen Augustinus Paradoxon zu: die Tugenden der Heiden seien aus christlichem Gesichtspunkte nur glänzende Laster. Schon der Umstand, daß ein uncultivirter Wilder (und Mallen ist nicht der einzige Concurrent, den Cato unter den Barbaren fand, sondern gilt hier nur als Repräsentant für Tausende und aber Tausende), ein bloßer Naturmensch, es zu der gleichen That bringt, als der berühmte und fein gebildete Römer, muß einen unbefangenen, selbst noch heidnischen Sinn irre in der Vorstellung machen, daß Cato's Selbstmord etwas so bewunderungswürdiges sein möge, als das unverständige Echo einer heidnischen Begeisterung nachlallt. In der That ist dieser Selbstmord auch nichts, als ein Ausbruch der ungezügelten Willkühr einer sich über Gottes Gebot hinwegsetzenden schlechten Selbstsucht, welche nicht ertragen mag, was ihr durch höhere Hand auferlegt worden, und die ihre menschlichen Anschauungen für höhere Weisheit hält, als die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes. Wie der Egoismus einen großen Philosophen um die Vernunft bringen kann, ergiebt schon die Beantwortung der einfachen Frage: Welch' größere Grausamkeit vermochte denn Cäsar am Cato zu üben, als dieser an sich selber? Im Widerstreit mit der Natur und dem vom Schöpfer

in jedes Geschöpf gelegten Selbsterhaltungstriebe vollzog er an eigener Person das, was Alle an einer fremden zu thun verabscheuen. Er soll für die Freiheit gestorben sein. Welche Freiheit aber vermag ein todter Mensch für sich zu haben, oder Andern mitzutheilen? Mag man Cato's tadelloses Leben und Anderes, was er Rühmliches vollbrachte, loben. Seinen Tod zu rühmen, dürfte kein religiöser Heide, geschweige ein Christ, einen Grund finden. Wenn Jemand vor der Zeit das enge und natürliche Band löset, welches Seele und Leib zusammenhält, aus Furcht, ein Anderer werde es thun, so ist dieß ein mehr zu verabscheuendes, als zu lobendes Beginnen. Alle, welche mit Mißgeschick und mit Todesgefahr rühmlich kämpfen, beseelt der Muth und erhält die Hoffnung aufrecht, durch Beharrlichkeit und Ausdauer im Widerstande des bekämpften Unheiles Herrn zu werden. War es rühmlich, wenn die Hoffnung, welche alle solche Helden stützte, von Cato aufgegeben ward? Cato scheint nur Muth gehabt zu haben, sich des Glückes Güter, nicht aber des Unglückes Uebel gefallen zu lassen. Er stellte sich als ein Schwächling dar, indem er seine böse Zeit nicht zu ertragen vermochte. Sind nicht diejenigen weit bewunderungswürdiger, welche allen Widerwärtigkeiten zum Trotze muthig weiter leben und die Hoffnung festhalten, die Gunst des Geschickes wieder zu erlangen, obwohl sie sich verstoßen und besiegt und ihre Feinde glücklich und als Sieger sehen. Weit mehr, als Cato, ist

derjenige ein hochherziger Mann zu nennen, welcher, indem er das Mißgeschick zu ertragen verstehet, auch das Glück wieder zu suchen weiß. Abgesehen von diesen selbst einem Heiden zugänglichen Erwägungen, sollte der Mensch, welcher auch nur an Gott glaubt und deßhalb noch nicht einmal ein Christ zu sein braucht, wenn er sich an einen solchen Wendepunkt seines Lebens hingedrängt sieht, wie Cato, erwägen, daß, wenn wir Gottes Rathschlüsse nicht begreifen können, wir noch weniger dieselben tadeln oder denselben uns gewaltthätig entziehen dürfen. Seine Geheimnisse sind uns eben so unbekannt, als die Zwecke, welche seine Vorsehung durch die Handlungen der Menschen zu erreichen sich vorgesetzt hat.

Villagran war nun unbestritten Sieger. Der Sieg über Lautaro's Heer war ihm aber theuer zu stehen gekommen. Nicht nur hatte die verzweifelte Gegenwehr der Araucaner den mit den Spaniern verbundenen Indianern die empfindlichsten Verluste beigebracht, sondern auch unter Villagran's eigenen Leuten hatte der Tod mörderisch gehaust. Gleichwohl war der Sieg ein glänzender, denn die muthigsten Araucaner, die ausgesuchte Kriegerblüthe des Volkes, lagen niedergemähet auf der Wahlstatt. Der für unüberwindlich gehaltene Lautaro, welcher in einem Alter von neunzehn Jahren bereits eine Menge von Siegen über die Christen erfochten und welcher damit umging, dieselben sogar in ihren peruanischen Besitzungen anzugreifen, war nicht mehr. Die Brust der Spanier

fühlte sich, wie von einem Alpdrucke erleichtert. Sie feierten den Sieg daher nicht allein zu Santiago, sondern in allen chilesischen Standorten durch ein dreitägiges Siegesfest, weil man mit Recht denselben als eine der glücklichsten Begebenheiten für die spanische Machtentwickelung in diesen Länderstrichen ansahe. Sämmtliche Einwohner wünschten einander Glück dazu, daß der furchtbare Lautaro sie nicht weiter schrecken könne. Uebrigens ließ man dem gefallenen Feinde alle die Gerechtigkeit widerfahren, die man gewöhnlich Helden, welche man nicht mehr zu fürchten hat, angedeihen läßt. Seine kriegerischen Talente und sein Muth wurden von seinem erbittertsten Gegner am lautesten erhoben. Wegen einer Aehnlichkeit, die man mit dem berühmtesten unter den Karthagern an ihm zu finden glaubte, gaben ihm viele Spanier den Namen des chilesischen Hannibal, obwohl, wenn überhaupt Gleichnisse der Art zulässig erachtet würden, dem Lautaro mit mehrerem Grunde der Name eines Scipio gebühren dürfte. Olivares, der Geschichtschreiber Chili's, sagt, wie ich ihn hier zu seiner eigenen Ehre wiederholen lasse, bei Gelegenheit der Niederlage Lautaro's: „Es ist unbillig, den Namen eines „Kriegers zu verkleinern, der, wäre er unter uns ge„boren, durchweg den Namen eines Helden erhalten „haben würde. Wenn wir mit Recht die Thaten „eines spanischen Viriath erheben, so verdient ein „chilesischer Lautaro ein Gleiches. Beide stritten für „ihr Vaterland, um einerlei Ursache und mit gleichem

„Muthe.“ Von Lautaro's Leuten waren nur einige wenige der durch ihn angenommenen Indianer lebendig in die Hände der Spanier gefallen. Nur einem Araucaner war es vergönnt, lebendig zu entkommen, weil er unter die Todten gezählt war. Nachdem Andrea's Schwert an Rengo's Schädel zersplittert war, lag dieser auf und unter den Leichen seiner Landsleute und ward von den Spaniern, welche den Wahlplatz überschritten, auch für nichts Anderes angesehen. Ungeachtet des starken Blutverlustes war er aber doch nur ohnmächtig. Das Bewußtsein blieb ihm aber lange abhanden. Der mörderische Kampf hatte um die Zeit des Tagesanbruches gewüthet. Als Rengo aber wieder zum Bewußtsein gelangte, war es schon längst wieder Nacht geworden. Die Kühle derselben sammt dem Thau, welcher sich mit kalter Feuchtigkeit auf sein Gesicht legte, hatten die in ihm schlummernden Lebensgeister wach gerufen. Er starrte um sich. Das blasse Licht des eben dem Untergange zuneigenden ersten Mondviertels zeigte ihm genug von der entsetzlichen Umgebung, um in ihm seinen letzten Gedanken vor dem bewußtlosen Niedersinken mit der Gegenwart durch die Vorstellung dessen zu verbinden, was die Umgebung ihm mit stummer, aber grausenhafter Beredsamkeit verkündigte. Betäubt, gelähmt und erschöpft vom Blutverluste, erhob er sich. Sein starrer, stolzer Sinn war gebrochen. Thränen der Wehmuth und des Schmerzes entflossen den Augen, die sich bisher auch beim Anblicke des Entsetzlichsten

nie gefeuchtet hatten. Mühsam wollte er sich aus der Verschanzung herausschleppen, als er ein Geräusch vernahm, das dann und wann von den Leichen der Erschlagenen zu ihm herüberscholl, jedesmal mit einem langen tiefen Seufzer endete, dann von Neuem sich hören ließ und von einem Leichnam zum andern fortzuwandern schien. Da der Mond inzwischen hinter die am Horizonte aufsteigenden Nebel herabgesunken war, vermochte Nengo in der Entfernung, aus welcher das Geräusch zu ihm herandrang, nichts genau zu unterscheiden. Deßhalb näherte er sich dem Orte, von dem das Geräusch ausging und von welchem ihn, wie er jetzt bemerkte, Buschwerk trennte, durch das er hindurchkriechen mußte. Er erblickte nun eine schwarze Gestalt, die leise auf Händen und Füßen unter den Todten sich umher bewegte. Bei dieser Erscheinung ward Nengo, dem seine Lage und seine Verwundung das Herz eingepreßt, nicht allzu wohl zu Muthe. Gleichwohl überwogen Mitleid und Muth in seiner Seele. Er trat näher. Vom Getöse seines Schrittes erschreckt, richtete die Gestalt sich auf und sagte mit furchtsamem und flehendem Tone der Stimme: „Herr — Herr — ich flehe um Erbarmen; ich bin ein Weib und habe Dich nie beleidigt. Sollten auch mein Schmerz und unerhörtes Mißgeschick Dich nicht zum Mitleiden bewegen, sollten Dein wildes Herz und Deine mordsüchtige Waffe über die erlaubten Schranken gehen, was für Ehre würde es Dir bringen, wenn der gerechte Himmel es kund werden ließe, daß

Dein Schwert ein unglückliches, trostloses, verlassenes Weib, eine Wittwe getödtet habe? Darum bitte ich Dich, Herr, wenn Dein Glück, oder, was mir Armen beschieden worden, Dein Unglück je mit wahrer Liebe und reiner Treue Dich lieben ließ, vergönne mir, einen Leichnam zu begraben, der unter dieser Schaar von Todten liegen muß. Bedenke, daß, wer eine gerechte Bitte verweigert, das Böse billigt und sich einer Ungerechtigkeit schuldig macht. Darum hindere und störe ein frommes Werk nicht, das selbst Barbaren einander im Kriege verstatten; denn es ist ein Zeichen und selbst eine Art von Tyrannei, die ganze Gewalt, die man besitzt, zu gebrauchen. Laß erst meine Seele ihren Körper suchen, dann verfahre nach der Strenge ohne Erbarmen mit mir. Der Kummer hat ja ohnehin meine Tage so vergiftet, daß ich das Leben mehr, als den Tod fürchte. So kenne ich denn jetzt kein Uebel, das mir noch schaden könnte, so wie es noch vor vierundzwanzig Stunden kein Glück gab, das ich nicht genoß. Möge alles Uebrige verschwinden und dahinfallen, da mein süßer Freund gefallen ist. Wollte auch ein grausames Schicksal mir nicht gestatten, daß mein Leib mit dem seinigen vereint starb, so kann doch keine auch noch so feindselige Gewalt meinem trauernden Geiste wehren, dem seinigen zu folgen. Abgetrennt von diesem vermag er ohnehin hienieden nicht zu sein. Du aber, Du seiest wer Du wollest, bist im Stande, die Qual dieses, wenn auch vielleicht nur noch kurzen Alleinseins zu beenden. Heile mich

von meinem unerträglichen Wehe durch einen tödtlichen Streich und lege meinen erstarrten Leib zu dem seinigen, nachdem Du mich ihn hast finden lassen, in eine Gruft." Lange hatte Rengo dem ihm wohl bekannt klingenden Laute der klagenden Stimme bloß in der Absicht gelauscht, in seinem Gedächtnisse herauszufinden, wem dieselbe angehöre. Nur dem Klange nachhorchend, hatte er dem Inhalte der Worte gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ueberrascht und entsetzt rief er endlich: „Guacolda!" Kein Wunder, daß er so lange hin und her hatte rathen müssen. War ja die junge Araucanerin aus mehrjähriger spanischer Gefangenschaft erst gestern wieder zurückgekehrt und der ihm fremd gewordene Laut ihrer Stimme bei dem Feste zu selten zu ihm gedrungen, um ihm wieder traut und heimisch zu werden. Besser hatte Guacolda, nach Frauenart, Rengo's Stimme erkannt. Der einzige Ausruf ihres Namens verrieth ihr, was die Dunkelheit ihr bisher verborgen, daß die schwarze vor ihr ragende Gestalt kein Spanier, sondern ihr Landsmann Rengo war. War am beflorten Himmel ihrer Trauer ein Lichtstrahl möglich, so zuckte derselbe gewiß jetzt durch das finstere Gewölk ihres Schmerzes dahin. „Ach! mein theurer Rengo," sprach Guacolda, „gestern sahest Du mich mit meinem Loose zufrieden, in Freude und Jubel, keinerlei Furcht vor irgend einer Widerwärtigkeit, keine Besorgniß eines Wechsels der eben begonnenen Glückseligkeit beschlich mein froh bewegtes Herz. Heute hat voll kalter

Grausamkeit der blutige Tod Alles niedergestürzt und hinweggerafft, worauf mein Glück gestern so fest gestützt zu sein schien. Der ganze hochragende Freudenbau liegt zertrümmert am Boden. Welcher Trost kann mir so schweres Leid nur in etwas erträglich machen? Womit kann der Himmel ein Weh, wie das meinige, vergelten und ausgleichen? Diesem Unheile ist kein Heil gewachsen. Es giebt kein Glück, das ein so schweres Uebel aufzuheben vermöchte. Nun aber hilf mir, meinen Lautaro auffinden und mit armer Erde und Gestein seinen edeln Leib bedecken, denn es darf nicht geduldet werden, daß hungerige Raubvögel den jammervollen Leib noch mehr zerfleischen, als die tödtlichen Geschosse gethan haben werden. Es ist mir unerträglich, daß Hunde und anderes Gethier ihren unersättlichen Magen mit dem Fleische stillen, das die holde Gestalt des mir entrissenen Lieblings bildete." Rengo, welcher die Stätte kannte, auf welcher Lautaro gefallen, fand im nächtlichen Dämmerschein bald die geliebte Leiche, welche Guacolda mit dem Auge und dem Tastsinne der Liebe auch schnell erkannte. Kalt und starr, mit geronnenem Blute dicht bedeckt, lag der schöne Jüngling hingestreckt. In einem plötzlichen Ausbruche wilden Schmerzes warf Guacolda sich von maßlosem Weh erschüttert auf den Leichnam nieder und drückte ihr Gesicht gegen das kalte Todtenantlitz, das sie mit reichlichen Thränen bedeckte. Sie küßte ihm Mund und Wunde, ihre Seele lag in diesem Kusse, als

wolle sie dem Todten die entflohene durch die eigene ersetzen und die ihrige mit ihm theilen. „Wehe mir Unglückseligen," sprach sie, als ihre liebevollen Bemühungen sich fruchtlos erwiesen, „was beginne ich in solchem Leide, in solchem Unglücke? Was zögere ich in diesem günstigen Augenblicke, der grausamen Liebe ihr Opfer zu bringen? Kleinmüthige, wagst du es nicht, den ganzen Becher der Leiden mit einem Zuge zu leeren?" So voll heißer Begierde, zu sterben, fuhr sie mit einem Dolche, den sie am Boden entdeckt, verzweiflungsvoll nach ihrem schneeweißen Nacken. Nur mit Mühe konnte der ermattete Nengo dem verderblichen Vorsatze wehren. Er konnte aber nicht hindern, daß sie ihre Wuth, die sie vergeblich wider ihr Leben gewendet, nicht an ihrem trauerbedeckten Antlitze und an ihren schönen Haaren ausließ. Nengo that und sagte, was ihm sein Herz eingab. Nur mit Mühe gelang es ihm, Guacolda vor sich selber zu schützen, so groß war deren Ekel vor dem Leben und ihr wilder brennender Durst nach dem Tode. So schwer ihm die Arbeit bei seiner Ermattung ward, so getreulich half er der emsig arbeitenden Wittwe, dem erschlagenen Freunde und Gatten ein Grab zu bereiten und, nachdem der Leib in die Vertiefung gelegt, einen nothdürftigen Grabhügel zu formen. Nachdem dieser traurige letzte Liebesdienst dem Abgeschiedenen erwiesen worden, trieb Nengo die zögernde Guacolda zur Eile, damit sie nicht etwa entdeckt würden und den Spaniern von Neuem in die

Hände fallen möchten. Der Gegend, in welcher die Araucaner längere Zeit sich festgesetzt hatten und umhergestrichen waren, kundig, hoffte Rengo sich und seine Landsmännin, wenn der Zustand seiner Wunden es gestatten würde, auf verborgenen Seitenwegen nach Arauco zu bringen. Es kostete ihm nicht geringe Anstrengung, Guacolda zu bewegen, ihm zu folgen. Mehrmals war es ihm gelungen, sie einige Schritt weit von der Leichenstatt hinwegzuziehen. Aber jedesmal ergriff sie ein so heißes Verlangen nach Lautaro's Nähe, daß sie wieder zurückeilte zur eben verlassenen Stätte. Erst als Rengo auf einen hellen Streifen am Osthimmel, den Vorläufer des kommenden Tages, und die Unmöglichkeit, bei dessen Helle von hier unbemerkt zu entkommen, hinwies, riß sich Guacolda mit einem erstickten, verzweiflungsvollen Schrei von der theuern Stätte ihres schnell von einander abgelösten Glückes und Unheiles los und folgte fast willenlos der ziehenden Hand Rengo's. Dieser fühlte nur zu bald, wie er in der nächtlichen Arbeit die zum Wandern nöthige Kraft eingebüßt. Seine Wunden begannen von Neuem zu bluten, Wundfieber verursachten ihm brennenden Durst, seine Schritte wankten. Die Mühe, Guacolda hinter sich her zu ziehen, erschöpfte ihn vollends, und nachdem sie kurz vor Sonnenaufgang den schützenden Wald erreicht, dessen Dickicht sein nächstes Augenmerk gewesen, sank er ohnmächtig nieder. Nun erst wurde Guacolda klar, was Rengo ihr war und daß er ihre einzige Stütze bilde.

Sie machte sich heftige Vorwürfe, seine Ermattung durch ihren Widerwillen, ihm zu folgen, vermehrt zu haben. Ein helles Bild der Aufgabe, die sie jetzt zu lösen, stand ihr vor Augen. Zum Glücke rieselte in der Nähe eine Quelle, deren Murmeln ihr lauschendes Ohr bald ausfindig gemacht. Sie netzte den Ohnmächtigen mit deren Wasser, machte ihm aus frischem Grase ein Kopfpolster, legte ihn bequem zurecht und säuberte und verband seine Wunden, so weit es ihr in dieser Einöde möglich war, suchte erfrischende, kühlende Beeren und hatte bald die Freude, Rengo, dessen starke Natur die Ohnmacht überwand und des Fiebers wieder Herr ward, mit einigem Appetit davon essen zu sehen. Nach mehrstündiger Rast fühlte er sich so weit gekräftigt, daß er wieder eine Strecke weit gehen konnte und so kamen sie unter häufigem Rasten und langsamen Schrittes allmählich aus dem Bereiche, in welchem die Spanier sie etwa noch hätten aufheben können.

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.

Der

Jude von Verona.

Historischer Roman aus den Jahren 1846 bis 1849.

Aus dem Italienischen übersetzt.

Dritte Auflage.

Zwei Bände. fl. 4. 48. Rthlr. 2. 24.

Prof. K. Witte in seiner Schrift: „Der katholische Tendenz-Roman in Italien," Berlin, W. Hertz, urtheilt über diesen Roman: „Die Bilder aus diesen Zeiten des Wahnwitzes sind mit sichern, lebenswahren Strichen gezeichnet, die Sprache übertrifft an Kraft und Reichthum das gewöhnliche Maaß; landschaftliche Bilder aus Italien und der Schweiz, ja aus dem kroatischen Gränzlande beweisen wiederholt des Verfassers Meisterschaft. Die Scenen aus dem Volke, die hohlen Phrasen der Tagespolitiker sind dem Leben abgelauscht. Der Glanz demokratischer Volksfeste, die kriegerischen Scenen des lombardischen Feldzuges werden mit gleicher Anschaulichkeit gemalt.

Wahrhaft erstaunenswerth aber ist der Reichthum von Enthüllungen über die geheime Geschichte jener so unheilvollen Umwälzung: nicht nur auf den offenen Markt, nein, in die geheimsten Schlupfwinkel der Volksbethörer führt uns der Verfasser, und sicher ist das enthüllte Bild des revolutionären Treibens im Ganzen und Großen ein naturgetreues, an Bloßlegung der geheimen Triebfedern alles Andere übertreffendes."

Der Umstand, daß dieser Roman so bald in dritter Auflage erscheint, ohne daß die Kritik nur Notiz von demselben genommen hätte, überhebt uns der Nothwendigkeit einer weiteren Anpreisung.

Eine

Galizische Geschichte.

1846.

fl. 3. 12. Rthlr. 1. 27.

„Wenn wir viele solche Werke hätten, sagt eine Beurtheilung, so würde kein denkender Leser mehr nach Uebersetzungen greifen. Der Gegenstand dieses Buches, welches mit der lebensvollen Form und dem spannenden Interesse eines Romans noch den geschichtlichen Werth der Denkwürdigkeiten eines Augenzeugen und den fesselnden Zauber der Thatsachen verbindet, ist der versuchte Adels-Putsch im Februar 1846."

Emilia Paula.

Historisches Zeit- und Sittengemälde aus dem ersten Jahrhundert.

Nach dem Französischen des

J. Bareille.

Deutsch herausgegeben von

Joseph Chowanetz.

Eleg. geh. 2 Bände.

Marco Visconti.

Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert

von

Th. Grossi.

Aus dem Italienischen von

Dr. G. Link.

fl. 2. 42. Rthlr. 1. 18.

Erinnerungen

an die

vier letzten Päpste und an Rom

während ihrer Regierungszeit.

Von

Sr. Em. Cardinal Wiseman.

Aus dem Englischen

von

Dr. G. Link.

„Romae nutriri mihi contigit atque doceri."
Horaz.

fl. 2. Rthlr. 1. 6.

Diese Ausgabe zeichnet sich durch ihre, des Verfassers wie des Gegenstandes würdige, höchst elegante Ausstattung aus.

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.